STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
main,stks 940.28D254
Darstellung der merkwurdigsten

0 0001 00399556 8

S
740.28
D259
V. 1-3

Das Jahr 1830.

Darstellung

der merkwürdigsten

politischen Ereignisse

im Jahre 1830.

Erster Band.

Kaiserslautern.
Bei Buchdrucker Kohlhepp.

1831.

S
940.28
D254
V. 1-2

Expedition der Franzosen nach Algier.

Digitized by the Internet
In 2019 with funding from
project [illegible] from the [illegible] rary Services as administered by the Pen[illegible] rtment of Education through the [illegible] monwealth Libraries

https://[illegible]we.org/details/[illegible]arstellung00[illegible]

Bevor wir zur Erzählung der französischen Expedition gegen Algier übergehen, wird es nöthig seyn, dem Leser einen kurzen Begriff von dem Lande, den Sitten und der Regierungsart in Algier beizubringen, welche wir aus einer vortrefflichen Schrift hierüber, die einen französischen Diplomaten, der während 13 Jahren sich daselbst aufhielt, zum Verfasser hat, entlehnen.

Das Königreich Algier ist ungefähr 108 geographische Meilen lang, und 54 solche Meilen breit, da nämlich, wo es die größte Breite hat. Im Westen wird es begränzt von dem Marockanischen Staate, im Süden von Biledulgerid und dem Gebirge Atlas, im Osten von dem Tunesischen Gebiete, und im Norden von dem Mittelmeere. Das Königreich Algier ist in vier Gouvernements getheilt; sie heißen: Algier, Tremezen, südlich; Oran, westlich; Konstantine, östlich. Lezteres ist das größte und reichste. An der Spitze eines jeden Gouvernements steht ein Bey, der mit unumschränkter Gewalt das Land beherrscht, das Volk tyrannisirt, durch Auflagen erdrückt und aussaugt.

Das Königreich zählt nur wenige Städte. Die Aduards oder Dörfer sind ein Bild des tiefsten, bis zum Eckel abschreckenden Elends. Ein Scheik ist das Oberhaupt eines jeden Dorfes. Die meisten Aduards bestehen aus kleinen schlechtgebauten Häusern oder vielmehr Hütten, welche man nach Befund der Umstände abbricht und ohne Mühe anderswohin

schafft: es sind gewissermaßen fliegende Lager, die ihre Stätte wechseln, nach der Laune der sie bewohnenden Wilden.

Es würde schwer, wo nicht unmöglich seyn, die Bevölkerung genau anzugeben; die Menschen werden dort geboren und sterben, ohne daß über eines von beiden ein Verzeichniß geführt wird. Jedoch gibt die allgemeine Meinung derjenigen Eingeborenen, welche einige Kenntnis besitzen, oder sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftiget haben, die Zahl der Einwohner auf etwas mehr denn 2 Millionen an. Hierin sind einige kleine Völkerschaften nicht begriffen, welche nicht unterthan, und durchaus keinen Tribut zahlen. Die Stadt Algier, die ansehnlichste und Hauptstadt des Königreichs, zählte im Jahre 1815 90,000 Seelen. Seit jener Zeit hat aber die Pest furchtbar daselbst gewüthet, und diese Zahl ist wohl auf 50 — 55,000 herabgekommen, worunter 18,000 Juden.

In dieser Bevölkerungsangabe ist eine große Zahl Negersclaven mitgerechnet, welche aus dem innern Afrika kommen, und wie Thiere käuflich zu haben sind. Der Eigenthümer kann ihnen Arme und Beine zerschlagen, sie umbringen, wenn es ihm so gefällt, und hat für keinen Akt seiner Härte oder Grausamkeit gegen diese Unglücklichen irgend eine Strafe zu fürchten. Die gewöhnlichen Einwohner der Städte sind Türken, Juden und Mauren.

Man kann sagen, daß die Masse der Bevölkerung aus vier verschiedenen Nationen besteht: Türken, Juden, Mauren und Arabern. Sie bekennen sich zu verschiedenen Religionen; darunter ist der Islam die herschende. Am wenigsten zahlreich sind die Türken: es sind ihrer nicht über 6,000, junge und

alte; denn ihre Kinder gelten jederzeit für Mauren, können sonach kein Staatsamt begleiten, kein Vorrecht genießen. Wir werden besser unten sehen, wie sich die Türken ergänzen, oder reproduziren.

Die Verfassung des Algierschen Staates ist ganz republikanisch und höchst demokratisch. Bei dem allen regiert der Dey, welcher das Oberhaupt des Staates ist, als förmlicher Despot, er kennet nur seinen Willen.

Nach dem Gesetze muß der Dey ein Türke seyn, und vom Divan gewählt werden. Aber der Fall tritt selten ein, daß dieser erste Staatskörper dieses sein hohes Vorrecht ausüben kann. Fast immer stirbt der Herrscher als Opfer einer Partei des meuterischen und grausamen Soldatenhaufens, der, nachdem er ihn auf den Thron erhoben, gegen denselben sich verschwört, ihn erdrosselt, oder Gift zu nehmen zwingt, und einen andern an seine Stelle setzet. Der Dey kann nicht abdanken.

Der Dey ernennet zu allen Civil- und Militär-Ämtern, aber seine Söhne, Brüder, und sogar seine Verwandten sind während seiner Herrschaft von allen Ämtern ausgeschlossen. Er wählt seine Minister und seine Gesandten; er schließt Frieden, erhebt Krieg, alles nach freiem Willen; kurz, das Schicksal des Landes und seiner Unterthanen liegt ganz in seiner Hand, so lang er die unermeßliche Gewalt, womit er bekleidet ist, zu behaupten weiß. Allein wenn diese Gewalt verdächtig, wenn der Druck allzufühlbar wird, und zu Angriffen reizt, dann ist des Dey's eiserner Szepter bald zerbrochen, es ist um den Machthaber geschehen. Gestern noch mocht' er tausend Köpfe verlangen, und konnte mit Einem Worte sie fallen lassen: heute fällt der seinige.

Gemäß der Konstitution ist der Divan der Bewahrer der Gesetze, der Staatsrath; er muß

von allen öffentlichen Angelegenheiten Kenntniß nehmen. Dennoch wird er von dem Dey selten zu Rathe gezogen, und wenn dieser unumschränkte Gewalthaber sich einmal zu diesem Beweise von Ehrerbietung herabläßt, so leitet ihn dabei immer nur die Furcht vor einem unglücklichen Ereignisse, wovon er Ursache und Tadel auf seine Räthe schieben zu können froh wäre; er ist nur das Scheinbild des Staatskörpers, dessen Namen er führt; die Gewalt desselben hat der Dey unwirksam gemacht. Auf der andern Seite wird dieser Häuptling, vor welchem alles zittert und weicht, wieder nur wie ein Soldat betrachtet: er bekommt seine Löhnung, und bei der täglichen Vertheilung des Brodes wird ihm das seinige wie jedem andern Janitscharen verabreicht. Noch mehr: wenn ein Weib aus der untersten Klasse sich im Pallaste einstellet und bei dem Dey eine Klage vorbringen will, so zieht es eine Schelle vor der Pforte: der Dey muß kommen und die Klägerin anhören.

Die Türken bilden für sich allein die Miliz, oder besser, das Heer, welches zum Chef einen Aga hat, der sehr oft weder lesen noch schreiben kann, dem militärische Taktik und Kriegskunst völlig fremd sind. Wo sollte er auch solches lernen? Das Vorrücken im Heere geschieht nach dem Dienstalter mit Ausnahme des Chefs, welchen der Dey gewöhnlich unter seinen Freunden wählt. Diese Kriegsschaar hat ganz besondere Vergünstigungen: die verheiratheten Krieger, und es giebt ihrer viele, leben mit ihren Weibern zu Hause; die unverheiratheten wohnen in Kasernen, worin sie von Sclaven bedient werden. Sie entrichten keine Abgabe, sie heiße wie sie wolle, und dürfen allein Feuergewehre

tragen. Jedoch in den Fällen, wo die Mauren und Araber zur Landesvertheidigung oder zu sonst einer Kriegspflicht aufgerufen werden, erhalten auch sie Waffen wie jene. Jeder türkische Soldat hat Ansprüche auf den Thron; nie erleidet er eine öffentliche, und selten eine geheime Strafe.

An der Spitze der Seemacht steht ein Admiral, welchen der Dey unter seinen Kreaturen dazu wählt. Das Korps der Hauptleute ist zahlreich, und diese Hauptleute sind etwas unterrichteter als die Offizire der Landtruppen, weil sie fast immerwährend als Piraten die Meere durchstreifen. Diese Marine hat keine Schiffe von hohem Bord; vor der französischen Expedition bestand sie aus 2 Fregatten, 4 Korvetten, 5 Briggs, 3 Galeotten und andern kleinern Fahrzeugen, also zusammen höchstens 18 — 20 Segeln, sämmtlich schlecht ausgerüstet und nicht besser bemannt. Zu diesen Streitkräften muß man noch etwa zwanzig Kanonierschaluppen rechnen, die ebenfalls in schlechtem Stand sich befinden. Kauffahrteischiffe hat Algier nicht.

Das Staats-Einkommen besteht in Tributen, welche von mehreren Mächten, die ich noch nennen werde, entrichtet werden, ferner in den Mauthgefällen, wobei jede eingeführte Waare 5 % Eingang bezahlt; in dem Pachte der Korallenfischerei an der Küste des Ostgouvernements, unweit Bona. Frankreich, an welches diese Korallenfischerei überlassen ist, bezahlt dafür jährlich 200,000 Franks. Dann giebt es noch eine Felder- und Häusersteuer, die aber sehr wenig abwirft; endlich gehört noch hierher der Ertrag der Prisen, ehedessen ausserordentlich, jezt täglich weniger ergiebig.

Der Handel ist sehr beschränkt, um nicht zu sagen: unbedeutend. Der Feldbau ist daselbst schlecht besorgt, und so erbärmlich als irgendwo, bei großer Fruchtbarkeit des Bodens. Gewerbfleiß darf man da nicht suchen, wo keine Fabriken, keine Produkte, die ihn nähren könnten; wo nicht eine Straße für die Transporte ist. Kameele, Maulthiere und Esel sind die einzigen Transportmittel des Landes; Pferde werden selten als Lastthiere verwendet. In dem Königreiche findet man keinen von jenen Wegen des Verkehrs, wie deren in den civilisirten Ländern zur allgemeinen Bequemlichkeit bestehen; keine einzige angelegte Straße; kein Wagen oder Karren, die hin- und hergehen; keine Fahr- oder Briefpost, die auch nicht viel zu thun fänden, bei einem unwissenden und beschränkten Volke, ohne Handel, ohne Hang zu Austausch und Industrie; bei einem Volke, welchem Kunst, Buchdruckerei und Wissenschaft fremd sind.

Ich komme nun auf den wichtigsten Punkt, die Hauptstadt, welche, um die Sache gehörig zu bezeichnen, das Haupt und die Füße des Königreiches ist.

Die Stadt Algier liegt an dem Abhang eines Berges und dehnet sich unvermerkt bis an den Saum des Meeres und nach dem Hafen hin aus, wo sie am breitesten sich entfaltet, und zum Theil längs der Rhede, im Osten hinläuft. Ein Damm oder Molo, 6 — 700 Schritte lang, verbindet die Stadt mit einer Insel, worauf ein Fort und niedere Batterieen, welche eine Linie von mehr als 100 Feuerschlünden bilden; auch erhebt sich dort ein runder Thurm, welcher einen Fanal trägt, den bei Nacht in diese Gegend kommenden Schiffen das Land an-

zuzeigen. Der Thurm ist ebenfalls mit zahlreichem Geschütze bespickt, Der Hafen, ohnehin nicht leicht zugänglich, liegt unter dem Schutze der Batterieen von jener Insel und mehrerer andern von der Stadt; er ist ganz besonders eng und faßt nur wenige Schiffe. Jedoch hat er hinlängliche Tiefe, um Fregatten und sogar Linienschiffe bei seiner Mündung aufzunehmen. Feste und zahlreiche Batterien sind ziemlich nahe aneinander, von einem Ende desjenigen Stadtviertels, welches am Ufer sich hinzieht, bis zum andern Ende aufgeführt, indem dieser Theil bei einem Angriffe von der Seeseite her am meisten ausgesetzt, und vielleicht auch zur Vertheidigung am besten geeignet ist. Geht man von Algier längs der Küste zwei Stunden lang ostwärts, so kommt man an das Kap Matifour, welches die Spitze der Rhede bildet, und ein sehr festes Schloß hat, das den Zugang der Rhede verwahrt. Der Raum, welcher diese beiden Punkte trennt, ist mit Artillerie dicht besetzt. Im Westen der Stadt dieselben Vertheidigungsanstalten, einige Forts und einige Batterieen, das Meer entlang, gelten als eben so gute Widerstandsmittel. Kurz, es würde keine Übertreibung seyn, auf 8 — 900 die Zahl der Feuerschlünde zu setzen, welche auf einer 3 Stunden langen Linie von Osten nach Westen, das ganze Königreich decken; wohl aber würde die Übertreibung groß seyn, wenn man behaupten wollte, Algier habe Kanoniere genug zur Bedienung dieses Geschützes, da wo es spielen soll. Von der Landseite ist die Stadt nur mit einem Graben und einer alten Mauer umgeben, auf welcher, in Zwischenräumen, einige Stücke Geschütz stehen, welche die Umgebung bestreichen. Nicht fern von dieser Mauer, und höher als Algier, steht gegen

Osten ein Schloß, gemeiniglich das Kaiserschloß genannt; daselbe beherrscht diese Aussenpunkte, die Stadt und einen Theil der Rhede. Ferner sind noch einige Batterien auf den Höhen, welche den Platz von Süden her beherrschen.

Solches sind vom Meere her die Schirmanstalten für die Stadt und das Königreich Algier. Alle Kraft hat man auf dieser Gränze vereinigt; denn diese ist den Angriffen und Anfällen der Christen am meisten blos gestellt, indessen die andern Seiten nichts von ihnen zu befürchten haben. Auch stehen sie schutz- und wehrlos.

Ich weiß in der That nicht, wie die Verfertiger geographischer Wörterbücher sich haben beigehen lassen können, Algier als eine große und sehr schöne Stadt anzuführen. Ich vermuthe, sie haben sich von ihren Vorgängern täuschen lassen, daß sie denselben nachsprachen, und, ohne von der Stelle zu rücken, doch wie jene die Welt beschreiben wollten. Aber ist denn Erdkunde einerlei mit Roman schreiben? Die Franzosen, hoffe ich, sollen uns bald die genaue Topographie jener Hauptstadt liefern. Unterdessen kann man sagen, Algier sey bis auf sehr wenige Häuser, welche in ihrem Innern als recht hübsch gelten können, und bis auf einige öffentliche Denkmäler, welche keiner besondern Aufmerksamkeit werth sind, Algier, sage ich, sey als Stadt abscheulich gebaut. Die Straßen, ohne Abschnürung, winden sich wie Gedärme; sie sind so unreinlich und stinken so arg, daß man bei der dortigen Unsauberkeit, womit die öffentlichen Wege bedeckt sind, geboren seyn und lange dort gelebt haben muß, um diese ekelhafte Ausdünstung ertragen zu können. Die Häuser sind sämtlich mit Terrassen bedeckt und so nahe bei ein-

ander, daß man auf jenen Platt-Formen (platten Dächern) ohne weiters die ganze Stadt umwandeln könnte. Die Frauen besuchen diese Plattformen, um Luft zu schöpfen, und sehr oft um sich sehen zu lassen, ihre eifersüchtigen Männer wissen es natürlich nicht. In Algier giebt es weder Gärten noch öffentliche Plätze, giebt es schlechterdings keine Anstalt zum Nutzen oder Vergnügen seiner Einwohner; keine Spaziergänge, kein Theater, kein Versammlungsort, als Moscheen und einige schlechte Kaffeehäuser. Die Häuser, deren Zahl auf 10,000 angegeben ist, und die sämtlich weiß sind, sind meistens von Holz und in einen Bezirk so zusammengedrängt, daß kein leeres Plätzchen zu finden ist; daher wüthen bei einem Bombardement in der Stadt furchtbare Feuersbrünste.

Weil Algier der Sitz der Regierung und die Niederlage aller Elemente seiner Kraft und seiner Macht ist; weil es so zu sagen das ganze Königreich vorstellet, so haben sich alle Vertheidigungsmittel daselbst vereinigen müssen, und sind auch wirklich in solcher Zahl vorhanden, daß man die Stadt für unzugänglich von der Seeseite her ansehen könnte, wenn Franzosen, Engländer, Österreicher oder Preussen sie vertheidigten. Aber wenn gleich die Türken als recht brave Vertheidiger eines Platzes bekannt sind, so können doch die Algierschen Türken keinen Anspruch auf dieses Verdienst machen, und hätten sie es auch, so sind sie nicht zahlreich genug, um ein Korps zu bilden, welches ihre Hauptstadt schützte. Denn die beiläufig 6000 Mann Türken, woraus das Heer oder die Miliz besteht, liefern auch die Besatzungen von Oran, Tremecen, Konstantine, Bona und einigen andern wenig be-

deutenden Plätzen. Man könnte sonach auf 4000 Köpfe die Zahl derer anschlagen, welche ihren festen Sitz in Algier haben, und wovon ein Fünftheil wenigstens 60 Jahre alt ist. Diese Leute übet man nie, die Artilleristen ausgenommen: sie kennen keine Kriegszucht, keine Ordnung, keine Taktik. Eben so wenig kennen sie Muth und Tapferkeit, weil sie nichts von dem empfinden, was den Menschen erhebt und ihn vor andern auszeichnen kann. Jedenfalls darf man aber diese verbrecherischen, viehisch-dummen und wilden Menschen nicht mit den andern türkischen Unterthanen des Großherrn in eine Klasse werfen: letztere können in Güte, Geduld und Unterwerfung mit allen bekannten Völkern auf gleicher Linie stehen. Damit man mich nicht beschuldige, ungerechter Weise die Algierschen Muselmänner als Verbrecher und wilde Barbaren bezeichnet zu haben, so höre man in wenigen Worten warum sie in Algier sind, und urtheile alsdann, ob ich den Ausdruck übertrieben habe.

Wann der Großherr dem Dey eine Gunstbezeugung zugedacht hat, sendet er ihm wie ein prächtiges Geschenk 2 oder 300 dieser Banditen, Auswürflinge der türkischen Bagnos oder der Gefängnisse; sie waren größten Theils zum Tode verurtheilt. Man wirft sie auf ein Schiff, wo sie einer auf dem andern und gefesselt liegen bleiben bis zu ihrer Ankunft in Algier. Kaum dort angelangt, so fallen ihre Fesseln, und sie finden sich unmittelbar darnach mit denen in der Stadt in ein Korps vereinigt: diese in der Stadt freuen sich bei dem Anblicke ihrer würdigen Waffenbrüder, welche, wie früher sie, einem schmachvollen Tode oder lebenslangen Marter entgangen sind. Von diesem

Augenblick an genießen die neu Angekommenen die nemlichen Vorrechte wie ihre älteren Brüder, nur nicht in Hinsicht des Soldes, welcher gering ist, allein alle Jahre wächst, bis er, wie man sagt, ganz oder vollständig wird. So ist es mit den Vertheidigern Algiers, so mit den Menschen, welche jenen Fürstensitz besteigen, und mit den Potentaten Europa's als Macht gegen Macht unterhandeln. Hie und da tritt jedoch auch der Fall ein, daß Türken aus freiem Antriebe nach Algier kommen und sich den andern beigesellen, von denen sie rücksichtlich des Charakters, nicht sonderlich verschieden sind.

Hülfstruppen finden die Türken, wann die Umstände es erheischen, an den Mauren und Arabern, welche sich wie Horden von Wilden zusammenschaaren und auch so streiten. Ferner stellet jeder Bey sein Kontingent Truppen, welche eben so und von gleichem Werthe sind; gewöhnlich führt er sie persönlich an.

Die Seesoldaten sind, mit Ausnahme der Kapitäne und der andern Subaltern-Offiziere, noch schlechter, aus handgreiflichen Ursachen. Wann die Eskader auslaufen will, so fängt man, so preßt man in der Stadt und sogar ausserhalb derselben, alle Lastträger, Fischer, und was nur unter den Mauren und Arabern ohne Beschäftigung ist. Man wirft sie auf Kriegsschiffe, giebt einige Stockstreiche denen, welche sich nicht willig anstellen, und so sind dergleichen Schiffsbemannungen im Nu gebildet und kosten dem Staate nichts: sie erhalten weder Kleidung noch Sold, und haben für ihren Dienst, wie lange er auch dauere, nichts zu hoffen, als einen Antheil an den Prisen, wenn deren gemacht werden. Da nun die Streitkräfte zu Land und zu Wasser so

zusammengesetzt sind, wie ich es erzählt habe, so kann jeder über ihren Werth urtheilen. Wollte übrigens die Regentschaft ihre kleine Seemacht auf eben dem Fuße halten, wie es die europäischen Mächte thun, so hätte sie nicht Mittel genug, sie zu bemannen, zu unterhalten und die Löhnung zu bestreiten. Denn das Land ist äusserst arm und die Regierung ist nicht reich, trotz ihrer Erpressungen, verübt an den eigenen Unterthanen, trotz des Ertrags ihrer Seeräubereien, der übrigens täglich ungewisser wird, und endlich trotz der Tribute, welche jene Regierung verschiedenen Staaten auflegt.

Die Handelsbilanz steht bei weitem nicht zu Gunsten der Algierer, welche nur Getraidte in den Jahren des Überflusses, Ochsen- und Ziegenhäute ausführen, dann auch eine gewisse Quantität Wolle, Straußenfedern, Wachs und einiges Hornvieh einzig und allein für die Stadt Gibraltar und deren Besatzung. Die Einfuhr besteht in Kaffee und Zucker, wovon der Verbrauch ausserordentlich ist; in Kupfer, Blei, Bauholz, so viel verbraucht wird, Segel und Tauwerk, Feuergewehren, Tüchern, Gold- und Silberbrokat, Damaste, Leinen- und Baumwollenzeug, Indigo, Cochenille, Eisen und vielen andern Artikeln, deren nähere Angabe hier zu weit führen möchte.

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß die Algierer von der Pforte abhängen und ihr gehorsamen. Die Art Oberherrlichkeit, welche der türkische Kaiser über die Barbaresken ausübt, bezieht sich mehr auf die Religion als die zeitlichen Angelegenheiten. Zwar ertheilt der Sultan dem Dey die Investitur; doch ist dieses mehr eine Formalität als strenge Nothwendigkeit, und die neu

Gewählten wissen im Nothfalle sehr gut diese Investitur zu entbehren. Ein Beweis, daß die Algierer kein Theil der großen Ottomanischen Familie sind, ist der Umstand, daß in allen ihren Streitigkeiten mit den andern Mächten und bei deren Angriffen, der Großherr niemals sie zu vertheidigen oder zu schützen suchte, sei es durch seine Intervention, sei es durch Hülfssendungen oder feindliche Schritte. Wann Seine Hoheit dann und wann den Algierern Firmane schickt, so giebt sie ihnen jederzeit den Namen »Seeräuber.« Stehen diese Firmane den Algierern an, so küssen und nehmen sie dieselben mit tiefster Ehrerbietung auf; im entgegengesetzten Fall erklären sie dieselben als nicht authentisch, und verwerfen sie als falsch. Indessen erheischen Politik und Interesse der Algierer, daß sie die größte Rücksicht auf die Pforte nehmen, weil sie ihnen von Zeit zu Zeit eine Fregatte oder ein anderes Kriegsfahrzeug und Mannschaft schenkt. Anderseits muß auch der Großherr alle Barbaresken-Staaten schonen, da er ihre Seemacht in Anspruch nimmt wann es ihm einfällt. Die Algiersche Regierung hat keine Bündnisse, keine Staatsrelationen mit den europäischen Regierungen, sondern nur einige Verhältnisse von sehr untergeordneten Interessen. Diese Verhältnisse sind durch schriftliche Übereinkommnisse festgestellt, welche sie oft vergessen, oder, wenn sie es für nützlich finden, mit Füßen treten, denn nichts ist ihnen heilig, und das Völkerrecht, welches man schon bisweilen mittelst Kanonenkugeln ihnen beizubringen versucht hat, wollte bis jetzt nicht in ihren Kopf.

So ist es mit diesem Königreiche und diesen trotzigen Algierern, so lange waren sie das Schrecken

der Christen zur See, an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeeres, und doch sind sie an sich so wenig zu fürchten.

Um zu zeigen, wie schwer eine Landung an den Algierschen Küsten, wie gefahrvoll die Expedition der Franzosen sei, gieng man auf die Karls V. zurück, deren Resultat wirklich äusserst unglücklich ausfiel. Aber zuerst muß man bemerken, daß diese Expedition um die Mitte Oktobers in die See stach, als noch immer die gefährlichen Äquinoktialwinde wehten. Dennoch kamen die Spanier an der Küste nahe bei Algier an, landeten, und schlugen ihr Lager unter den Kanonen des Platzes. Ein schrecklicher Orgau erhob sich und zerstörte einen Theil der Flotte. Die Wasser, welche vom Himmel fielen und welche in reißenden Strömen von den benachbarten Bergen stürzten, verursachten dem Belagerungsheer unermeßliche Verluste, und zwangen was übrig blieb, sich auf den Trümmern der Eskader einzuschiffen, welche sie zurückbrachte und nicht wieder nach jenen Gegenden zurückkehrte. Hierin liegt, meines Bedünkens, kein Ruhm für die Türken, und kein Schimpf für die Spanier; es fand dabei weder Niederlage noch Sieg statt, und dieses Ereigniß beweiset auch nicht, daß ein gleiches Loos den Franzosen bevorstehe. Überdies hielt dieser unglückliche Versuch die Spanier nicht ab, lange Zeit hernach einen zweiten zu machen, welcher ihnen Oran verschaffte, wo sie ausserordentliche Festungswerke anlegten, und große Magazine in Felsen gruben. Sie behielten den Platz, welchem sie eine hohe Wichtigkeit gegeben, bis ein Erdbeben alle Werke und die Stadt zum großen Theile zerstörte. Sie gaben in der Folge den Platz den Algierern zurück,

gegen

gegen einige Zugeständnisse von Seiten dieser an die Spanier.

Die Franzosen, unter dem Oberbefehle Duquesne's, bombardirten Algier und erhielten die verlangte Genugthuung.

Daß die Algierer sich nicht immer hinter den Schutzwehren des Meeres und ihrer kriegerischen Stadt, wie sie dieselbe benennen, sicher glauben, würde ferner noch aus vielen Landungen, welche an ihren Küsten zu Stande gekommen, und endlich aus den mißhelligen Erörterungen hervorgehen, die sich zwischen ihnen und dem Dey erhoben, als die Englisch-Niederländische Eskader von 23 — 24 Segeln, unter Lord Exmouth 1816 erschien. Kaum hatte dieser Admiral Anker geworfen und seine Flotte eine Stellung nehmen lassen, welche den Barbaren seine Absicht klar genug anzeigte, ließ er unter andern Dingen von dem Dey verlangen, er solle die Sclaverei abschaffen, und sich künftig der Seeräuberei begeben u. s. w.; dieses Ansinnen begleitete er, auf den Verweigerungsfall, mit der Drohung eines Bombardements. Der (kleine) Sultan erklärte, daß er nie in diese Forderungen einwilligen werde. Seine ältesten und klügsten Räthe wagten es ihm vorzustellen, er würde besser in das Ansinnen der Engländer sich fügen, als sich den Wechselfällen eines Bombardements aussetzen, welches die gänzliche Zerstörung der Stadt und so viele andere Unfälle, die man noch gar nicht berechnen könnte, zur Folge haben dürfte. Der Dey beharrte auf seiner Meinung, die Räthe auf der ihrigen: sie bewiesen, daß man den Streitkräften, welche die Feinde vor ihren Augen aufgestellt hätten, nicht gewachsen wäre; das Räthlichste würde seyn,

in Erwartung glücklicherer Umstände, in das Begehren des englischen Admirals einzugehen. Die Erörterungen waren äußerst heftig; das letzte Wort des Dey's war: Kampf. »Wenn du es so willst, sagte dann einer seiner Offiziere zu ihm, »so komm' und brenne die erste Kanone los.« Als sich der Despot gewissermassen so von den Seinigen herausgefordet sah, siegte seine rohe Hartnäckigkeit und sein rasender Stolz: nicht nur löste er die erste Kanone, sondern nachdem er auf den Feind geschossen, blieb er mitten unter dem Geschütze an dem gefährlichsten Posten, und verließ ihn erst nach dem Kampf, mit Rauch, Schweiß und Staube bedeckt; erst als er alle Werke des Platzes fast dem Erdboden gleich, seine Schiffsmacht verbrannt, und die meisten Batterieen zorstört sah, entschloß er sich zur Kapitulation. Lord Ermouth machte keine sonderliche Forderungen; nach dem Kampf verlangte er dasselbe, wie vor dem Kampfe: man eilte es zu gewähren. Der siegreiche Admiral glaubte die guten Algierer mit solchem Edelmuthe behandeln zu müssen, weil sie die besten Menschen von der Welt, nur aber freilich Seeränber, wildtrotzig und aller Civilisation Feind sind.

Der Dey, welcher den Kampf schlechterdings gewollt, büßte seinen Starrsinn schwer. Einige Monate später, wurde er als die Ursache des Übels angeklagt, so die Engländer dem Lande zugefügt. Meuterische Soldaten, seine Ankläger und Richter, rückten vor seinen Pallast und verlangten seinen Kopf zur Sühne. Er suchte sich von den Anschuldigungen zu rechtfertigen, sah aber bald, daß er gegen Leute, die nach seinem Leben strebten, nichts ausrichtete und schlug der zügellosen Soldateska vor,

er wolle ihr den öffentlichen Schatz überlas
Man antwortete ihm: man wolle kein Geld, so
dern seinen Kopf. Er fügte sich in sein Geschi
und ward erdrosselt.

Wären die Algierer auch ein einfaches Volk, ohne selbstgefällige Ansprüche und Stolz, so würden die Rücksichten und was noch mehr ist, die Liebkosungen, welche Regierungen, die eine Seemacht besitzen, an sie verschwenden, ihnen den Geist der Ansprüche und des Dünkels geben. Sollte man glauben, daß jedesmal, wenn ein neuer Dey eingesetzt wird, die zu Algier residirenden Repräsentanten der Nationen ihm die Hand küssen müssen, als wäre solches eine pflichtschuldige Huldigung, — der englische Agent faßt die Hand ohne sie zu küssen, — und daß sie zu diesem Handkusse erst zugelassen werden, wenn der geringste der Beamten des Dey's sich dieser Pflicht entledigt hat? Ausser diesem schimpflichen und herabwürdigenden Gebrauche müssen die Souveräne, welche er den Tag vor seiner Thronbesteigung noch gehöhnt hat, oder den Tag darauf höhnen wird, ihm irgend ein Geschenk machen; und so oft eine Veränderung im Ministerium vorgeht, muß man ebenfalls dem neuen Minister Geschenke machen.

Fällt es dem Dey ein, irgend einen Agenten an eine Macht zu senden, so trägt man sämmtliche Unkosten, von dem Augenblicke an, wo er die Staaten dieser Macht betritt! Solches geschah noch im Jahr 1818.

Der gegenwärtige Dey, Hussein, wollte eine Gesandschaft an den Prinz-Regenten, den jüngst verstorbenen König von England, abschicken, und begehrte von der brittischen Regierung eine Fregatte, welche den

[redacted]andten nach London brächte. Befehle wurden [redacted]ch Malta gegeben, und die Fregatte, welche ein [redacted]enig auf sich warten ließ, holte den Diplomaten und sein Gefolge in Mahon ab, wo er in Quarantäne lag. Weil die Antwort des englischen Ministeriums einige Zeit ausblieb, und dieser Verzug den Algierern Unruhe machte, so bewarben sich heimlich die Agenten zweier großen Mächte wetteifernd um die Ehre, daß der Dey eine Fregatte ihrer Nation annehmen möchte, um besagte Gesandtschaft nach England überzusetzen, wo sie etwa 8 Monate verweilte, und den Engländern wenigstens 150,000 Franken kostete. Sind das nicht schöne Vorrechte, welche man unsern guten und ehrenwerthen Algierischen Freunden eingeräumt hat?

Erwäget man die schwachen Elemente der Algierschen Macht, so ist man ganz erstaunt, und fragt sich, wie es möglich sey, daß eine Handvoll Seeräuber, eben so feige Seeleute als schlechte Soldaten, sich den christlichen Staaten furchtbar gemacht haben, und wie diese Staaten sie als furchtbar haben ansehen und ihnen Achtung bezeigen können. Bald aber schwindet dieses Staunen, wenn man bedenkt, daß die Macht und die Mittel dieses Haufens Räuber nur ein Trugbild ist, ersonnen von der Politik einiger Mächte ersten Ranges, deren Stolz und Vortheil, Unduldsamkeit und Selbstsucht in früheren Zeiten alle andere Flaggen, die einen Theil des Seehandels hätten an sich bringen können, aus den Meeren zu verbannen suchten, und in dieser Absicht sie den Plünderungen und dem viehischen Heißhunger dieser Barbaren preiß gaben, damit sie gar nicht wagten, sich zu zeigen. Auch behauptet ein Staatsmann, Apostel dieser

Machiavellischen Staatskunst, »wenn Algier nicht wäre, müßte man es schaffen.« Noch mehr; wann eine dieser großen Mächte sich über die Algierer zu beklagen hatte, und strenge Maasregeln ergreifen wollte, um sie zu züchtigen und Genugthuung zu erhalten, so suchten die andern durch ihre Präponderanz oder durch geheime Mittel sie von ihrem Plan abzubringen oder ihre Anstrengungen zu hintertreiben, und retteten auf diese Weise die Algierer vor den Streichen der Entrüstung und Rache, von Seiten der beleidigten Nation. Solches sicherte ihnen die Strafloſigkeit bei ihrem Raubsysteme, und erzeugte das naive Wort Mustapha's, Algierschen Dey's: »Seine festen Plätze lägen in Europa.«

Die Algierer sind die verwöhnten Kinder der christlichen Mächte, und zugleich ihre natürlichen Feinde. Zu den Thatsachen, welche ich bereits angeführt habe, will ich noch einige fügen, die man als notorisch ansehen kann: sie bezeugen handgreiflich und moralisch die Wahrheit meiner Behauptung.

Holland, dessen Handel im siebenzehnten Jahrhundert weit blühender gewesen, als er im gegenwärtigen ist, hatte sich über die Räubereien der Barbaresken-Staaten zu beklagen; ohnehin sah es in diesen eine Geissel des Handels wie der Menschheit. Es schlug den Regierungen von Frankreich, England und Spanien eine Coalition gegen jene vor, die zum Ziele hätte, sie aus ihren Besitzungen von Marocco an bis nach Agypten hin längs der Küste und dem Meeresufer zu vertreiben, und christliche Kolonieen in diesen wunderlieblichen, vormals so glücklichen, an großen Erinnerungen so reichen Gegenden anzulegen. Der gewisse und glorreiche

Erfolg eines so edlen Unternehmens mußte die Aufmerksamkeit der drei Mächte erregen, und sie zu diesem Kreuzzuge bestimmen, welcher viel nützlicher und weniger gefährlich war, als die Züge, welche man einige Jahrhunderte früher zur Eroberung des noch heut zu Tage sogenannten heiligen Landes hatte abgehen sehen. Die drei Mächte antworteten auf den Vorschlag mit dem Schweigen der Verweigerung, und dasselbe wurde gewissenhafter gehalten, als ein Friedens- und Freundschaftsvertrag.

Als die Souveräne auf dem Aachner Kongresse über Materien sich beriethen, welche von höchster Wichtigkeit waren und Europa's Schicksal feststellen sollten, fühlten sie die Nothwendigkeit den Seeräuberkönigen einen Zaum anzulegen, ihnen, welche sich das Recht angemaßt, alle Flaggen zu brandschatzen, die Küsten und Inseln zu verwüsten, alle Christen, welche ihnen in die Hände fielen, zu Sklaven zu machen, allen Staaten deren Seemacht minder ansehnlich, Tribute aufzulegen. Als diese Souveräne, sage ich, sowohl ihren Unterthanen als den andern Völkern Europa's die Freiheit der Meere sichern, und ihre Flagge vor jeder Beschimpfung von Seiten der Barbaresken wahren wollten, so faßten sie, nach reiflicher Erwägung, den Beschluß: »man würde die Barbaresken-Mächte einladen, sich in ihren Relationen mit den civilisirten Mächten auf einerlei Fuß mit denselben zu setzen; im Verweigerungsfall aber, würde man sie mit Gewalt dazu zwingen. Frankreich und England übernahmen es, ihnen den Entschluß und die höchste Willensmeinung des Kongresses kund zu thun, so wie sie sich auch anheischig machten, im Nothfalle die

Gewalt anzuwenden, damit die Entscheidung der erlauchten Herrscher ihr ganzes Gewicht erhielte.

Trotz des Achtunggebietenden Beschlusses der heiligen Allianz, welcher den Algierern nicht unbekannt seyn konnte, hat man, statt Besserung ihres Betragens, sie ihre Heldenthaten fortsetzen und so feindlich gegen England und die Niederlande handeln sehen, daß sie sich die Züchtigung durch die vereinten Flotten dieser beiden Mächte, unter den Befehlen des Lord Exmouth, zuzogen.

Der Englische Admiral Freemantle und der Französische Admiral Jurieux stellten sich mit einer kleinen Eskader vor Algier, um der Regentschaft den Artikel des Aachener-Kongreß-Protokolles zu notifiziren. Die Art, wie die Admirale behandelt wurden, mag einen Begriff geben, hätte man ihn nicht schon, von der Unverschämtheit und Brutalität dieser Seeräuberkönige, in ihren Verhältnissen mit den Souveränen, welche sich zu einer Negoziation mit ihnen herablassen.

Die geschicktesten Diplomaten, wenn sie nicht in der Lage gewesen, mit diesen Königen von einem ganz besondern Schlage in Geschäftsverkehr zu stehen, bilden sich ein, sie müßten, wenn sie an dieselben zu irgend einer Unterhandlung gesendet werden, sie wie großmächtige und legitime Monarchen anreden und behandeln. So thaten auch die zwei Admirale; hören wir wie es ihnen gieng.

Sogleich, nachdem die Eskader in die Rhede eingelaufen war, ließen die zwei Admirale bei dem Dey um Audienz bitten, durch die Vermittelung der Konsuln beider Nationen. Es gefiel Seiner Hoheit sie zu bewilligen.

Ohne Zweifel wünschten die zwei Abgeordneten sich mit einigem Pomp bei der Audienz zu zeigen, und nahmen sich deßhalb vor, sich von den ihnen untergebenen Offizieren nach dem Pallaste begleiten zu lassen. Allein der Dey, kein Freund von dergleichen Ceremonien, welche weder für ihn noch für die Seinigen etwas Schmeichelhaftes haben, ließ, als er Kunde davon erhielt, den zwei Exzellenzen bedeuten, er werde nur sie beide, die zwei Konsuln und deren zwei Sekretäre zur Audienz vorlassen. In diese eben nicht besonders artige Verfügung mußte man sich schicken.

In Galla und mit ihren verschiedenen Orden geschmückt, zur Stunde, welche für die Audienz festgesetzt war, begaben sich ihre Exzellenzen nach dem Pallaste. Sie fanden Hussein auf seinem Throne, welcher aus 4 Brettern gebaut war; er hatte die Pfeife im Mund und seine Beine übereinander geschlagen und blos Pantoffeln ohne andere Bekleidung an den Füßen; er trug ein ganz gewöhnliches Gewand; zwei Sklaven und ein Hausoffizier bildeten seinen ganzen Hofstaat. Er saß gebückt und den Kopf vorwärts streckend; seine Miene verrieth Heimtücke und war regungslos; nur die Tigeraugen rollten in ihren Höhlen. Nach den herkömmlichen Begrüßungen, welche die Hofsitte anderwärts vorschreibt, die aber am Algierschen Hofe durchaus unbekannt sind, und worauf Hussein nur mit einem Kopfnicken antwortete, setzten die zwei Admirale den Zweck ihrer Sendung dieser Hoheit auseinander. Kaum hatte sie, durch das Organ ihres Dollmetschers, den Sinn der Erklärung erfaßt, als sie — unglaublich! — die zwei Admirale fragte: ob sie denn auch wirklich die Abgesandten der Könige von

Frankreich und England wären? An eine solche Sprache nicht gewöhnt, bezeigten die zwei Gesandten dem Dey ihre Überraschung, wie er nur einen Augenblick an der Authenticität ihres Charakters zweifeln könnte, da er die Flaggen der Monarchen, ihrer Gebieter, in seiner Rhede wehen sähe? Statt aller Antwort, schüttelte Hussein mit der Miene des Zweifels den Kopf und entließ die Admirale mit den Worten, er werde über die ihm eben gemachte Mittheilung nachdenken und ihnen seine Willensmeinung wissen lassen.

Zwei Tage nach dieser Audienz ließ der Dey JJ. EE. rufen und erklärte ihnen: seit seiner Thronbesteigung habe er mit den christlichen Mächten in Frieden gelebt; seine Absicht sei es auch in Zukunft eben so zu halten. Die zwei Admirale beeilten sich, S. H. zu ihren friedlichen Gesinnungen zu beglückwünschen, wie man es nur gegen einen großen Monarchen thun könnte, der so eben der Welt den Frieden gegeben. Zugleich baten sie S. H. um die Gnade ihnen eine schriftliche Versicherung dieser Gesinnungen mitzugeben. Da erwiederte der Dey mit einem Tone der Verachtung: Eure Gebieter haben mir nichts geschrieben, so brauche auch ich nicht ihnen zu schreiben. Man bat dringend, umsonst; die Gesandten mußten sich mit der mündlichen Zusage Husseins begnügen; diese aber entflog mit den Winden, welche die Eskader und die zwei Admirale in ihr Vaterland zurückbrachten, so wie es verschiedene Seeräubereien seither bewiesen haben, ohne daß die heilige Allianz ihnen zu steuern gesucht.

Ich komme nun auf die Tribute, diese Denksäulen der Schmach und der Schwäche für die solche Tribute bezahlenden Regierungen.

Noch sind es nicht 15 Jahre, wo die vereinigten nordamerikanischen Staaten, Holland, Schweden, Dänemark, Portugal, Neapel und Sardinien einen jährlichen Tribut von nicht weniger als 130,000 Franken bezahlten; derjenige, welchen die vereinigten Staaten und Holland entrichteten, stieg bis 150,000. Diese Tribute bestanden in Schießpulver, Kugeln, Segeln, Tauen und andern Schiffsartikeln; die Quantitäten waren in den Verträgen umständlich stipulirt. Die Holländer und die Amerikaner haben sich von diesen Leistungen frei gemacht, ohne daß sie es darauf angelegt hatten, blos durch den Übermuth und die eigene Schuld der Algierer. Wie? wird der Leser sogleich einsehen.

Im Jahre 1813 hatte ein nordamerikanisches Schiff den herkömmlichen Tribut gebracht: die Gegenstände wurden gewogen, gemessen, und die Beschaffenheit sorgfältigst geprüft. Man fand, oder wenigstens meinte die Regentschaft, die Beschaffenheit und das Gewicht der Artikel nicht im Einklang mit den Bestimmungen der bestehenden Conventionen zu finden. Man beklagte sich bei dem Konsul, einem, seines Alters wie seiner persönlichen Eigenschaften wegen ehrwürdigen Mann. Dieser entschuldigte sich und erklärte, wenn Irrungen obwalteten, könnten sie nur von irgend einer Ursache herrühren, wovon seine Regierung nichts wüßte; jeder Irrthum würde ausgeglichen werden. Der Dey hatte seine Gründe, die Versprechen des Konsuls nicht als eine hinreichende Genugthuung anzusehen: er fuhr ihn roh an, überschüttete ihn mit Schmähworten, und forderte ihm endlich, als ein Geschenk, 150,000 Franken ab, zahlbar in 24 Stunden, und, weigerte er sich diese Summe zu zahlen,

sollte er seine Staaten auf der Stelle verlassen. Indem der Dey von dem Konsul diese Summe forderte, dachte er, dieser besäße keine Mittel zu ihrer Abtragung innerhalb der kurzen ihm anberaumten Frist, und dann hätte er einen genügenden Grund, seine Korsaren auf die amerikanischen Handelsschiffe Jagd machen zu lassen. Allein der Agent, welcher da glaubte, jede Art Zerwürfniß zwischen seinem Land und Algier vermeiden zu müssen, zahlte die auferlegte Summe und durfte nun seine Regierung und sich selbst vor jeder weitern Quälerei sicher glauben. Er irrte sehr! Kaum hatte er das Geld hingezählt, so wurde er an Bord eines Kauffahrers gebracht, und die Grausamkeit dieses ehrlosen Raubgesindels gieng so weit, daß sie es dem Konsul nicht erlauben wollten, nach seiner Wohnung zurückzukehren, um seine Angelegenheiten zu ordnen und sein Weib und seinen Sohn mitzunehmen. Diese zwei erlangten, auf die Verwendung der andern Konsuln, dreimal 24 Stunden um sich auf dem Fahrzeuge einzuschiffen, wo sie in größter Angst der Vater erwartete.

Einige Zeit nach dieser empörenden Handlung, die so gut als eine Kriegserklärung war, kam die amerikanische Eskader um Genugthuung für den Schimpf zu fordern. Sie stieß nicht fern von den algierschen Gewässern auf die Flotte des Dey's; man schlug sich. Die Fregatte, worauf der (algierische) Admiral Hamide, wurde genommen, deßgleichen eine Brigg, und dieser Admiral, der als Seemann den besten Ruf hatte, kam in dem Gefechte um, ohne daß er dem Feinde den geringsten Schaden hatte zufügen können.

Dem Kampfe folgten Unterhandlungen; ihr Resultat war: die Amerikaner sollten in Zukunft von den Algierern wie die am meisten begünstigten Mächte behandelt werden, und demnach keinen Tribut mehr bezahlen. Nach Unterzeichnung des Vertrags wollte der amerikanische Comodore, ungeachtet seines Republikanismus, den Algierern ein wenig den Hof machen, und benahm sich eben so freigebig wie nach ihm Lord Exmouth. Fregatte und Brigg gab er an die Barbaren zurück, welche den Konsul so unmenschlich behandelt hatten! Man mußte wohl den neuen Freunden die Stärke und die Mittel lassen, ihre Seeräubereien gegen andere Flaggen auszuüben.

Die Holländer hatten wegen ähnlicher Veranlassung Neckereien erfahren; um allen unangenehmen und gefährlichen Discussionen ein Ziel zu setzen, machten sie den Vorschlag, den Tribut in baarem Gelde, statt in Natura zu bezahlen. Die Regentschaft verwarf den Vorschlag und es erfolgte ein Bruch zwischen den zwei Regierungen. Die holländische Flotte, mit der des Lord Exmouth vereint, segelte hin, um die Dinge auf die nämlichen Bedingungen hin zu ordnen, wie die Nordamerikaner sie diktirt und erhalten hatten. Haben demnach nicht die Algierer selbst jene zwei Nationen zu ihrer Selbstbefreiung genöthiget? haben sie nicht zwei Tribute verloren, welche man ihnen gern fortbezahlt hätte, wenn sie die Bezahlungsweise hätten genehm halten wollen?

Die andern Mächte, deren ich besser oben erwähnt habe, und welche seit langer Zeit Tribut bezahlen, sind ihren Verpflichtungen treu geblieben, und entrichten fort und fort mit folgsamer Bereit-

willigkeit den jährlichen Tribut, welchen die Barbaresken ihnen aufgelegt haben! Diese Regierungen liefern die Ruthen um sich damit zu streichen, und küssen noch die Hand, die sie mißhandelt!

Hier folgt noch eine weitere Art Zinspflicht, wovon keine Macht, welche Agenten in Algier hat, frei ist. So oft eine Regierung einen neuen Konsul an den Dey senden will, ist sie gezwungen, ihm ein Geschenk mitzugeben, welches man auf 150,000 Franken schätzt. Nur das Brittische beläuft sich nicht über 12 — 15,000. Diese Steuerpflicht, wenn man sie denn doch bei ihrem rechten Namen nennen will, wird mit Strenge eingefordert, wie nachstehende Thatsache unumstößlich beweiset. Als Napoleon das erste Mal abgedankt hatte, verlies sein Repräsentant in Algier, Konsul Thainville, diese Stadt, ließ jedoch einen Kanzler und einen Sekretär daselbst. Nach des Kaisers Rückkehr von Elba nach Frankreich, zögerte Herr von Thainville nicht, seinen Posten der erhaltenen Weisung gemäß, wieder zu beziehen. Er kömmt am Bord einer Kriegsgabarre vor Algier an; aber ehe er die Erlaubniß an das Land zu steigen erhält, läßt ihn der Dey fragen, ob er das übliche Geschenk bringe, bestehend in Diamanten, reich geschmückten Uhren und Ketten, Tüchern, Gold- und Silberstoffen, Kaffee, Zucker ꝛc. Der Konsul antwortet, er kehre zu dem Posten zurück, den er blos augenblicklich verlassen; man sei nicht befugt, von ihm ein neues Geschenk zu fordern. Die Algierer sind Schelme und schlagen sich besser mit den Waffen der List als mit allen andern: sie bestanden auf ihrer Forderung, und der Konsul, welcher sie nicht befriedigen konnte, mußte abziehen wie er gekommen war. Und das war doch der

Repräsentant Napoleons!... und Algier hat keinen Feind, der dasselbe zu vernichten sucht!

Indessen sind diese Seeräuber in ihren Wildhölen nicht unzugänglich; trotz der Höhen, welche das Meeresufer an der Küste der Barbarei bekränzen, giebt es viele Landungspunkte, die eine Invasion begünstigen können, und, seitdem die Franzosen in jenen Gewässern kreuzen, haben sie Zeit gehabt, diese Punkte aufzusuchen, zu sondiren, und diejenigen darunter gehörig zu würdigen, welche die wenigsten Hindernisse oder die meisten Wechselfälle darbieten. So benahmen sich die Engländer, als sie 1816 die Expedition beschlossen. Ein Ober-Offizier vom Genie ward nach Algier geschickt, wo er als bloßer Privatmann erschien. Als Spaziergänger durchwandelte die Umgebungen der Stadt, so wie die sie beherrschenden Höhen und nahm den Plan auf. Dann machte er sich das Vergnügen. in der Rhede und in deren Nähe zu fischen, immer die Wassertiefe mit einer solchen Genauigkeit untersuchend, daß bei des Lord Exmouth Erscheinen vor Algier, das Admiralschiff, ein Dreidecker, seine Stellung an der Spitze des den Hafeneingang bildenden Molo nahm; dieses aber hätte der Admiral bei all seinem Muthe und seiner Entschlossenheit sich niemals unterfangen, ohne eine vollkommene Kenntniß der Örtlichkeit.

Mag man gegen die projektirte Expedition sagen, thun und deklamiren wie man will: in der That können nur das Meer und die Winde den Erfolg zweifelhaft machen, oder die Ausführung des ehrenvollen Unternehmens verzögern. Gelingt die Landung, so ist Algier verloren, es werden nicht hundert Stücke Belagerungsgeschütz nöthig seyn, den Platz zu bezwingen, sondern weniger als einige

und fünfzig Congrev'sche Raketen dürften, ohne daß es eines Schwertstreiches bedürfte, seinen Fall herbeizuführen genügen. Man spricht von Numidischen Soldaten, mit welchen das Heer zu thun bekommen, von Sand- und Staubwolken, welche den französischen Krieger verschütten werden; von Wassermangel, feuchten Nächten, Luft, heftiger Hitze, — alles dieses giebt man als unbesiegbare Feinde an. Wer so spricht, ist entweder nicht aufrichtig, oder kennet das in Rede stehende Land nicht. Nehmen wir doch nur die Dinge, wie sie sind, und führen wir sie auf ihren wahren Werth zurück.

Die Numidier also? Sie sind nicht mehr, was sie unter ihren Königen Masinissa, Jugurtha und Juba waren. Unter diesen Herrschern waren sie zahlreich und oft in dem Fall Krieg zu führen, wiewohl sie immer als ein Nomadenvolk galten, einzig mit der Pflege seiner Heerden beschäftigt. Sie bewohnten in der Nähe den Atlas und Biledulgerid, welche heute verödet sind; die wenigen Araber, welche jezt in diesen Gegenden leben, wohnen in Zelten, leiten ihre Heerden dorthin, wo sie die besten Weiden zu finden hoffen, und haben keinen festen Aufenthalt. Man wird gestehen, daß Rekrutirung ihre Schwierigkeiten haben muß bei diesen Völkerschaften, welche Feinde der Türken und aller Unterwürfigkeit sind. Setzen wir jedoch den Fall, dem Dey von Algier sey es durch irgend ein Zaubermittel gelungen, alle Numidier zusammen und vor den Feind zu bringen; was dürfte man von diesen elenden Arabern erwarten, welche noch nie im Feuer gewesen, mit Waffen umgegangen sind? Ich habe deren einige Tausende beisammen und mit Mauren vermischt, bei Algier gesehen, als

Lord Exmouth dort erschien; der Anblick einer Bombe in der Luft reichte hin, sie zu zerstreuen, indeß sie erbärmlich schrieen. Anderseits ließ man sie vor Hunger sterben, weil die sorglose Regierung keinen Begriff von Magazinen mit Lebensmitteln und Verproviantirung hat. Ohne Zweifel wird es dem Dey gelingen, 50 und selbst 60,000 Mann aufzubringen, sowohl Türken als Araber und Mauren. Allein der Hunger und einige Feldstücke werden bald mit denselben zurecht kommen.

Sand- und Staubwolken? Die französischen Krieger haben in Ägypten gekämpft und gesiegt, trotz des Sandes und des Staubes, welcher sie ganz anders belästigte, als es in der Barbarei der Fall seyn wird.

Der Wassermangel? In der Umgegend von Algier giebt es 5 — 6000 Gärten, wo man Wasser, Obst und Gemüse findet. Ohnehin ist nicht anzunehmen, daß die Landung weiter als 15 — 20 Meilen von Algier vor sich gehen werde; kommt man in die Nähe der Stadt, so trifft man ausser dem Wasser der Gärten, sehr reichhaltige Quellen an; desgleichen auf allen Wegen, die nach der Stadt führen. Sollte man aber auch einige Brunnen graben müssen, könnte denn diese Mühe den Zug eines Heeres hemmen, welches bei seiner Landung sich mit Wasser auf drei Tage versehen kann?

Feuchte Nächte? Das Heer wird ja nicht in der Lage seyn, so lange bivouakiren zu müssen, und somit kann diese augenblickliche Feuchtigkeit einer wohl gekleideten, wohl gehaltenen Armee nicht verderblich werden, welche in andern weit gefährlichern Klimaten hat bivouakiren müssen.

Die

Die Luft? Ich glaube nicht, daß man in irgend einem Lande eine gesundere und bessere Luft einathme als um Algier, so wie auch das dortige Wasser von der reinsten Art ist.

Die starke Hitze? Jedermann weiß, daß die Küsten der Barbarei von dem sie bespühlenden Meere so viel Kühlung empfangen, daß die Hitze daselbst viel erträglicher und weniger brennend ist als die, welche in der Provence, in Languedoc und in Italien die Olive, die Pomeranze und Zitrone treibt und zeitiget. Es ist wahr, es wehet dort bisweilen im Sommer ein Südostwind, gemeiniglich Cirocco genannt, der wegen seiner Gluth gewissermaßen unerträglich ist. Aber er wehet selten und hält nicht länger als 2 oder 3 Tage an.

Man übertreibt seltsam die Vertheidigungsmittel, welche die Algierer an ihren Küsten zusammengedrängt haben sollen. Wollte man gewissen Gerüchten glauben, so hätten sich alle Ingenieurs und Artilleristen Europa's ein Stelldichein nach Algier gegeben, um zu seiner Beschirmung mitzuwirken. An eine solche Vereinigung zu glauben, ist jedem unmöglich, der die Algierer und ihren Haß gegen die Christen kennt, welchen sie überdies so wenig trauen, daß sie sich niemals mit dergleichen Helfern verbinden würden, um sich zu schützen. Ferner könnte jeder Offizier, von welcher Waffengattung immer, der dem Dey seine Dienste anzubieten versucht wäre, sich zu diesem Seeräuberkönig nur durch die Lockung einer tüchtigen Belohnung hingezogen fühlen. Aber Lohn ist eine Frucht, die nicht in der Barbarei wächst. Ich will durch eine hierher gehörige Thatsache zeigen, daß dieses nicht

das Land der Anerkennung und noch weniger der Gerechtigkeit ist.

Der Jude Bacri, welcher »König der Algierschen Juden« hieß, an deren Spitze er auch wirklich stand, empfieng von dem Dey den Auftrag, aus Europa zwei Ingenieurs kommen zu lassen, die bei ihm Dienst zu nehmen wünschten. Bacri entledigte sich des Auftrags, und bald nachher kamen die zwei Offiziere an. Kaum hatten diese ihr Begehren hinsichtlich ihres Gehaltes ausgesprochen, wollte der Dey nichts mehr von ihnen hören. Es blieb ihnen nichts übrig als nach Europa zurückzukehren; dazu entschlossen sie sich auch, aber vor dem Einschiffen reclamirten sie die Reisekosten und Entschädigung für die Zeit, welche sie verloren. Der Dey und die Regentschaft waren taub gegen ihre Vorstellung. Da machten sie sich an Bacri, der aber auf gut jüdisch läugnete irgend eine Verpflichtung gegen sie übernommen zu haben, so zwar, daß die beiden Ingenieurs, welche ihren Platz nicht gut recognoscirt hatten, beschämt und verdrüßlich abziehen mußten, schwörend — wie der Rabe in der Fabel — daß man sie also nie wieder daran bekommen sollte.

Man urtheile nun, ob der Dey eine so große Menge dergleichen Offiziere in Dienst genommen; rühme man den Stand seiner Finanzen, so viel man will, sie wären den Kosten eines solchen Korps nicht gewachsen. Auch werden sich umsonst und ohne Lohn keine Freunde zur Hülfe der Algierer einstellen, es müßten denn solche seyn, wie Barbarossa, welcher unter dem Vorwande ihnen beizuspringen, sie ausplünderte und sich der Herrschaft bemächtigte.

Die beiden letzten Jahrhunderte waren für die Algierer das goldene Zeitalter: sie verloren es

durch Gewaltthätigkeit und Überschreiten des Maaßes. Sie sahen damals wie noch heute wohl ein, daß sie ungestraft alle Seemächte der Christenheit höhnen könnten, ohne Furcht vor Repressalien, weil sie keine Handelsmarine haben und überdies ihrer festen Plätze in Europa versichert sind; daß die beleidigten Regierungen, welche sich rächen wollten, weder Reichthum noch Macht genug zu einer Expedition oder zu Rüstungen gegen sie besäßen, da solches immer mit großen Opfern verknüpft ist. Darum eben haben sie nichts respektirt, nichts geschont; darum haben alle Staaten, die einige Handels-Seemacht besitzen konnten, bis auf die Hansestädte herab, Beschimpfungen, Herabwürdigungen und große Verluste zu leiden gehabt, während die Freibeuter nur allzusehr mit dem Betragen der Mächte zufrieden seyn konnten, welche Liebkosung und Geld an sie verschwendeten, ihre Plünderungen duldeten, an sie, wie an legitime Souveräne, Repräsentanten sendeten, deren Anwesenheit hinwieder ihre Frevel zu sanktioniren schien! Zwar haben diese großen Mächte sie von Zeit zu Zeit mit einiger vorübergehenden Züchtigung heimgesucht, wie man bei undankbaren und wiederspenstigen Kindern thut, oder bei geduldeten Freibeutern, welche, bei ihren Räubereien ihrer Straflosigkeit gewiß, oft allzusehr sich gegen ihre besten Freunde und Beschützer vergassen. Spanien, Frankreich und England griffen sie mehr als einmal an und beschossen sie. Allein in sehr mißlichen Lagen wußten sie immer List und jene niedrige Schmiegsamkeit zu gebrauchen, welche sie charakterisirt und ihnen statt der Politik dient; sie gaben und versprachen alles, wann die gebieterische Nothwendigkeit sie dazu zwang, ohne daß sie deß-

wegen je an Besserung dachten, da sie wirklich der Besserung unzugänglich sind. Ich will es nicht versuchen ihre wilden Handlungen hier aufzuzählen, es wäre zu weitläufig und, um sie gehörig zu sammeln, müßte ich die Jahrbücher des Verbrechens Blatt für Blatt durchgehen. Indeß kann ich mir nicht versagen, etwas weiter zurückzugehen und in Erinnerung zu bringen, daß ein Konsul Ludwigs XIV. von diesen Kanibalen erwürgt worden und daß Duquesne nachher sie in ihrer Wildhöhle bombardirte. Noch stärker ist Folgendes.

Ein holländischer Konsul, welcher sich mit seiner Familie von Algier nach seinem Landhause begab, wurde unterwegs von mehreren Türken angehalten, die ihn auf alle Art mißhandelten, ihm sein unglückliches Weib aus den Armen rissen, und sich gegen diese alle mögliche Exzesse einer wahnsinnigen Brutalität erlaubten. Schon hatte die Arme unter den Qualen den Geist aufgegeben, und die Ungeheuer suchten noch, in dem Übermaße ihrer Wuth, ihre verruchten Lüste an der Leiche ihres Opfers zu befriedigen! Der Gatte, Zeuge der empörenden Frevel, war außer Stand gesetzt worden, sie zu hindern.

Kein öffentlicher Agent ist vor den Mißhandlungen dieser Barbaren sicher. Noch im Jahre 1815 habe ich einen spanischen Vicekonsul an die Kette der Algierschen Sclaven und Übelthäter angeschmiedet gesehen und verurtheilt, zu arbeiten, wie diese, ohne daß er das Mindeste begangen hätte. Er war schon seit mehreren Jahren in diesem Zustande, als Lord Exmuth ihn befreite. Der gegenwärtige Dey hat sich erfrecht, den französischen Konsul zu schlagen, und ihn an einer Kanonen-

kugel auf ein französisches Kriegsschiff schleppen zu lassen, ohne die geringste Veranlassung. Endlich haben Venedig, Sardinien, Korsika, Italien und Spanien ihre Küsten und Inseln verwüsten, ganze Familien und ganze Einwohnerschaften fortschleppen und zur Sclaverei verdammen sehen, und das nicht blos von den Algierern, sondern auch von den Tunesern, Tripolitanern und Marokkanern, und niemals haben noch die Mächte sich zu vereinigen oder zu verstehen gesucht, um diese Räuberbrut zu bändigen oder auszurotten. Gleichwohl ist Erfahrung die Fackel der Vernunft; aber die Vorurtheile des Stolzes und die falschen Kombinationen zerstören oft die Wirkungen des wahren Lichtes, das alle Nationen erleuchten und ihnen zeigen sollte, daß man mit den Algierern immer von vorn wird anfangen müssen, daß man nie mit ihnen weiter kommen wird, so lange sie nicht völlig vernichtet sind. Denn der Unterhalt ihres Lebens ist an die Seeräuberei geknüpft; sie ist ihnen nothwendig: bei ihnen giebt es keine Quelle des Lebens, kein Mittel öffentlicher Wohlfahrt, weil sie das erste von allen, den Landbau, verschmähen.

Der gemeinsame Ruf der ganzen Christenheit soll seyn: Krieg auf Leben und Tod gegen diese Barbaresken-Staaten, die ein Scheusal für die Civilisation sind; gegen diese Freibeuter, welche seit Jahrhunderten nicht aufhörten zu beschimpfen, zu rauben, zu plündern und zu morden, wo nur immer ihr Haß, ihr Fanatismus und ihre Grausamkeit die Christen zu erreichen vermochte. Nie werden sie mit uns übereinstimmend fühlen, weil sie nie aus dieser thierischen Wildheit, aus der rohen Unwissenheit heraustreten werden, welche

ihrem Stolze Nahrung giebt, sie an ihre Vorurtheile fesselt und in unsern Augen ihrer Stirne das Brandmal der Verworfenheit, der Barbarei und der Missethat aufdrückt. Wenn für die Algierer ein Genuß darin liegt ihre Verachtung und Unbilden über die Christen auszugießen, so lassen sich die Türken in ihrer Hauptstadt das nämliche Vergnügen köstlich schmecken. Und doch ist diese Stadt der Sitz eines großen Reichs, die Residenz des Herrschers; allein die Urbanität und die Manieren der andern Höfe sind niemals bis dorthin gedrungen.

Wenn man die Konstantinopolitanischen Türken mit den Algierischen vergleicht, so findet man bei jenen eine gewisse Sittigkeit, bei diesen ein tiefes Sittenverderbniß. Dennoch giebt es eine Art Grausamkeit, welche man ihnen gemeinschaftlich nennen möchte. So bestand zu Konstantinopel ein Staatsgesetz, welches da will, daß alle männliche Kinder einer Prinzessin von dem kaiserlichen Geblüte gleich bei ihrer Geburt erdrosselt werden, wegen der Besorgnis, sie könnten einst durch ihre Ansprüche auf den Thron Unruhen im Reiche erregen. Dieses Blutgesetz, welches strenge gehandhabt wurde, empört die Natur, wenn anders die Natur redet oder Empfindung hat bei einem Volke, wo die Männer dem weiblichen Geschlechte die Seele absprechen, dem weiblichen Geschlechte, ohne welches man weder bei ihnen noch bei uns glücklich wäre! Wenn in Algier ein Individuum zum Dey erwählt worden, durch wen und wie immer, so muß der Gewählte die Würde annehmen oder sterben; besteigt er den Thron, und man ist mit seiner Regierung unzufrieden, so kann er nicht abdanken, er muß sterben. Auf diese Art habe ich innerhalb zwei Jahren drei Dey's

hinschlachten sehen. Barbarei und Grausamkeit sind in Algier raffinirt, so wie der Sinn jener Menschen eine eigenthümliche Verschmitztheit hat. Ich führe hier ein Paar Beispiele an, wiewohl die Sache mit meinem Gegenstande nicht zusammenhängt.

Der Bey-Statthalter von Oran hatte sich im Jahr 1813 gegen den Dey von Algier empört; er wollte ihn stürzen und sich auf seinen Fürstenstuhl setzen. Es kam zwischen beiden Theilen zum Kampf: der Bey wurde in seinem Lande besiegt und mit Weib und Kindern gefangen. Weil er das ihn erwartende Loos wohl kannte, bat er sich als Gnade aus, diese letzteren vor seinem Tode noch einmal sehen zu dürfen: man versprach es ihm. Die Zeit der Hinrichtung nahte; aber wie lange dauerte, wie schrecklich war diese; der Gatte, die Gattin und die Kinder wurden in einem und demselben Saale vereint, sie sahen einander, konnten sich aber nicht berühren. Zwei Kinder, noch in ganz zartem Alter, saßen auf der Mutter Knieen, welche hier zum Altar dienten bei Abschlachtung dieser beiden Opfer; sie wurden in der Mutter Armen zerrissen, und ihr unschuldiges Blut vermischte sich mit den Thränen dieser Ärmsten, welche in den Zuckungen der Verzweiflung ihren Geist auszuhauchen schien. Umsonst flehte der gleich unglückliche Vater und Gatte um Gnade für diese Gegenstände seiner Liebe und seiner Schmerzen. Der gegenwärtige Sieger und seine Henker lachen seiner Bitte und seiner Seelenleiden, welche sogleich noch schmerzlicher und bitterer werden sollten. Mit ihren noch vom Blute der Kinder triefenden Händen ergreifen die Henker die sterbende Mutter, kneipen ihr den Busen, pressen ihn zwischen zwei Brettern, reißen ihr die Nägel

aus, zerfleischen mit Zangen alle Theile ihres Körpers, den sie auf eine unerhörte Weise schänden, und verlängern diese Qualen bis die Natur den schrecklichen Wirkungen erliegt! und dieses Schauspiel voll Blut und Abscheu ergötzt noch die, welche dasselbe befehlen und vollziehen! Welch furchtbarer Todeskampf erwartet den Bey, welcher die Körper seines Weibes und seiner Kinder in Stücke zertheilen sieht! Die Grausamkeit seiner Feinde erschöpfet sich in Erfindungen, um eine Todesart, würdig der wildesten Barbarei, zu ersinnen!

Man fängt damit an, daß man ihm die Nägel von den Händen und Füßen reißt. Dennoch hat er mitten in seinen Schmerzen noch die Kraft, ein Lächeln, einen Blick der Verachtung auf seine Henker zu werfen, deren Wuth bei diesem Spotte nunmehr wächst: sie verdoppeln ihre Anstrengungen, um wo möglich seine Martern zu steigern; endlich schinden sie ihn lebendig vom Kopf bis zu den Füßen und lassen ihn in diesem Zustande sterben. Die Rache des Himmels hat ohne Zweifel sich zu einem besondern Strafgerichte über dem Haupte dieses Barbaren gesammelt, welchen gefühlvolle Seelen versucht seyn könnten zu beklagen. Ihr Mitleiden darf an seinem unseligen Loose vorübergehen, wann sie hören, daß dieses Ungeheuer sich einige Jahre vorher das barbarische Vergnügen machte, einen Araber, über den er, seiner Meinung nach, zu klagen hatte, festnehmen und hinrichten zu lassen. Es wurde demselben der Leib von dem Halse bis zum Gürtel aufgeschnitten; mit geöffneten Eingeweiden wurde er der Sonnenglut frei hingestellt, damit die Mücken ihn bis zu seinem lezten Seufzer stechen könnten! Man erinnert sich, daß Murat Bey in dem lezten ägypti-

schen Kriege die Christen lebendig einmauern, und nur ihre Arme, wie Ringe, an die man die Pferde binden konnte, hervorragen ließ.

Wenden wir unsern Blick von diesen Mordscenen und diesen traurigen Bildern weg, die uns mit Entrüstung und Schaudern erfüllen. Mögen alle Christen Trost und Hoffnung schöpfen, den Seeräubereien und der Grausamkeit dieser Barbaresken ferner nicht mehr ausgesetzt zu seyn; diesen Trost, diese Hoffnung giebt uns die folgende Stelle aus der Rede des Königs von Frankreich an die versammelten Kammern:

»Mitten unter den großen Begebenheiten, womit Europa beschäftigt war, habe ich die Vollführung meiner gerechten Entrüstung gegen einen Barbaresken-Staat verschieben müssen; aber nicht länger kann ich den meiner Flagge zugefügten Schimpf ungestraft lassen. Die vollste Genugthuung, welche ich haben will, wird, indem sie Frankreichs Ehre zufrieden stellt, mit des Allmächtigen Hülfe ein Gewinn für die ganze Christenheit werden.«

So schön und gerecht allerdings der in dieser Rede des Königs ausgedrückte Zweck der Expedition war, so ließen sich doch schon damals die Freunde der konstitutionellen Freiheit nicht über die wahre Absicht täuschen, die seitdem nur zu grell ans Licht trat.

Obschon Carl X. den größten Theil der Offiziere der alten Armee theils abgesetzt, theils pensionirt hatte, so sah er und seine Umgebung, trotz ihrer Blödsinnigkeit, doch recht gut ein, daß sich die Armee nicht so leicht zum Umsturz der Charte und zur Gründung einer despotischen, hierarchischen Willkühr

würde gebrauchen lassen. Durch die Erzählungen der Heldenthaten ihrer alten Kameraden wurden die Soldaten mit Muth und zur Liebe für Freiheit angefeuert, was durchaus nicht im Plane der Regierung lag. Man fieng damit an, daß man sie erniedrigte, indem man ihr den Mann zum Haupte gab, dessen Name ihr so bittere Erinnerungen zurückrief.

Bourmont wurde Kriegsminister. Jener schändliche, undankbare Überläufer, der in der entscheidenden Schlacht bei Waterloo, seiner Ehre und Eide vergessend, zum Feinde übergieng, aus den Reihen dieser Helden, in deren Mitte jener unsterbliche Ruf erschallte: »la garde meurt, mais elle ne se rend pas!«, und so seinen Monarchen und sein Vaterland verrieth. — Und hier im Portefeuille erhielt er von Carl X. den Lohn seines Verrathes, gleichsam zum Hohne jener Armee, aus deren Reihen er feige entwich.

Frankreich, heißt es im Protokolle des Berichterstatters über die Anklage der Exminister, in Bezug auf diese Expedition, Frankreich hat hohen Enthusiasmus für den Ruhm. Man zählte darauf, die Gemüther durch den Glanz einer großen militärischen Unternehmung zu begeistern. Die Kränkung unsrer Flagge muß zum Vorwande dienen. Man versäumt nichts, den Erfolg zu sichern: die Schätze des Staats werden mit vollen Händen verschwendet, die besten Truppen an die Küste geschickt, eine zahlreiche Flotte zu ihrer Überfahrt ausgerüstet. Diese Ausgaben, ohne Einwilligung der Kammern gemacht, wären allein hinreichend, eine Anklage gegen die Minister zu begründen, aber sie schwinden in nichts dahin vor der Anklage, womit wir uns jezt beschäftigen.

Der Erfolg, den man sich versprach, wäre unvollständig oder werthlos gewesen, hätte man ihn durch einen jener Krieger erlangt, die Frankreichs Stolz sind, die so oft unsere Legionen zum Kampf und Siege geführt haben. Der Oberbefehl über diese Expedition mußte dem nämlichen Generale ertheilt werden, dessen Eintritt in das Ministerium das französische Ehrgefühl so tief gekränkt hatte. Man zählte auf seinen Triumph, um unsere Freiheiten zu vernichten. Aber die Nation ließ sich nicht verblenden: Ihre guten Wünsche begleiteten die Flotte, die so viele Franzosen trug; doch die Unternehmung selbst blieb ihr gleichgültig.«

Ich theile hier den Stand der Land- und Seemacht mit, woraus die Expedition besteht und wie sie von Toulon abgieng; ich denke, dieses Verzeichniß dürfte denjenigen Lesern nicht gleichgiltig seyn, welche gern mit dem Auge den Bewegungen der Flotte und den Operationen des Heeres folgen. Dieser Etat kommt aus einer Quelle, welche man als offiziell ansehen kann.

Verzeichnis der Schiffe.

Linienschiffe	11
Fregatten	21
Korvetten	12
Briggs	23
Transport-Gabarren . . .	12
Dampfboote	6
Bombarden	8

Zu diesen Streitkräften muß man noch diejenigen rechnen, welche schon vor Algier oder an den Küsten der Barbarei kreuzen; sie bestehen in

Fregatten	5
Briggs	14
Korvetten	4
Galeotten	2
Gabarre	1

Dieses giebt eine Totalsumme von 119 Kriegsschiffen; die Zahl der Transportschiffe schlägt man auf mehr als 400 an.

Das Landheer besteht aus 3 Divisionen, jede Division aus 3 Brigaden, jede Brigade aus 2 Regimentern. Es sind im Ganzen folgende 20 Regimenter

1tes	Regiment	leichten Fußvolkes	650
2tes	»	» »	1000
3tes	»	Linien-Infanterie	1600
4tes	»	» »	650
6tes	»	» »	1600
9tes	»	» »	1000
14tes	»	» »	1650
17tes	»	» »	1600
20tes	»	» »	1600
21tes	»	» »	1700
23tes	»	» »	1650
28tes	»	» »	1900
29tes	»	» »	1675
30tes	»	» »	1650
34tes	»	» »	1650
35tes	»	» »	1600
37tes	»	» »	1700
48tes	»	» »	1750
49tes	»	» »	1700
55tes	»	» »	1050
		Zusammen	29,425

Mann Infanterie.

Dazu kommen noch 3 Schwadronen Reiterei, 8 Kompagnien vom Genie, 18 Kompagnien Artillerie, 6 Kompagnien Artillerie-Train, 100 Gensd'armes, worunter 30 berittene, 98 Angestellte bei dem Proviantwesen, 100 Pontonniers, 70 Gesundheitsbeamten.

Admiral Düperré befehligt die Seemacht.

Graf von Bourmont ist Oberbefehlshaber des Expeditionsheeres.

Mit dem Ende Aprils war die Armee in obiger Anzahl bei Toulon zusammengezogen. In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai kam der Oberbefehlshaber der Expedition, General Bourmont, von Marseille zurückkommend, wieder in Toulon an. Am 3. Mai Morgens langte auch der Seeminister Haussez daselbst an, und denselben Tag, Nachmittags 1 Uhr, hielt der Dauphin seinen feierlichen Einzug in diese Stadt, um das Geschwader sowohl, als die Landtruppen in Augenschein zu nehmen.

Seemanövres u. dgl. wurden ihm zu Ehren gehalten, und ein Schreiben aus Toulon vom 4. Mai berichtet hierüber folgendes:

Um 1 Uhr Nachmittags hielt Se. königl. Hoheit der Dauphin, seinen Einzug in die Stadt. Er stieg im Hotel der Seepräfektur ab, wo alle Civil- und Militärbehörden ihm ihre Aufwartung machten. Heute, den 4. Mai hatte Se. kgl. Hoheit nach angehörter Messe das Arsenal besucht. Am 1 Uhr fuhr der Prinz auf der Rhede, um die Masse aller daselbst vereinigten Schiffe zu übersehen. Er ward von dem Linienschiffe Provence, dem ersten Admiralschiffe, dem Trident, dem zweiten Admiralschiffe und der Korvette Creole, auf welcher der

Kommandant des Konvoi seine Flage hatte, durch drei Salven aus allen Batterien begrüßt. Das Linienschiff Provence, das der Prinz bestieg, wiederholte seinen Gruß in dem Augenblicke, wo das Boot des Dauphin wieder abstieß. Se. königl. Hoheit wollte nicht, daß man ihm auf der Rhede die militärischen Ehrenbezeugungen erwies, die ihm nach den Ordonnanzen gebühren, damit nicht unangenehme Zufälle entständen, die leicht bei dem Abfeuern von 10 bis 12,000 Feuerschlünden in einer so geringen Entfernung der Schiffe von einander eintreten konnten. Alle Schiffe hatten ihre Flaggen aufgepflanzt, und der reinste Himmel gestattete den Zuschauern den herrlichsten Anblick der Rhede. Um 2 Uhr landete der Prinz unter Begleitung aller höheren Offiziere der Marine und des zahlreichen Generalstaabs der Armee am Polygon, wo ein neues Schauspiel die Bewunderung aller Zuschauer erweckte. Man stellte eine Landung so dar, wie sie an den Küsten von Algier statt finden sollte. Fünf flache mit Truppen und Artilleriestücken beladene Boote näherten sich dem Ufer des Polygons. In sehr kurzer Zeit waren alle Truppen am Lande, die Artilleriestücke an das Gestade gebracht, und die zuerst als Tirailleurs zerstreuten Soldaten stellten sich darauf hinter zwei Reihen von Picken, die sie eingepflanzt hatten, auf, und setzten von da ihr Feuern während des Landens der Artillerie fort. Der Prinz kam um 3 Uhr wieder nach Hause. Er schien sehr vergnügt, und bezeugte seine volle Zufriedenheit dem Seeminister, dem Admiral Duperré, und dem Seepräfekten Hrn. Martineng. Abends soll Empfang der Damen in dem Hotel Sr. königl. Hoheit seyn. Morgen, am 5 Mai, um 9 Uhr

mustert der Prinz die Truppen der ersten Division; sie müssen um 7 Uhr auf dem Glacis der Stadt versammelt seyn. Um 1 Uhr Nachmittags wird S. königl. Hoheit nach Marseille zurückreisen.«

Am 19. Mai endlich war die Einschiffung sämmtlicher Truppen beendigt, und die Flotte lag noch bis zum 25. Mai, auf günstigen Wind harrend, im Hafen, an welchem Tage ein Theil der Flotte in die See stach, und den folgenden Tag die ganze Expedition, den günstigen West-Nord-West-Wind benutzend, aus dem Hafen von Toulon absegelte. Vorher erließen noch die beiden Befehlshaber der Land- und Seemacht folgende Proclamationen:

Toulon, den 10. Mai 1830.

Soldaten!

»Die der französischen Flagge zugefügte Schmach ruft euch jenseits des Meeres; um diese zu rächen, habt ihr auf das von dem Throne gegebene Zeichen schnell zu euern Waffen gegriffen, und viele unter euch haben eiligst den väterlichen Heerd verlassen. In mehreren früheren Zeitpunkten haben die französischen Fahnen auf dem afrikanischen Gestade geweht. Die Hitze des Klima's, die Beschwerden der Märsche, die Entbehrungen, nichts konnte diejenigen erschüttern, die euch vorausgegangen sind. Ihr ruhiger Muth reichte hin, die stürmischen Angriffe einer tapfern aber undisciplinirten Kavallerie zurückzuschlagen; ihr werdet deren ruhmvollem Beispiele folgen. Die civilisirten Nationen beider Welten haben ihre Blicke auf euch geheftet; ihre Wünsche begleiten euch. Die Sache Frankreichs ist die der Menschheit, zeigt euch eurer edlen Bestimmung würdig. Möge keine Ausschweifung den Glanz

eurer Thaten trüben; ihr werdet furchtbar im Kampf, gerecht und menschlich nach dem Siege seyn; euer Interesse gebietet dies eben so sehr, wie eure Pflicht. Die Araber, die nur allzulange von einer habsüchtigen und grausamen Miliz unterdrückt waren, werden in uns ihre Befreier sehen. Sie werden um unsere Allianz buhlen; durch eure Redlichkeit ermuntert werden sie die Erzeugnisse ihres Bodens in unsere Lager bringen. Auf diese Art werdet ihr nicht nur den Krieg verkürzen und weniger blutig machen, sondern auch die Wünsche eines Souveräns erfüllen, der eben so sehr mit dem Blute seiner Unterthanen geizt, als er auf die Ehre Frankreichs eifersüchtig ist. Soldaten, ein erlauchter Prinz ist durch eure Reihen geschritten; er wollte sich selbst überzeugen, daß nichts versäumt wurde, eure Erfolge zu sichern und für eure Bedürfnisse zu sorgen. Seine unausgesetzte Fürsorge wird euch in die unwirthbaren Länder folgen, wohin ihr euch zum Kampf begebt. Ihr werdet euch derselben würdig machen, indem ihr jene strenge Disciplin befolgt, die der Armee, die er zum Siege führte, die Achtung von Spanien und von ganz Europa erworben hat. Unterz.: Der Generallieutenant, Pair von Frankreich, Oberkommandant der Expedition von Afrika, Graf Bourmont.«

Schiff Provence, den 18. Mai 1830.

Tagsbefehl.

Der Viceadmiral Duperré, Oberbefehlshaber der Seearmee.

Offiziere, Unteroffiziere und Seeleute!

»Berufen mit euern Waffenbrüdern des Expeditionsheeres, an einer Unternehmung Theil zu

nehmen.

nehmen, welche die Ehre und die Menschlichkeit gebieten, sollt ihr auch den Ruhm derselben theilen. Von unsern gemeinschaftlichen Anstrengungen und unserer vollkommenen Eintracht erwarten der König und Frankreich Genugthuung für die der französischen Flagge angethane Beschimpfung. Ruft die Erinnerungen zurück, welche unter gleichen Umständen unsere Väter uns als Vermächtnis hinterließen! Ahmt ihnen nach, und der Erfolg ist unser! Lasset uns absegeln! Es lebe der König! Unterz.: Duperré.

Nichts wurde versäumt, um das Gelingen der Expedition zu sichern. An alle Bischöfe ergiengen Befehle, Hirtenbriefe an ihre untergebenen Pfarrer zu erlassen, daß in allen Kirchen Frankreichs Gebete für das Glück der französischen Waffen gehalten werden sollten. Alle nur möglichen Maasregeln zur Erhaltung der Gesundheit wurden den Soldaten ertheilt, und die Beobachtung derselben ihnen auf's Schärfste empfohlen. Proklamationen in arabischer Sprache wurden nach Afrika geschickt und an die dortigen Einwohner ausgetheilt, worin sie ermahnt wurden, den Franzosen liebevoll entgegen zu kommen, sie wie Brüder zu behandeln u. s. w., indem dieselben gekommen seyen, sie von dem Despotismus des Dey von Algier zu befreien. Eine Reservearmee wurde bei Toulon zusammengezogen, um schnell bei der Hand zu seyn, wenn die Macht in Afrika allenfalls nicht hinreichend seyn sollte.

Zwei Tage lang war der Wind günstig, aber bald trat stürmisches Wetter ein und hinderte die

Fahrt; demungeachtet erblickte man am 30. Mai die afrikanischen Küsten. Der Admiral hielt aber für rathsam, wegen neblichem Horizonte und immer zunehmendem Winde, wieder umzukehren, und in der Bucht von Palma auf Majorka, einer spanischen Insel, günstigeres Wetter abzuwarten. Erst am 10. Juni, nachdem alle durch den Wind zerstreute Transport- und andere Schiffe sich an diesem, vorher bestimmten Sammelplatze eingefunden hatten, war es möglich, die Anker zu lichten und wieder auszulaufen. Am 12. Juni bekam man abermals die afrikanische Küste zu Gesicht, und am 13. lief die ganze Flotte in der Bucht von Torre-Chika, westwärts der Halbinsel von Siddi-Ferruch, 4 Stunden von Algier, ein, und am andern Tage, bei Sonnenaufgang, Morgens um 4 Uhr wurde der Anfang mit der Ausschiffung gemacht. Der Feind wurde aus der rückwärts von ihm eingenommenen Stellung vertrieben, und die Division Berthezene nahm ihm 9 Kanonen und zwei Mörser ab; hierdurch begünstigt, wurde die Ausschiffung beschleunigt, so daß denselben Tag sämmtliche Truppen ans Land stiegen.

Diesen kurzen, bis zur Eroberung Algiers, 3 Wochen dauernden Feldzug erzählt ein Augenzeuge folgendermaßen:

»Es war unmöglich, daß eine so bedeutende Ausrüstung auslaufen und, von widrigen Winden aufgehalten, sich so unerwartet lang auf der See herumtreiben konnte, ohne daß ein Paar Schiffe einigen Schaden gelitten hätten. Einige derselben mußten deßhalb in spanischen Häfen sich ausbessern lassen. Am 27. Mai, beim Anbruch des Tages erblickte die Flotte zwei Fregatten, die gegen die Küsten

Frankreichs zusegelten. Die eine davon hißte ihre Nummer auf und signalisirte sich als die Duchesse de Berry. Sie salutirte mit 30 Kanonenschüssen, lies ihr Boot ins Meer, und ihr Befehlshaber kam an Bord des Admiralschiffes. Die andere Fregatte trug auf ihrem Hintertheile die türkische Flagge, und an der Spitze ihres großen Mastes die viereckige Fahne, das Zeichen eines Großadmirals. Viceadmiral Duperre, als einen Grad niederer stehend, salutirte zuerst mit 21 Kanonenschüssen; die Türken antworteten sogleich mit derselben Begrüßung. Diese Fregatte trug, wie man leicht errathen kann, den Tahir Pascha, Großdmiral der ottomanischen Seemacht. Er kam an Bord der Provence, ohne Waffen, mit einer einfachen griechischen Plattmütze und einem faltenreichen Oberkleid, roth, mit Gold durchwirkt. Zwei Adjutanten und ein Dolmetscher begleiteten ihn. Er sprach einige Zeit mit dem Admirali, der ihm den Grafen Bourmont und die übrigen französischen Generale vorstellte. An seinen Bord zurückgekehrt, beeilte er sich, unter dem Geleit der Duchesse de Berry seinen Weg nach Toulon fortzusetzen. Am 29. Mai kam ein russischer Obrist, der als Reisender an Bord eines Kriegsschiffes nach den beiden ersten Divisionen von Toulon abgesegelt war, an Bord der Provence mit Briefen für Hrn. v. Bourmont und den Admiral. Denselben Tag schloß sich die von Algier kommende Brigg Ruse der Flotte an, und bestätigte die schon von der Duchesse de Berry gegebene Nachricht von dem Schiffbruch der Briggs Aventure und Silene. Am 30. Morgens erblickten wir den Boden Afrika's, drehten aber schnell den Bord und gewannen die hohe See wieder, um nicht früher gesehen zu wer-

den, als bis das ganze Konvoi vereinigt wäre. Bald schloß sich uns die Fregatte Sirene an, die das Kreuzgeschwader befehligte. Der herrschende Wind war Ostwind, der vortrefflich zur Landung gewesen seyn würde, wäre er weniger heftig gewesen. Man hoffte er würde sich etwas legen, und wollte dann, wenn das Konvoi ganz versammelt wäre, die Feindseligkeiten am 1. Juni beginnen. Schon bewegte sich alles aus dem Bauche der Kriegsschiffe nach oben, und man brachte eine ungeheure Menge Kugeln auf die Batterien. Ungeachtet die Überfahrt zu den glücklichsten gehört, und man noch nicht eine Minute schlechtes Wetter gehabt hatte, waren doch viele Soldaten von der Seekrankheit befallen. Hr. v. Bourmont, die Generale und Offiziere litten davon weniger, wegen der Vorsicht, die sie gebrauchten, sich Bewegung zu machen und fast beständig auf der Kampanie in frischer Luft zu bleiben. Admiral Duperre war beispiellos eifrig und thätig; fast den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht auf dem Verdeck, sah und leitete er alles selbst. Endlich in Kenntniß gesetzt, daß das Konvoi zerstreut war, ergriff er den Entschluß, den dieser verdrießliche Umstand gebot. Lange mußten wir in der Bucht von Palma auf die zurückgebliebenen Schiffe warten. Endlich am 10. segelten wir ab, und am Frohnleichnamsfeste, früh um halb fünf Uhr, erblickten wir die afrikanische Erde. Wir waren ungefähr sieben Stunden davon entfernt, nordöstlich von Algier, das wir um sieben Uhr sehr gut erkannten. Um halb acht Uhr bildete das Schlachtgeschwader seine Linie. Das Linienschiff Breslau stand an der Spitze, gefolgt von der Provence und dem Trident. Am Steuerbord des Breslau segelten die Surveillante

und die Circe. Die Richtung ward längs der algierischen Küste hin gegen Sidi-Ferruch genommen. Der Admiral gab Befehl zum Braulebas, alles stellte sich an seinen Schlagplaz, die Lunten wurden angezündet. Wir erblickten Torre-Chica. Um Mittag befanden wir uns vor diesem Plaz. Man rechnete Anfangs auf großen Widerstand. Eine am 8. vor Majorka bekannt gemachte Proklamation des Obergenerals hatte verkündigt, eine große Masse Araber, hinter Kameelen verschanzt, erwarte uns am Ufer, auch sagte man, die Bucht von Torre-Chika sey mit Kanonen bespickt. Die Zurüstungen zur Schlacht waren also etwas sehr Natürliches. Der Admiral näherte sich gegen zwei Uhr dem Lande, ankerte auf Kanonenschußweite, wobei er alle Schiffe unter dem Winde neben sich hatte, in Linie und schlagfertig. Hr. Duperre bestieg sein Boot und rekognoscirte die Orte, während das Fort eine kleine Anzahl Kugeln und Bomben gegen die nächsten Schiffe schleuderte, wovon eine das Boot leicht beschädigte. Das Wetter war günstig, und sieben Uhr Abends lag das Heer und die erste Division des Konvois in einer vortrefflichen sehr sichern Bucht vor Anker. Die Bai bot ein bewundernswerthes Schauspiel dar. Alle Kriegsschiffe hatten vorne und hinten ihre weiße Flaggen aufgepflanzt, und trugen die farbigen Wimpel und Fahnen, die ihre Nummern und Namen bezeichnen — kurz alle Schiffe waren wie zu einem Feste geschmückt. Man hatte noch am 13. die Landung erwartet, aber es hieß, es sey dem sardinischen Konsul gelungen, verkleidet aus seinem zwischen Algier und der Halbinsel gelegenen Landhause zu entfliehen, und dieser habe unseren Generalen Dispositionen des Feindes mit-

getheilt, welche einige Abänderungen in dem bereits verabredeten Landungsplane nothwendig machten. Der Admiral schickte ein Dampfboot ab, um die Küste zu sondiren, einem feindlichen Lager von mehreren Zelten gegenüber, die inmitten von Strauchwerk aufgeschlagen waren. Die Araber feuerten einige Kanonenschüsse ab, welche das Dampfboot mit so viel Erfolg erwiederte, daß sein zweiter Schuß die rothe Flagge eines der Zelte hinwegriß. Die Beduinen ritten in kleinen Haufen am Ufer hin und wieder, sprengten aber im Galopp davon, so wie ein Schiff vorrückte. Die Nacht blieb ruhig. Man arbeitete während der ganzen Dauer derselben an den Vorbereitungen zur Landung, und am 14. Morgens um drei Uhr befanden sich bereits zwei Brigaden, befehligt von den Generalen Poret de Morvan und Achard, auf der Küste, ohne Anfangs den geringsten Widerstand zu finden. Erst um fünf Uhr begann die Kanonade und dauerte ungefähr bis neun Uhr. Während dieser Zeit gieng es sehr lebhaft zu. Der Widerstand von Seite der Algierer begann; eine Batterie, welche die Küste deckte, entschloß sich endlich Feuer zu geben, und unterhielt den Kampf drei Stunden lang ziemlich gut; denn wir hatten hundert Todte und Verwundete, ehe man sich der Kanonen bemächtigen konnte. Der Batterie stand die Infanterie, so wie zwei Briggs und eine Korvette gegenüber.

Unsere Soldaten zeigten sich brav, sowohl bei der Einnahme der Batterie, als bei einem Zusammentreffen mit den Beduinen, das gegen acht Uhr Morgens statt fand. Sie trafen den Feind in einem Hohlwege, wo er sich in Hinterhalt gelegt hatte. Es war eine Freude die Araber ihre Renner stacheln

zu sehen, um in gestrecktem Laufe die Ebene zu gewinnen. Ihre Flucht setzte unsere Plänkler so in Eifer, daß sie ihnen so schnell folgten als säßen sie selbst auf raschen Pferden. Ungestümm erklimmten die Voltigeurs des 3. Regimentes den zweiten verschanzten Hügel. Einige Kompagnien, nur auf ihren brennenden Muth hörend, verfolgten ein Korps Kavallerie, das vor ihnen herfloh, aber so wie es die Verfolgenden von dem Armeekorps getrennt hatte, Halt machte, und versuchte sie gefangen zu nehmen. Ein Bataillon, das zu seiner Hülfe herbeirückte, rettete sie. Ohne jenes Bataillon hätten sie sich troz ihrer Tapferkeit nicht gegen ein zehnmal stärkeres Korps von Feinden halten können. Die Kompagnien verloren hiebei einige Mannschaft. Gegen halb sechs Uhr Abends hatten sich die Algierer auf der dritten Höhe im Viereck aufgestellt, während die Franzosen Meister des ganzen Littorals und der beiden ersten Hügel waren. In diesem Augenblick (6 Uhr Abends) rückt das Gros der Armee, die Obristen an drr Spitze, ins Innere vor, unterm Wirbeln der Trommeln und dem Schmettern der Kriegsmusik, die heute mehr als einmal zum Sturmschritt gerufen hatte. Alles erwartete auf morgen neuen heißen Kampf in einer eine Stunde von hier gelegenen Ebene. Unsre Soldaten wissen und wiederholen es seit diesem Morgen, daß heute der Jahrstag von Marengo und Friedland ist — eine schöne Gelegenheit, auf dem Boden Afrika's den Ruhmestag ihrer Väter würdig zu feiern. Wir haben bei der Landung selbst wenig Leute verloren. Dank der Taktik der Türken, die darin bestand, unsere Truppen sich am Ufer aufstellen zu lassen, und sie erst am Lande zu bekämpfen — eine schlechte

Taktik, die unsern Feldzug sichern wird. Ein starker Widerstand unmittelbar auf der Küste hätte uns viel schaden und bedeutend aufhalten können. Übrigens waren die feindlichen Batterien gut bedient, und man glaubt allgemein, daß sich darauf viele europäische Artilleristen befanden. Was für diese Vermuthung spricht, ist, daß die Kanoniere und Truppen, welche die Besatzung des Forts bildeten, sich in der besten Ordnung zurückzogen. Im Ganzen zeigten sich die Algierer solcher Gegner würdig.

Nach diesem Gefechte erfolgte die Ausschiffung des sämmtlichen Materials, und unsere Truppen bezogen, auf einer vortheilhaften Stelle ein Lager. Bis zum 19. wurden keine weiteren Vortheile errungen. An diesem Tage aber zeigten die Beduinen 30,000 Mann stark, sowohl Reiterei als Infanterie, welche sich seit 2 Tagen vor uns versammelt hatten, ohne anzugreifen, Miene zum Gefechte, und stürzten sich mit Ungestümm auf unsere Vorposten, die den Stoß mit einem, französischen Soldaten würdigen Muthe aushielten. Wir waren weit geringer an Zahl, und sie glaubten unsere Köpfe haben zu können, um die von dem Dey dafür versprochenen Preise zu erhalten. Die erste Division zog sich zusammen, unterstützt von der zweiten. Das Treffen war sehr lebhaft, aber unsere Truppen, von einem wohl verzeihlichen Rachegefühl durchdrungen, siegten über alle Schwierigkeiten. Sie wollten diese Barbaren züchtigen, die einen Augenblick vorher unter den Augen des Heeres mehrere Soldaten hatten enthaupten lassen, die als Plänkler ausgeschickt und in ihre Gewalt gefallen waren. Die Beduinen wurden umzingelt und mit steten Ladungen unseres Geschützes und einem wohl unterhaltenen Kleingewehrfeuer an-

gegriffen. Das Feuer dauerte vier Stunden lang; endlich blieb unser Heer Meister des Schlachtfeldes. Jezt war man Zeuge eines schrecklichen Schauspiels: Alles, was nicht sein Heil in der Flucht finden konnte, d. h. die ganze feindliche Infanterie, wurde troz der lebhaftesten Vorstellungen der Chefs zusammen gehauen. Hätten wir Kavallerie gehabt, so wäre die Vernichtung des Feindes vollständig gewesen. Dieses Treffen überlieferte den Franzosen eine vortheilhafte Stellung, die ganze Beute des feindlichen Lagers, ein Dorf, 40,000 Franken, 14 Kanonen, 300 Kameele und eine große Anzahl Schafe. Die Schlacht war kaum zu Ende, als vier Stämmeführer freundlich zu uns kamen und sagten, so wie sich die Gelegenheit biete, würden die Araber nicht zaudern, sich zu ergeben, weil sie seit langer Zeit das unerträgliche Joch der Türken abzuschütteln suchten. — Man hatte gesagt, der Dey befehlige diese Truppen, er kam aber nicht zum Vorschein.

Einige Tage lang fielen nur einzelne Vorposten-Gefechte vor. Am 24. Juni aber hatte man Nachricht erhalten, ein von Algier ausgerücktes Truppenkorps habe sich mit den von dem Bey von Constantine befehligten 35,000 Mann vereinigt, und sie wollten nun gemeinschaftlich unser Lager überfallen. Der Obergeneral schien ihnen zuvorkommen zu wollen, indem er sie durch Manövres umging. Die Division Berthezène setzte sich in Marsch, flankirt von einem Korps Tirailleurs, gebildet aus den zwölf auf den Flügel vertheilten Voltigeurskompagnien. Vor der Division her zog ein bedeutender Geschützpark unter den Befehlen des Generals Lahitte. Die beiden andern Divisionen Loverdo und Escars folgten der Bewegung der ersten. Detaschements

wurden in die Zwischenräume des Lagers und unseres Heeres gestellt, um die Kommunikationen zu erhalten. Mit Tagesanbruch erblickte unser Heer den Feind. Es wurden Bataillonscarrés gebildet, und die Geschütze in die innern Winkel gestellt. Man rückte vor; die Feinde erhoben ein furchtbares Geschrei, und griffen unsere Carrés mit dem höchsten Ungestümm an. Unsere Soldaten beobachteten eine gute Haltung; sie geben erst auf halbe Pistolenschußweite Feuer. Die verwundeten Pferde des Feindes werden scheu, bäumen sich und werfen die Reiter ab. In demselben Augenblicke öffnen sich unsere Carres; die Artillerie speit Tod in die zerrissenen Reihen der Barbaren, und der Boden bedeckt sich mit ihren Leichnamen. Aber sie bilden sich auf's Neue, kehren zum Angriff zurück und werden abermals niedergeschmettert. Dies wiederholt sich noch einigemal. Troz dem rücken wir immer weiter vor, und finden uns fast am Fuße des Sternforts und des Kaiserschlosses. Die Türken hatten sich vorgenommen, einen unterminirten bedeckten Weg und ein Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, wenn wir in deren Nähe gerückt wären. Ein kleiner Trupp Beduinen hatte auf der Höhe des Pulvermagazins Halt gemacht, um uns auf diesen Punkt zu locken. Wirklich rückten auch einige Compagnien darauf los, und schon machten unsere Soldaten Anstalt den Hügel zu stürmen, als die Explosion erfolgte. Unsere ersten Soldaten wurden davon mit Steinen und Staub bedeckt; aber die Vorsehung unterstützte den Plan unserer Feinde nicht. In der Ebene schlug man sich fortwährend mit Erbitterung. Unsere Artillerie richtete unter den Beduinen ein großes Blutbad an, und stellte sich am Fuße der

Höhen auf, die Algier beherrschen. Die Schlacht dauerte von Tagesanbruch bis sieben Uhr Abends, und abermals ist es unsere Artillerie, der man diese zweite allgemeine Niederlage des Feindes verdankt.. Der Artillerieoffizier Amoros, Volontair im Heere, hatte, als er sich zu den Vorposten begab, die Unvorsichtigkeit, sich von den Truppen zu entfernen. Die Beduinen überfielen ihn und schnitten ihm den Kopf ab.

Nach diesem Siege rückte die Armee unter abwechselnden Gefechten vorwärts, um sich zuerst des Kaiserschlosses, als eines Hauptpunktes Algiers, zu bemächtigen, ohne dessen Besitz die Einnahme der Stadt beinahe unmöglich ist. Über die Fortschritte des Feldzugs lassen wir den Oberbefehlshaber Bourmont selbst sprechen:

»Die Eröffnung des Feuers vor dem Kaiserforte wurde bis zum 4. Juli verschoben, damit alle Belagerungsbatterien zumal schießen könnten. Ich dachte, wenn man dem Feinde gleich am ersten Tage durch eine große Überlegenheit im Feuern imponirte, würde die Dauer der späteren Operationen abgekürzt. Der Laufgraben war in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni eröffnet worden. Seitdem waren die Arbeiten nicht einen Augenblick unterbrochen. Während der Nacht, und selbst in den Stunden, wo die Arbeiter gewöhnlich wieder am Werke sind, schoß die feindliche Artillerie wenig. Den Tag über schlichen sich türkische und arabische Tirailleurs, von dem Gebüsche begünstigt, in die Hohlwege, die sich zur Linken der Angriffswerke befanden. Sie verwundeten eine ziemlich große Zahl Mannschaft, bald aber deckten die Schulterwehren die Truppen. Man mußte sich auf kräftige Ausfälle gefaßt machen.

Der Besitz des Kaiserforts erlaubte dem Feinde, sich ohne Gefahr vorwärts der Casauba zusammenzuziehen; er benuzte diesen Vortheil nicht. Übrigens war alles in Bereitschaft gesetzt ihn gut zu empfangen. Die Batterien waren mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit errichtet worden. Unter den 26 Feuerschlünden, die in ihnen aufgepflanzt waren, zählte man 10 Vierundzwanzigpfünder, 6 Sechspfünder, 4 zehnzöllige Mörser und 6 achtzöllige Haubizen. Alles war am 4. vor Tage bereit. Um 4 Uhr Morgens gab eine Rakete das Signal; das Feuer begann. Das des Feindes antwortete darauf drei Stunden lang sehr lebhaft. Die türkischen Kanoniere blieben, ungeachtet die Ausweitung der Schießscharten sie fast ganz blos stellte, tapfer auf ihren Posten, aber sie konnten nicht lange gegen die Geschicklichkeit und Unerschrockenheit der Unsern kämpfen, die General Lahitte mit seinem Beispiele und seinem Rathe belebte. Um 8 Uhr war das Feuer des Forts zum Schweigen gebracht; das unserer Batterien fuhr fort, die Vertheidigungswerke zu zertrümmern. Der Befehl Bresche zu schießen, war gegeben, und begann ausgeführt zu werden, als um 10 Uhr eine furchtbare Explosion einen Theil des Schlosses verschwinden machte. Feuerwürfe und Wolken von Staub und Rauch erhoben sich auf eine ungeheuere Höhe. Steine wurden in allen Richtungen umhergeschleudert, jedoch ohne bedeutende Unfälle zu veranlassen. General Hurel befehligte die Laufgräben; er verlor nicht einen Augenblick, um den Raum zu überschreiten, der unsere Truppen von dem Schlosse trennte, und sie inmitten der Trümmer aufzustellen.

Es scheint gewiß, daß um 9 Uhr die entmuthigten Vertheidiger in die Stadt gezogen waren, unter dem Geschrei, daß sie nutzlos geopfert würden, und daß dann der Dey befohlen hatte, das Pulvermagazin des Schlosses in die Luft zu sprengen. Um 2 Uhr ward mir auf den Ruinen des Kaiserschlosses ein Parlamentair zugeführt. Es war der Sekretär des Dey. Er bot an, Frankreich für die Kriegskosten zu entschädigen. Ich erwiederte, vor Allem müßten die Casauba, die Forts und der Hafen den französischen Truppen übergeben werden. Er schien zu bezweifeln, ob die Bedingung angenommen würde, gab aber doch zu, daß die Hartnäckigkeit des Dey verderblich gewesen sey. Da die Algierer, hieß es, im Krieg mit dem Könige von Frankreich seyen, so dürfen sie nicht das Abendgebet verrichten, wenn sie nicht vorher den Frieden erlangt hätten. Er kehrte nach Algier zurück. Kurz darauf wurden zwei der reichsten Mauren von Algier von dem Dey geschickt. Sie verhehlten nicht, daß unter den Milizen wie unter den Einwohnern der Schrecken auf's Höchste gestiegen sey, und daß alle eine augenblickliche Unterhandlung wünschten. Sie suchten nach, daß ich das Feuer aufhören lasse, indem sie versprachen, daß auch die Artillerie das Plazes schweigen sollte. Diese Einstellung der Feindseligkeit hatte in der That statt. General Valazé benüzte sie, um vorwärts dem Kaiserschlosse Kommunikationen zu eröffnen. Um 3 Uhr kam der Sekretär des Dey abermals, begleitet von dem Konsul und dem Vicekonsul von England. Er wünschte, daß die Friedensbedingungen schriftlich abgefaßt würden. Sie wurden es, und ich ließ ihnen ein Dokument übergeben. Um 4 Uhr fand sich der Sekretär zum Drit-

tenmal ein. Der Dey lies darum nachsuchen, daß man ihm einen Dolmetscher schicken möchte, mit Hülfe dessen er Alles verstehen könne, was man von ihm forderte. Hr. Braschewits, ehemaliger erster Dolmetscher der Armee von Ägypten, begab sich in die Casauba. Als man dem Dey den Konventionsentwurf kennen gelehrt hatte, sagte er, er nehme die Bedingungen desselben an, und die französische Loyalität flöße ihm vollkommenes Vertrauen ein. Ich hatte die Konvention unterzeichnet. Er versah sie mit seinem Siegel, suchte aber nach, daß der Waffenstillstand bis um 5 Uhr Nachmittags verlängert würde, damit er Zeit hätte, sein Konseil zu versammeln, und es zu bestimmen, die aufgelegten Bedingungen zu unterschreiben. Das Feuer wurde bis auf neuen Befehl eingestellt. Indessen giengen die Arbeiten ihren Gang fort, und am 5. mit Tagesanbruch verband eine Kommunikation von 800 Metres das Kaiserschloß mit dem Platze, auf dem die Breschebatterie gegen die Casauba errichtet werden sollte. Heute kamen die beiden Mauren wieder. Sie waren von dem Dey beauftragt, die Verpflichtung zu bestätigen, die er eingegangen, indem er sein Siegel auf die Konvention gedrückt hatte; aber sie wünschten eine Verschiebung der Besetzung um 24 Stunden. Ich forderte, daß die Forts, der Hafen und die Stadt um 11 Uhr Vormittags den französischen Truppen übergeben würden. Der Dey willigte ein, und in diesem Augenblicke weht Frankreichs Fahne auf den Thürmen dieser Stadt, deren Demüthigung seit so vielen Jahrhunderten der Gegenstand der Wünsche des ganzen Europas war. Der Dey hat sich in ein Landhaus zurückgezogen, das er bewohnt hatte, ehe er in die

Casauba zog. Die von mir eingegangene Verpflichtung, seine Person zu respektiren, wird getreulich gehalten werden. Der heiße Eifer und die Unerschrockenheit, welche die Truppen aller Waffen seit dem Anfang der Belagerung bewiesen, sind über alles Lob erhaben. Die Offiziere und Soldaten der Artillerie und des Genies haben den alten Ruhm ihrer Korps bewahrt. Die Energie und die Talente der sie befehligenden Generale trugen mächtig zur Schnelligkeit unserer Erfolge bei. Die Treffen, welche die Armee in offenem Felde lieferte, setzten die Überlegenheit unseres Feldgeschützes über das von Gribeauval außer Zweifel. Nicht weniger ist die Superiorität unserer neuen Belagerungsartillerie erwiesen. Vierundzwanzigpfünder wurden von Sidi-Ferruch ins Belagerungslager fast mit derselben Schnelligkeit geführt, wie das Feldgeschütz. Das öffentliche Eigenthum wurde unter Siegel gelegt. Man schritt zum Inventiren.«

Übereinkunft zwischen dem Obergeneral des französischen Heeres und Sr. Hoh. dem Dey von Algier. Das Fort der Casauba, alle andern Forts, die von Algier abhängen, und der Hafen dieser Stadt, werden den französischen Truppen diesen Morgen um 10 Uhr (französische Stunde) übergeben. Der Obergeneral des französischen Heeres pflichtet sich gegen Se. Hoh. den Dey von Algier, ihm die Freiheit und das Besitzthum zu lassen, das ihm persönlich zugehört. Der Dey kann sich mit seiner Familie und was ihm angehört, frei nach dem Orte zurückziehen, den er wählen wird; und so lange er in Algier bleibt, wird er daselbst mit seiner ganzen Famile unter dem Schutze des Obergenerals des französischen Heeres stehen; eine

Schuzwache wird die Sicherheit seiner Person und seiner Familie verbürgen. Der Obergeneral sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schuz zu. Die Ausübung der mohamedanischen Religion wird frei bleiben. Die Freiheit der Einwohner aller Klassen, ihre Religion, ihr Eigenthum, ihr Handel und Gewerbe werden auf keine Weise angegriffen, und ihr Frauen werden geachtet werden; der Obergeneral verpflichtet sich hiezu mit seinem Ehrenwort. Die Auswechselung dieser Übereinkunft wird vor 10 Uhr diesen Morgen statt finden, und die französischen Truppen werden unmittelbar darauf in die Casauba und sofort in alle die andern Forts der Stadt und der Marine einziehen. Im Lager vor Algier 5. Juli 1830. (Unterz.) Graf Bourmont. (Hier das Siegel des Dey's). Der Generallieutenant, Chef des Generalstabs, Baron Desprez.

Auf diese Kapitulation hin zogen die Franzosen, am 6. Juli 1830, in Algier ein, und nahmen Besitz von der Stadt, und alle Staatsschätze, die unermeßlich gewesen seyn sollen, wurden aufgenommen, und theilweise nach Frankreich geschickt. Der Dey, dem freigestellt wurde, sich hinzubegeben, wohin er wolle, räumte seinen Palast, und schiffte sich einige Tage nachher nach Italien ein, wo er seither in behaglicher Ruhe von seinem geretteten Schätzen lebt.

Noch ist Algier im Besitze der Franzosen, aber die jezige französische Regierung soll Befehl ertheilt haben, die Stadt zu räumen, und wirklich ist schon ein Theil der Truppen zurückgekehrt. Was daher das Schicksal Algier's seyn mag, weiß man noch nicht.

Die neueste französische Revolution.

Bis zu den früheren Epochen der französischen Revolution zurückzugehen, wäre hier überflüssig. Die Fehler, welche der Hof des sonst gutgesinnten Ludwigs **XVI.** begieng, sein Unglück, herbeigeführt durch die Thorheiten der Königin Marie Antoinette, durch die Irrthümer des einen seiner Brüder und durch den Ehrgeiz des Andern, durch die Verschwendungen der Hofleute, an deren Spitze die Familie Polignac stand, sind bekannt genug. Ebenso kennt man die Periode des Terrorismus, die republikanische Feilheit unter dem Direktorium und die glänzende Sclaverei des Kaiserthums. Wir gehen zur Epoche der Restauration über. Europa in Waffen führte die Bourbons auf den französischen Thron zurück. Ludwig der **XVIII.** erschien mit der constitutionellen Charte in der Hand, und nahm die Krone von Frankreich ohne Widerstand in Empfang.

Ludwig **XVIII.** hatte eine bessere Erziehung genossen, als bei Prinzen üblich ist. Durch einen gesunden Verstand geleitet und durch Kenntnisse aufgeklärt, sah er ein, daß der neue Thron der Bourbons nur auf der öffentlichen Freiheit ruhen könne. Der Gesinnung nach der eifrigste Anhänger der unumschränkten Gewalt, sagte ihm dennoch sein richtiger Blick, daß man im 19ten Jahrhundert kein Reich auf die Basis der unumschränkten Gewalt gründen könne. Er brachte seine liebsten Neigungen zum Opfer, er zeigte sich würdig und fähig, einen Thron einzunehmen — und gab Frankreich seine Verfassung.

Im Gefolge der Familie der alten Könige, unter dem Schutze der fremden Waffen kehrte jener alte Adel nach Frankreich zurück, der im langen Laufe seiner Verbannung nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Er fand an dem Priesterthum, das Napoleon neu geschaffen, aber mit starker Hand niedergehalten hatte, einen willigen Verbündeten. Beide hielten Frankreich für eine gute Beute, die ihnen von Rechtswegen gebühre. Bald war der weise Monarch, der vielleicht an seinem ganzen Hofe der einzige war, der seine Stellung vollkommen begriff, von angeblichen Getreuen umlagert und in allen seinen Bewegungen gehemmt. Man zog Nutzen von der körperlichen Schwäche seiner alten Tage, und mit Kummer sah er die Ungeduld seiner Verwandten und Diener, denn es konnte ihm nicht verborgen seyn, daß unsinnige Rathschläge gegeben und angenommen werden würden, sobald er die müden Augen geschlossen hätte. »Das Gewitter droht, nach meinem Tode wird es ausbrechen,« sprach er zu einem Vertrauten. »Ich habe den Thron auf das Gesetz gegründet, man wird das Gesetz umstoßen und mit ihm wird der Thron fallen.«

Carl X. bestieg den Thron von Frankreich — ein König, dessen Jugend keine Hoffnungen und keine Bürgschaften für das Thun seines Alters gewährte, der weder Künste noch Wissenschaften liebte, der weder die Gesetze noch die Geschichte seines Landes kannte. Er fand ein Ministerium vor, das unter seinem eigenen Einflusse gebildet worden war. An dessen Spitze stand der Graf von Villèle, der Ulysses der Restauration, ein Mann, dessen weites Gewissen für Fähigkeit galt, ein Redner, mehr geschmeidig als beredt, mehr geschickt, einer

Frage auszuweichen, als sie zu erschöpfen, jedoch der einzige Geschäftsmann einer Parthei, deren Politik allein den Impuls ihrer Neigungen zum Richtstabe nahm.

Der Hof, und was ihm anhieng, liebte den Grafen Villèle nicht. Jeder Neuling, adelig oder Plebejer, ist den Höflingen verhaßt. Man suchte ihn daher möglichst zu benützen, um ihn desto bälder entbehren zu können. Die heftigsten unter der Faction des Adels, den Grafen Labourdonnaie an ihrer Spitze, trennten sich von ihm.

An der Seite des Herrn von Villèle stand, als würdiger Genosse, der Graf von Peyronnet, ein Mensch, dem es an aller Würde fehlte. Er blies sich auf, um sich ein Ansehen zu geben, das er nicht hatte; das Verdienst schlug er durch Unverschämtheit nieder und war immer der beharrlichste Feind der öffentlichen Freiheit.

Der Minister des Innern, Graf von Corbière, war ein Mann von abstoßenden Manieren, der Künste und Wissenschaften verachtete, und zu träg war, sich mit den Geschäften seiner Stelle zu befassen; er schien zu wissen, daß er blos darum Minister des Innern sey, um irgend einen Andern zu hindern, seinen Platz einzunehmen — ein obscurer Strohmann, der ohne Geräusch fiel und keine anderen Spuren seines Daseyns zurücklies, als das Übel, das er dem gemeinen Wesen zugefügt hat.

Der Graf Chabrol war Seeminister — ein Mann, der zu allen Zeiten figurirt hat, der für Alle ist, damit Alle für ihn seyen. Er muß Macht, Ehre und Geld haben, woher es auch kommen möge. Er war der gehorsame Diener Napoleons, Ludwigs XVIII. und Carls X.; er hing mit gleicher

Ergebenheit dem Herzog Decazes, dem Herzog von Richelieu, sofort dem Grafen von Villèle und zuletzt dem Fürsten von Polignac an. Er hat nie Jemand verrathen, aber Jedermann gedient. Sein Wahlspruch ist: »Die Fehler der Staats-Verwaltung müssen im tiefsten Eingeweide der Erde verborgen bleiben,« das heißt mit andern Worten: die Willkühr, die Macht, der Despotismus sollen angewendet werden, um die Fehler der Staatsdiener zu verdecken.

Der Marquis von Clermont-Tonnere, der den Posten eines Kriegsministers bekleidete, war früher eine Art Antichambre-Soldat in der Hofhaltung Joseph Bonapartes. Er war ein guter Mann ohne alle Fähigkeiten. Alles Übel, das er that, entsprang aus seiner Unwissenheit.

Der Baron Damas, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde Diplomat durch die Gnade des heiligen Geistes. So werden gewöhnlich Diplomaten gestempelt. Braucht man einen Gesandten oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so werden die Stammbäume nachgeschlagen, und wer am meisten Ahnen hat, erhält die Stelle. Anderer Eigenschaften bedarf es nicht. Trifft die Wahl zufällig einen Mann von Geist, so ist es gut. Trifft sie einen Thoren, so ist es auch gut.

So war das französische Ministerium beschaffen. Ihm zur Seite, nicht gegenüber, stand eine Kammer, deren Gewissen und Stimmen meist verkäuflich waren. Sie verhandelten einen Lappen der öffentlichen Freiheit nach dem andern. Dreihundert der Willkühr verkaufte Seelen verfügten über Frankreichs Ehre und Freiheit. Gleich Tiber's feilem Senate billigten sie alles, was die Macht von ihnen

verlangte. Jede Stelle war dem Verdienst versagt, wenn es sich nicht mit Knechtessinn paarte, und blos dann fand es Gnade, wenn es zu den Füßen der Albernheit bettelte.

Hinter diesem Ministerium und hinter dieser Kammer stand im Verborgenen die Faction Polignac, unabläßig bemüht, den Sturz der gesetzlichen Ordnung der Dinge herbeizuführen. Endlich fiel das Ministerium Villèle, und der Hof triumphirte. Aber noch war die Zeit nicht gekommen, mochte nun Furcht Carl X. noch zurückhalten, seinen Günstling an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder war noch ein geheimer Einfluß des gestürzten Premierministers Schuld daran. Es bildete sich daher ein Zwischenministerium, das aus rechtlichen Leuten bestand, aber von zwei Männern geleitet wurde, deren einer gefährlich, der andere unfähig war, — die beiden sind Martignac und Portalis.

Der erste der beiden, eine Art visibeln Nachfolgers des Grafen Villèle, war ein Schwätzer und weiter nichts; er umgieng die Schwierigkeiten, statt sie zu bekämpfen; und schrie jedesmal Victoria, so oft er das Treffen vermieden hatte. Frankreichs Freiheit galt ihm nichts; er wollte der Günstling des Königs werden, aber weil er nicht von Adel ist, blieb er blos der erste Commis des Ministeriums.

Der andere der beiden ist eine jener Nullitäten, die von der Reputation ihres Namens leben, die an sich nichts sind, und hinter denen man etwas sucht, weil ihr Vater etwas war. Unfähig, halb dem Himmel, halb der Welt angehörend, den Teufel

so sehr als den König fürchtend, wollte Herr von Portalis gleichwohl eine Rolle spielen und aspirirte auf nichts weniger, als auf das Favoritenthum.

Die Collegen dieser Beiden waren bessere Männer; man fand bei ihnen positive Tugenden und jene administrative Rechtlichkeit, die so selten ist. Der Seeminister, Hyde de Neuville, ein rechtlicher Mann, hatte das aufrichtige Verlangen, alle Partheien zu versöhnen und wurde darin von seinen andern Collegen unterstützt. Sie suchten den Thron auf der Grundlage der Gesetze festzustellen, aber eben darum haßte sie der Hof und ihr Sturz ward beschlossen.

Jetzt rückt der Zeitpunkt des Triumphs eines jener Menschen immer näher, die der Genius des Bösen nur allzuoft zum Verderben der Völker den Monarchen zuführt; einer jener Menschen, die trotz ihrer Unfähigkeit nach der Macht streben, und sich für fähig halten, das Ruder zu führen, weil sie ein großes Verlangen besitzen, es zu ergreifen. Dieser Mann war der Fürst von Polignac.

So kam endlich am 9. August 1829 das Ministerium zu Stande, das man lange Zeit scherzweise das unmögliche Ministerium genannt hatte. — In der That wurde es auch, was das Personal seiner sekundären Mitglieder betrifft, so oft umgeändert, daß dieser Scherz eine treffliche Definition geworden ist. Herr v. Rigny war der erste, der sich weigerte, unter den Ministern der Contrerevolution seinen Sitz zu nehmen; er wollte den bei Navarin erlangten Ruhm nicht durch die Theilnahme an einer Hofintrigue beflecken. Man gab ihm Hrn. von Haussez zum Nachfolger, und in dessen Person einen Strohmann weiter. Dieser Staats-

mann, wenn man ihn so nennen will, ist aus der Normandie gebürtig, er nahm Theil an dem Aufruhr in der Vendée und war später der Verschwörung des George Cadoudal nicht fremd. Sofort vertrug er sich mit Napoleon und diente ihm mit so vielem Eifer, daß er den Titel eines kaiserlichen Barons davon trug, was ihn jedoch nicht abhielt, einer unter den ersten zu seyn, die von dem Kaiser abfielen. Von 1814 an saß er fortwährend in der Kammer und war stets der ergebenste Diener aller Ministerien.

Courvoisier, der neue Justizminister, wäre gerne liberal gewesen, aber seine übelverstandene Frömmigkeit warf ihn in die Arme der Gegenparthei. Er ist einer jener Charaktere, die alles nur halb, und niemals etwas ganz sind. Macht und Ansehen gefallen ihm und er weist sie nicht gerne von sich. Wenn man ihn treibt, so geht er, aber er gleicht einer verrosteten Wetterfahne, die eines furchtbaren Windes bedarf, um sie in Umschwung zu setzen.

Der Baron Montbel, der das Ministerium des öffentlichen Unterrichts erhielt, erfreute sich mit Recht zu Toulouse des Rufs eines redlichen Staatsdieners. Seine Anhänglichkeit an das Königthum hat ihn ins Verderben gezogen; er wurde schuldig aus Gehorsam; sein ganzes Verbrechen liegt in seiner Schwäche und in dem überwiegenden Einfluß, den der Wille des Monarchen auf ihn hat.

Herr de Labourdonnaie hätte gerne in dem neuen Ministerium die Rolle eines neuen Gargantua oder Briareus gespielt. Um den Haß des Volks kümmerte er sich wenig, wenn er nur Furcht einflößte; aber man ist noch kein Riese, wenn man

auch auf Stelzen geht, und die Mauern von Jericho fallen heutzutage nimmer ein, wenn man auch noch so sehr in die Posaune stößt. Herr Labourdonnaie ist ein Feuer, dem es an Nahrung fehlt und das dennoch brennt. Da ist eine unausgesetzte Heftigkeit, ein fortwährender Zorn, der aber nicht schreckt, sondern langweilt. Er ist der Mann der Kategorien, aber sein politischer Wahnsinn fordert nur ein klein wenig Blut, um seinen Durst zu löschen. Er ist der Herkules der Ohnmacht, sein Schwert ist nur von Holz, aber mit Eisenfarbe angestrichen. Man schrie ihn als den Achill des neuen Ministeriums aus, einzig bestimmt, dessen Schlachten zu liefern; aber seine erste Heldenthat war ein Rückzug.

Der letzte Schimpf endlich, den man der französischen Nation anthat, war, jenen elenden Überläufer von Waterloo an die Spitze eines Departementes zu setzen. Dieser Bourmont, stolz auf seinen Verrath, war frech genug, den Posten eines Kriegsministers durch dessen Annahme zu besudeln.

An der Spitze dieses schändlichen Ministeriums stand der Fürst von Polignac. Was ist von ihm zu sagen? Nichts, als daß er das aufgelöste Problem des vollen Vacuum ist. Er wollte den Verschwörer spielen und zeigte sich blos als Thor. Diese ganze Familie ist zu Frankreichs Unglück geboren und hat stets die Bourbons ins Verderben gestürzt. Als diese Polignacs an den Hof kamen waren sie bettelarm, verschlangen Millionen und richteten den öffentlichen Schatz zu Grunde. Die Polignacs gehören nicht der Familie an, von der sie den Namen tragen. Der Fürst Julius liebt

Carl X. wie seinen Vater, und man hatte sich nun durchaus einmal in den Kopf gesetzt, etwas aus ihm zu machen.

Das neue Ministerium, in der Absicht gebildet, die öffentliche Freiheit zu vernichten, zitterte gleichwohl, als es dem Volke gegenüber stand, dem es insgeheim Ketten bereitete. Voll Ungeduld zu handeln, und dennoch seine Ohnmacht fühlend, wendete es seine ersten Schläge gegen sich selbst. Diese monarchischen und religiösen Menschen dürsten nur nach Macht und Gold, während sie Kirche und König zur Schau tragen. Labourdonnaie nährte den geheimen Gedanken, Polignac zu verdrängen. Auf seiner Seite waren die rasendsten Absolutisten der Faction. Labourdonnaie bildete sich eine Leibwache der wüthendsten unter ihnen. Er gesellte sich zu: jenen Trouvé, der zuerst Marats Zögling, sofort Napoleons Trabant und zuletzt das verächtliche Werkzeug der Fanatiker im südlichen Frankreich war; jenen Lourdoueix, der stets an der Spitze aller geheimen und öffentlichen Censuren stand, und der Vertraute eines sittenlosen Weibes war, die er ihrem Manne abkaufte und aus der Privatkasse des Königs besoldete; jenen Benaben, Sekretär des berüchtigten Censurkolleginms, jenen Boisbertrand, einen der tollsten Feinde der Freiheit, kurz den ganzen Unrath des ministeriellen Tartarus. Von diesem Augenblicke an begann der Krieg jener heillosen Bande gegen Aufklärung, Wissenschaft und Kunst. Rechtlichkeit und Unabhängigkeit wurden in die Acht erklärt; dem Verdienst und der Wissenschaft entzog man ihre Pensionen, um sie an schamlose Niederträchtige und an öffentliche Dirnen zu verschwenden.

Der lezte Schlag war noch zu führen. Labourdonnaie brannte vor Ungeduld, sich auf das Volk in Masse zu stürzen; er entrüstete sich über Polignacs Feigheit, nannte ihn einen politischen Schulknaben und wiegelte die Höflinge gegen ihn auf. Polignac, so einfältig er ist, hat Ehrgeiz; er sah ein, daß er sich mit seinem Collegen nicht vertragen könne. Der innere Krieg begann und Labourdonnaie, von Carl X. preisgegeben, trat aus dem Ministerium. Für ihn trat Guernon-Ranville ein, ein Mensch von gänzlicher Nullität, und durch den Willen Polignacs aus dem Staube gezogen. Eine neue Reinigung war dem Ministerium vorbehalten. Courvoisier und Chabrol traten aus, und an ihre Stelle kamen Chantelauze, der zweite Band von Guernon-Ranville, und der Baron Capelle, vormaliger Komödiant und kaiserlicher Expräfekt.

Die Kammer der Deputirten reichte ihre bekannte Adresse ein, worin sie in den ehrfurchtvollsten Ausdrücken dem König äußerte, wie wenig Vertrauen seine Minister dem Volke und dessen Repräsentanten einflößten. Da brach der Zorn des Hofs gegen Frankreichs gesetzmäßige Vertreter los. Die Kammer wurde vertagt, sofort aufgelöst. Neue Wahlen wurden angeordnet. Inzwischen bereitete man im Stillen einen Staatsstreich, wenn sie nicht günstig ausfallen sollten.

Andererseits wurde die Ausrüstung nach Algier betrieben. Man hofte auf eine Rückwirkung des dortigen Sieges zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit in Frankreich. Polignac sagte zu Carl X. »Sire, die siegreiche Armee wird Ihnen von Afrika's Küsten ihre alte Krone zurückbringen.« Bourmont

sprach in einem Anfall fröhlicher Laune: »Die türkischen Damascener werden uns von den Liberalen befreien.«

Die unermeßlichen Summen, welche man in dem Schatze des Dey zu finden hoffte und in geringerem Maaßstabe wirklich fand, sollten die Ergebenheit der Seiden des Despotismus belohnen, und die Habgier der Jesuiten befriedigen. Mit solchen Hülfsmitteln gedachte man Frankreich in die alte Nacht der Armuth und Unwissenheit zurückzustürzen. »Wir werden so lange keine Ruhe haben, sagte Peyronnet zu Carl X., bis jeder Krämer jedes Jahr einen regelmäßigen Bankerott macht und bis alle diejenigen, die schreiben können, im Angesicht der Bastille und des Galgens schreiben.«

Je näher die Epoche des Zusammentritts der neu gewählten Kammer kam, um so größer wurde die Wuth, aber auch das Schwanken des Ministeriums. Heute trieb sie ihr Ehrgeiz zum Äußersten, morgen hielt sie das Gefühl ihrer Schwäche zurück. Die lezten Augenblicke nahten. Man mußte endlich handeln. Die Septemviru versammelten sich bei dem Fürsten Polignac, um die lezte Hand an das Werk zu legen. Proscriptionslisten wurden entworfen. Sie enthielten die Namen von 68 Pairs und 137 Deputirten, die zur Ächtung ausserhalb der Kammer aufgezeichneten Individuen ungerechnet. In den Provinzen waren die Procuratoren des Königs beauftragt, die Proscriptionslisten zu entwerfen. Man hatte 5 Kategorien entworfen. Die erste bestand aus den zur Hinrichtung bestimmten; die zweite aus den auf die Galeeren Verurtheilten; die dritte, welche zahlreicher war, sollte nach Algier

deportirt und in die Gefängnisse der Casauba eingeschlossen werden; die vierte wäre in Frankreich gefangen geblieben und die fünfte nach Spanien verbannt worden.

Zwei redliche Männer am Hofe Carls X., der Graf von Glandeve und der Herzog von Mortemart, hatten Muth genug, den König von der wahren Lage der Dinge und von den Gefahren des Thrones zu unterrichten. Sie wurden nicht gehört. Den ersten bedrohte man mit dem Verluste seines Postens (Gouvernement des Schlosses der Tuillerien); der zweite ward auf seine Güter verwiesen. Der übelberathene König war ganz und gar in den Händen der Geistlichkeit. Die Cardinäle und Erzbischöffe, die nimmer von seiner Seite wichen, munterten ihn durch alle Mittel auf, festen Schrittes der Bahn der Gegenrevolution zu folgen. Sie stellten ihm dieses Unternehmen im Lichte eines heiligen Kreuzzugs dar, der ihm unfehlbar die Pforten des Himmels öffnen werde. Als erstes Unterpfand dafür verliehen sie ihm die priesterlichen Rechte; das Volk fand nach Erstürmung der Tuillerien den heiligen Kelch im Zimmer des Monarchen. Von dem Eide, welchen er auf die Verfassung geschworen hatte, wurde er entbunden.

Am 24. Juli lief ein dumpfes Gerücht durch die Hauptstadt, daß der Staatsrath versammelt sey, um Fragen von der höchsten Wichtigkeit zu entscheiden. Der Schrecken war allgemein, die Papiere fielen, alle Geschäfte stockten plötzlich. Herr von Rothschild eilte zu dem Minister des Innern. »Man spricht, sagte er zu Herrn von Peyronnet, allgemein von gesetzwidrigen Maaßregeln, die statt finden sollen, von Gewaltstreichen, die gegen Per-

sonen und Eigenthum. gerichtet sind. Ich komme hieher, um mich über diesen Gegenstand freimüthig zu erklären. Ich bin nicht blos ein einfacher Banquier, sondern der Geschäftsführer mehr als eines europäischen Hofes. Der allgemeine Friede ist gefährdet, wenn das Cabinet der Tuillerien irgend eine gefährliche Neuerung im Schilde führt.« Herr von Peyronnet saß gerade, die Feder in der Hand, an seinem Schreibtische und erwiederte in absichtlich nachlässigem Tone dem Banquier: »Lieber Herr, kann ich denn verhindern, daß alberne Gerüchte im Umlauf sind, und daß die Liberalen Furcht haben? Beruhigen sie sich, so lange ich im Ministerium bin, wird es den Weg der Gesetzlichkeit nicht verlassen, als nachdem alle versöhnende Mittel erschöpft seyn werden. Um keinen Preis in der Welt möchte ich mich mit einem Staatsstreiche befassen, und als Beweis dafür mag Ihnen das Geschäft dienen, das ich eben unter der Hand habe: Ich unterzeichne gerade die Einberufungsschreiben der Deputirten.« Der Baron von Rothschild ging beruhigt weg.

An diesem gleichen Tage waren bereits die berüchtigten Ordonnanzen im Staatsrathe verlesen und unterzeichnet worden. Der König, ganz vergnügt darüber, umarmte den Fürsten von Polignac mit den Worten: »Meine Herrn, diese Umarmung gilt dem sämmtlichen Staatsrathe; er hat mein ganzes Wohlwollen verdient, denn er giebt mir mein Scepter zurück, wie ich ihn längst hätte führen sollen.« Der Dauphin äußerte die nämlichen Gesinnungen. Estaffeten an sämmtliche Bischöffe des Reichs wurden ausgefertigt, um 48 stündige Gebete für die Gegenrevolution halten zu lassen. Polignac eilte nach Meudon zu seiner Maitresse und rief ihr

freudetrunken zu; »Der König bleibt fest; er wird im Nothfalle nebst seinem Sohn selbst zu Pferde steigen. Das verhaßte Geschlecht der Jacobiner und Gottlosen ist vernichtet!«

Am Abend desselben Tages liefen trotz des Geheimnisses, das man beobachtet hatte, beunruhigende Gerüchte im Schlosse der Tuillerien um. Eine Person vom innern Dienst, die hinter einem Laden stand, der in den äußern Garten gieng, erblickte zwei Individuen, deren eines sie als den Cardinal Latil erkannte, das andere war ein Offizier, den sie nicht erkennen konnte. Obgleich diese beiden Individuen mit gedämpfter Stimme zu einander sprachen, so waren dennoch in der Stille der Nacht ihre Worte vernehmlich.

»Morgen also, sprach der Cardinal, ist der große Tag. Es wird ein Geschrei geben, aber dabei wird es bleiben.

»Wir wollen es hoffen,« war die Antwort.

»O wir sind dessen gewiß. Sie stehen doch für die Truppen?«

»Sie werden ihre Schuldigkeit thun.«

»Mehr als ihre Schuldigkeit müssen sie thun; wir verlangen zur Vorsicht einigen Enthusiasmus. Übrigens bedarf es ja blos der Demonstration, denn in der Wirklichkeit kömmt es zu keiner Empörung. Diese Pariser Krämer und Handwerker fürchten das Feuer.«

»Und das Volk, Eminenz?«

»Vier Gend'armen und ein Polizeicommissär reichen hin, wo nicht: beim ersten Murren Flintenschüsse, beim zweiten Kartätschen. Man muß sich energisch zeigen im Dienste Gottes und des Königs. Was denkt der Soldat?«

»Nichts

»Nichts, er gehorcht und schweigt.«

»Er sollte doch ein klein wenig reden. Ermahnen ihn denn die Feldprediger nicht? Sprechen ihm die Offiziere nichts von dem König, den Prinzen und der Religion vor?«

»Es wird allerdings nichts versäumt, was der guten Sache nützen kann; aber diese verdammten Bürger schaden uns viel: sie unterhalten den Soldaten von der Freiheit, von der Verfassung und von unseren alten Siegen.«

»Das ist ja abscheulich. Man muß allen Verkehr zwischen der Canaille und den Truppen abbrechen. Ein französischer Soldat soll blos an Gott und seinen König denken.«

»Es giebt sogar Viele, welche die liberalen Blätter lesen«

»Heiliger Himmel! Erschießt man sie denn nicht?«

»Man sperrt sie ein, aber ihre Kameraden schieben ihnen dennoch die Blätter zu.«

»Geben Sie mir morgen ein Verzeichnis der Offiziere, deren Compagnieen auf solche Weise angesteckt sind. Es soll ihnen ihr Recht widerfahren. Für jezt Gott befohlen! Ich muß zum König, um mit ihm das Abendgebet zu verrichten. Bleiben Sie hier; der Dauphin wird sogleich erscheinen.«

Der Cardinal entfernte sich. Der Offizier blieb unbeweglich stehen; sprach mit sich selbst, zerriß vor Wuth seine Handschuhe und warf seinen Hut auf den Boden. Nach einer Viertelstunde kam der Dauphin in Begleitung von zwei Hoflenten. Schon von weitem rief er dem Offizier zu: »Nur kein Zaudern und fest gehandelt! Mein Vater und ich sind entschlossen, den großen Schlag durchzu-

führen, und lieber werden wir selbst zu Pferd steigen als der Revolution weichen. Nur über unsern Leichnam weg geht der Weg in das Schloß der Tuillerien.«

»Welche Heldenfamilie!« riefen die beiden Hofleute zumal. Hier ist mehr als Heinrich IV. und Ludwig XIV. !«

Der Offizier schwieg. »Kommen sie nur als Sieger zurück,« rief ihm der Dauphin zu. »Wenn Sie fallen, werde ich Ihren Platz einnehmen. Die Schweizer werden Wunder thun; ich stehe für den Erfolg, wenn die Franzosen eben so tapfer sind.«

»Die französische Garde und die Linientruppen können sich wohl mit den Schweizern messen.«

»So mögen sie es beweisen,« sagte der Dauphin. »Jezt ist der Augenblick da, wo die Armee ihre Schuldigkeit thun muß. Unsere Truppen von Algier geben ihr ein schönes Beispiel. Gehen Sie, mein Herr, und beendigen Sie die Revolution.« Hiemit hatte diese Unterredung ein Ende.

Erst spät in der Nacht wurden die Ordonnanzen in die Druckerei des Moniteur gebracht. Mehrere der Arbeiter, welche auf Befehl in der Druckerei zurückgehalten worden waren, weigerten sich, zum Druck dieser gesetzwidrigen Actenstücke beizutragen. Zu gleicher Zeit wurde der Polizeipräfect Mangin in das Hotel des Ministers des Innern gerufen. Man theilte ihm die Ordonnanzen mit. Dieser Janitschar der unumschränkten Gewalt war vor Freude außer sich und umarmte den Minister.

Montag den 26. Juli erschien der Bericht der Minister, und die königlichen Ordonnanzen im Moniteur.

Bericht der Minister an den König.

Sire!

Ihre Minister wären des Vertrauens unwürdig, mit dem Ew. Majestät sie beehren, wenn sie noch länger zögerten, Sie mit der gegenwärtigen innern Lage Ihres Reichs bekannt zu machen, und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen.

Nie ist seit 15 Jahren diese Lage unter einer ernsthaftern und traurigeren Gestalt erschienen. Ungeachtet eines Wohlstandes, der in unsern Annalen ohne Beispiel ist, geben sich Zeichen von Unordnung und Anarchie beinahe auf allen Punkten des Königreiches kund.

Die aufeinander folgenden Ursachen, welche dazu beigetragen haben, die Wirksamkeit der monarchischen Regierung zu hemmen, streben jezt dahin, sie umzukehren und ihre Natur zu ändern: von ihrer moralischen Kraft verlassen, ist die Autorität in der Hauptstadt wie in den Provinzen, bei dem Kampfe gegen die Factionen im Nachtheil; gefährliche und ordnungzerstörende Grundsätze, öffentlich ausgesprochen, verbreiten sich und pflanzen sich unter allen Classen der Bevölkerung fort; nur zu allgemein Eingang findende Besorgnisse beunruhigen die Gemüther und stören die Gesellschaft. Von allen Seiten fordert man gegenwärtig Bürgschaft für die Sicherheit der Zukunft.

Ein rastloser, brennender, unermüdeter Haß strebt, alle Grundlagen der Ordnung über den Haufen zu werfen und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es sich unter dem Scepter seiner

Könige erfreut. Geschickt, dem Mißvergnügen Nahrung zu geben, und den Unwillen aufzureizen, hegt er unter dem Volke den Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die öffentliche Gewalt und sucht den Saamen der Verwirrung und des Bürgerkriegs überall auszustreuen.

Und schon, Sire! haben die neuesten Ereignisse gezeigt, daß die politischen Leidenschaften, welche bis jezt nur die äußersten Theile der Gesellschaften berührten, anfangen, in das Innere derselben einzudringen, und die ganze Masse des Volkes in Bewegung zu setzen. Sie haben weiter gezeigt, daß diese Masse sogar nicht immer ohne Gefahr für diejenigen in Gährung gebracht wird, welche sie aus ihrer Ruhe reißen.

Eine Menge von Thatsachen, welche sich im Laufe der Weltgeschäfte gehäuft haben, bestätigen diese Behauptungen, und ließen uns mit zu großer Gewißheit neue Bewegungen ahnen, wenn es nicht in der Macht Ew. Maj. stünde, einem solchen Unglück vorzubeugen.

Auch bemerkt man überall, wenn man mit Aufmerksamkeit beobachtet, einen Mangel an Ordnung, Nachdruck und Beharrlichkeit und die unruhigen Bewegungen, welche denselben zu widersprechen scheinen, sind in der That nichts als die Folge und der Beweis jenes Mangels.

Es ist nöthig, dieses Übel genau zu kennen; jene Unruhen, welche sich nicht ohne große Gefahr weiter verbreiten können, haben beinahe ausschließlich ihren Ursprung in der Freiheit der Presse. Das Gesetz über die Wahlen, nicht weniger fruchtbar an Unordnungen hat ohne Zweifel dazu beigetragen, sie zu unterhalten; aber es hieße die augen-

scheinliche Gewißheit läugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptgrund einer Verderbnis, deren Fortschritte mit jedem Tage fühlbarer werden, und die erste Quelle des Unglücks sehen wollte, welches das Königreich bedroht.

Die Erfahrung, Sire! spricht lauter, als bloße Theorien. Anerkannt aufgeklärte Männer, deren Redlichkeit überdies keinen Verdacht zuläßt, konnten, hingerissen durch das übelverstandene Beispiel eines Nachbarvolkes, glauben, daß die Vortheile der periodischen Presse die Übel derselben aufwägen und daß das Übermaaß auf der einen, durch das Übermaaß auf der andern Seite unschädlich gemacht würde. Es verhält sich aber nicht also; der Beweis ist entscheidend und die Frage durch die öffentliche Stimmung gelöst.

Zu allen Zeiten war in der That die periodische Presse nichts anders, und konnte ihrer Natur nach nichts anders seyn, als das Werkzeug der Unordnung und des Aufruhrs.

Wie viele und unwiderlegbare Beweise dienen zum Belege dieser Wahrheit! Durch die rastlose und ununterbrochene Thätigkeit der Presse pflanzten sich die neuen Ideen zu schnell und zu häufig im Innern des Staates fort.

Diese Thätigkeit verhinderte, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges, dauerndes Regierungssystem feststellte, daß man sich mit einigem Erfolg mit der Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, so weit sie dafür empfänglich war, beschäftigte. Alle Ministerien, seit 1814, obgleich unter verschiedenem Einflusse gebildet und auf entgegengesetzte Weise geleitet, waren den nämlichen Angriffen und den nämlichen Aus-

brüchen der Leidenschaften ausgesetzt. Die Opfer jeder Art, die Einräumungen von Rechten, die Verbindungen der verschiedenen Partheien, nichts konnte sie von diesem allgemeinen Schicksale retten.

Diese Zusammenstellung allein, so reich an Betrachtungen, würde hinreichen, den wahren und unveränderlichen Charakter der Presse zu bezeichnen. Sie bemüht sich, durch fortwährend unterhaltene Anstrengungen alle Bande des Gehorsams aufzulösen, die Triebfedern der öffentlichen Autorität zu lähmen, sie in der Meinung des Volkes herabzuwürdigen und ihr allenthalben Widerstand zu bereiten.

Ihr Kunstgriff besteht darin, nicht etwa die Freiheit einer weisen Prüfung an die Stelle einer allzuleichten Unterwerfung des Geistes zu setzen, sondern die positivsten Wahrheiten verdächtig zu machen; nicht etwa über politische Fragen eine ungebundene und zweckmäßige Discussion hervorzurufen, sondern sie in einem falschen Lichte darzustellen und durch Sophismen zu widerlegen.

Auf diese Art hat die Presse die richtigsten Ansichten verwirrt, die festeste Überzeugung erschüttert und unter der Gesellschaft eine Mischung von Grundsätzen hervorgebracht, die sich den unheilbringendsten Bestrebungen überläßt. So bereitet sie durch die Anarchie in den Grundsätzen die Anarchie im Staate vor.

Es ist der Beachtung werth, Sire! daß die periodische Presse nicht einmal ihre wesentlichste Bestimmung, die der Publicität, erfüllt. Es klingt sonderbar, ist aber nichts desto weniger Thatsache, daß es in Frankreich keine Öffentlichkeit mehr giebt, wenn man dieses Wort in seiner engsten Bedeutung nimmt. Unter den gegenwartigen Umständen ge-

langen die Thatsachen, wenn sie nicht gar aus der Luft gegriffen sind, nur entstellt und auf die gehäs-sigste Weise verstümmelt, zur Kenntnis mehrerer Millionen von Lesern. Ein dichtes Gewölk, das die Tageblätter aufthürmen, verbirgt diese Wahrheit und hindert gleichsam das Licht, von der Regierung zum Volke zu dringen. Die Vorfahren Ew. Maj. haben sich stets gerne ihren Unterthanen mitgetheilt; die Presse hat jedoch nicht zugegeben, daß Ew. M. dieses Genusses sich erfreuen sollte.

Eine Zügellosigkeit, die keine Gränzen mehr kennt, hat selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten weder den ausdrücklichen Willen des Königs noch die vom Throne herabgekommenen Worte in Ehren gehalten; bald wurden sie verkannt und entstellt, bald zum Gegenstande treuloser Auslegungen und bitteren Spottes. So wurde unter Anderm die jüngste Acte der königlichen Gewalt, nemlich die Proclamation, noch ehe sie den Wählern bekannt war, im ganzen Publicum verschrieen.

Noch mehr, die Presse hat nichts Geringeres im Sinn, als die Souveränität zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reissen. Als vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung will sie die Verhandlungen der beiden Kammern leiten, und es ist nicht zu läugnen, daß ihr Einfluß auf dieselben eben so nachtheilig, als entscheidend geworden ist. Besonders hat seit zwei bis drei Jahren diese Herrschaft in der Kammer der Deputirten das unverkennbare Gepräge von Tyrannei und Unterdrückung angenommen. Zu oft schon, Sire, hat seitdem die Freiheit der Berathungen in dieser Kammer den wiederholten Streichen der Presse unterliegen müssen.

Man kann das Benehmen der Opposition bei den neuesten Ereignissen nicht aufrichtiger schildern. Nachdem sie selbst eine Adresse veranlaßt hatte, die den königlichen Vorrechten zu nahe tritt, hat sie sich nicht gescheut, die Wiedererwählung von 221 Deputirten, deren Werk jene Adresse ist, als einen förmlichen Grundsatz aufzustellen. Und doch hatte Ew. Majestät die gedachte Adresse als eine Beleidigung zurückgewiesen, die in derselben ausgesprochene Weigerung des Zusammenwirkens öffentlich gemißbilligt und ihren unerschütterlichen Entschluß zu erkennen gegeben, die so augenscheinlich gefährdeten Rechte Ihrer Krone vertheidigen zu wollen. Die öffentlichen Blätter haben aber hievon nicht nur keine Notiz genommen, sondern es sich sogar zur Aufgabe gemacht, die Beleidigung zu erneuern und fortzusetzen. Ew. Majestät wird entscheiden, ob ein solcher Angriff länger unbestraft bleiben soll.

Doch es bleibt uns ein noch viel größerer Exceß der Presse, ja vielleicht wohl der größte von allen, zu bezeichnen. Von dem ersten Augenblicke an, wo jene erste Expedition ins Leben trat, deren Ruhm einen so reinen und dauernden Glanz auf Frankreichs erhabene Krone wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit die Ursachen, Mittel, Vorbereitungen und Wechselfälle derselben getadelt, fühllos gegen die Nationalehre, daß die schmachvollen Beleidigungen eines Barbaren unsere Flagge mit einem unauslöschlichen Schandfleck gebrandmarkt hatten. Wäre es auf sie angekommen, so würde sie gleichgültig ganz Europa einer grausamen Sclaverei und den schimpflichsten Tributen ausgesetzt erblickt haben.

Doch dabei ist die Presse noch nicht stehen geblieben; auf eine verrätherische Weise, die unsere Gesetze hätten bestrafen können, hat sie es gewagt, alle Geheimnisse unserer Ausrüstungen, die Anzahl unserer Truppen und unserer Schiffe, die Stationen, die Vorkehrungen, um die Unbeständigkeit des Windes unschädlich zu machen und die Landung zu erleichtern, im Auslande bekannt zu machen. Alles, bis auf den zur Ausschiffung bestimmten Ort, wurde ausgeschwazt, als hätte man den Feind in den Stand setzen wollen, sichere Vorsichtsmaasregeln zu treffen.

Und, was unter civilisirten Völkern ohne Beispiel ist, die Presse schente sich nicht, durch falsche Gerüchte von Gefahren, Zaghaftigkeit in der Armee zu verbreiten, ja sie reizte, indem sie ihren Haß selbst gegen den Chef der Expedition kund gab, die Soldaten, die Fahne des Aufruhrs gegen diesen zu erheben, oder ihre Feldzeichen zu verlassen. Das haben die Organe einer Parthei gewagt, die für national gelten will.

Ihre täglichen Bestrebungen im Innern des Königreichs giengen auf nichts Geringeres aus, als die Elemente des öffentlichen Friedens zu zerstören, die Bande der Gesellschaft zu zerreißen, und, damit man sich nicht in ihr irren möchte, den Boden unter unsern Füßen zittern zu machen. Fürchten wir nicht, hier unsere Beschwerden in ihrer ganzen Ausdehnung vorzubringen, um unsere Hülfsquellen in ihrem vollen Umfange desto besser schätzen zu können! Eine systematische Verläumdung ins Große getrieben und mit einer Beharrlichkeit ohne Gleichen in Ausübung gebracht, wird früher oder später bis zu dem niedersten Diener der Macht heruntersteigen. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor

Beschimpfung sicher, wenn er von seinem Fürsten den geringsten Beweis des Zutrauens oder der Zufriedenheit erhält. Ein ungeheueres Netz, über Frankreich ausgespannt, verhüllt alle Staatsbeamten; in einer dem beständigen Vorurtheil ausgesetzten Lage, scheinen sie in gewisser Hinsicht von der bürgerlichen Gesellschaft abgeschnitten; man schont nur diejenigen, deren Treue wankt, man lobt nur die deren Rechtschaffenheit unterliegt, die übrigen hat die Faction bezeichnet, um ohne Zweifel später der öffentlichen Rache aufgeopfert zu werden.

Keine Kraft, man muß es gestehen, ist vermögend, einem Auflösungsmittel zu widerstehen, das so energisch wirkt, als die Presse. Zu allen Zeiten, wo sie sich ihrer Fesseln entledigte, hat sie sich feindliche Eingriffe in die Ordnung des Staats erlaubt. Man kann nur überrascht seyn von der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen seit 15 Jahren, ungeachtet der Verschiedenheit der Umstände und des Wechsels der Männer, welche auf der politischen Bühne auftraten. Ihre Absicht ist mit einem Worte, die Revolution wieder zu beginnen, deren Grundsätze sie laut predigt. Zu verschiedenen Malen wieder unter das Joch der Censur gebracht, hat sie sich stets ihrer wieder erlangten Freiheit nur dazu bedient, um ihr unterbrochenes Werk wieder aufzunehmen. Um mit mehr Erfolg fortzufahren, hat sie in der Departementalpresse eine thätige Unterstützung erhalten, welche, indem sie die Eifersucht und den örtlichen Haß benützte, furchtsame Gemüther schreckte und die Autorität durch unbegrenzte Neckereien beunruhigte, einen beinahe entschiedenen Einfluß auf die Wahlen ausgeübt hat.

Nicht weniger Eifer hat die periodische Presse aufgewendet, um die Religion und ihre Priester mit ihren giftigen Pfeilen zu verfolgen. Sie strebt unausgesetzt dahin, in dem Herzen des Volkes die religiösen Gefühle bis auf den lezten Keim auszurotten. Sire, zweifeln Sie nicht, daß sie es nicht so weit bringe, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quelle der allgemeinen Moral verfälscht und nichts spart, die Diener des Altars lächerlich zu machen.

Diese lezten Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; aber bleibendere Folgen lassen sich in den Sitten und dem Character der Nation bemerken. Eine heftige Streitsucht eben so trügerisch, als leidenschaftlich, die Schule des Ärgernisses und der Ausschweifung, erzeugt die nachtheiligsten Veränderungen unter ihr; sie giebt dem Geiste eine falsche Richtung, erfüllt ihn mit Vorurtheilen, lenkt ihn von ernsteren Beschäftigungen ab, schadet so den Fortschritten in den Künsten und Wissenschaften, erweckt unter uns eine stets wachsende Gährung, verursacht selbst in dem Schooße der Familien die traurigsten Mißverständnisse, und könnte uns so nach und nach in die Barbarei zurückführen.

Gegen so viele durch die periodische Presse erzeugten Übel ist das Gesetz wie die Rechtspflege dahin gebracht, ihre Unmacht zu bekennen.

Es wäre eine undankbare Mühe, die Ursachen aufzusuchen, welche die Wirksamkeit der Strafe gehemmt und unvermerkt eine Waffe in den Händen der Macht ganz unbrauchbar gemacht haben. Es ist hinreichend, die Erfahrung zu fragen, und darnach den Stand der gegenwärtigen Dinge zu bestimmen.

Die gerichtliche Hülfe unterstützt eine wirksame Strafe nicht leicht. Diese wahre Bemerkung ist schon seit langer Zeit verständigen Männern aufgefallen. Sie hat neuerdings einen noch hervorstechenderen Character angenommen. Um der Nothwendigkeit zu entsprechen, welche sie eintreten ließ, müßte die Strafe schneller und stärker seyn; sie ist aber langsam, schwach und beinahe ganz unbedeutend geblieben. Wenn sie eintritt, so ist der Schaden schon geschehen, und weit entfernt, ihn wieder gut zu machen, fügt die Strafe noch einen ärgerlichen Streit hinzu.

Die gerichtliche Verfolgung ermüdet die aufrühreriſche Presse niemals. Die erstere hält inne, weil sie zu streng verfahren müßte, die andere verdoppelt ihre Anstrengungen, um ihre Verbrechen zu vervielfältigen.

In verschiedenen Verhältnissen hat die Strafgewalt ihre Perioden der Thätigkeit und der Nachsicht gehabt. Aber was kümmert sich die Presse um den Eifer oder die Lauigkeit des Ministeriums. Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Vergehungen die Bürgschaft für ihre Sicherheit. Die Unzulänglichkeit oder vielmehr die Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen angeordneten Maasregeln, ist durch die That erwiesen; denn die öffentliche Sicherheit ist durch die Freiheit der Presse gefährdet. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, dieser Unordnung zu steuern.

Sire, hören Sie auf jene anhaltenden Ausrufungen des Unwillens und des Abscheues, die von allen Punkten Ihres Königreiches widertönen. Die friedliebenden Männer, die guten Bürger, die Freunde der Ordnung erheben gegen Ew. Maj.

flehend die Hände. Alle bitten, sie vor der Wiederkehr dieser Leiden zu bewahren, unter denen ihre Väter und sie selbst seufzten. Diese Klagen sind zu gegründet, als daß sie nicht Aufmerksamkeit verdienten; sie sind zu gesetzlich, als daß man sie nicht erhören sollte.

Um sie zu stillen, giebt es nur ein einziges Mittel, das, zur Charte zurückzukehren. Wenn auch die Worte des Art. 8. zweideutig sind, so ist doch ihr Sinn klar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheiten der Journale und der periodischen Zeitschriften nicht zugestanden hat. Das Recht, seine persönlichen Meinungen öffentlich auszusprechen, begreift sicher nicht das Recht in sich, speculationsweise die Ansichten Anderer bekannt zu machen. Das erstere ist die Benützung eines Rechts, das das Gesetz frei zugestehen, oder einer Einschränkung unterwerfen konnte, das zweite eine Industrie-Speculation, welche, wie andere ähnliche Unternehmen, und noch mehr als diese, der Aufsicht der öffentlichen Behörde bedürfen. Die Ansichten der Charte über diesen Gegenstand sind genau auseinander gesetzt in dem Gesetz vom 21. Oct. 1814, welches in gewisser Hinsicht der Anhang zu derselben ist; man kann um so weniger daran zweifeln, als dieses Gesetz den Kammern am 5. Juli, also einen Monat nach der Bekanntmachung der Charte vorgelegt wurde. Im Jahr 1819, selbst in dem Zeitpunkte, wo ein entgegengesetztes System in der Kammer vorherrschte, wurde dort laut ausgesprochen, daß die periodische Presse sich nicht nach der Bestimmung des 8. Artikels zu richten habe. Diese Wahrheit ist noch überdies sogar durch die Gesetze erwiesen, welche den Journalen Bürgschaftsleistung zur Pflicht machen.

Nun, Sire, bleibt nur noch die Frage übrig, wie diese Rückkehr zur Charte und zu dem Gesetze vom 21. Oct. 1814 zu bewerkstelligen sey? Die Wichtigkeit der gegenwärtigen Conjuncturen hat diese Aufgabe gelöst.

Man muß sich nicht irren. Wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Verhältnissen des repräsentativen Regierungssystems. Die Grundsätze auf denen es beruht, konnten mitten unter den politischen Wechselfällen nicht unverändert bleiben. Eine unruhige Democratie, welche bis zu unsern Gesetzen gedrungen ist, sucht sich an die Stelle der gesetzlichen Gewalt zu setzen. Sie macht die Majorität der Wahlen mit Hülfe jener Journale und durch die Zusammenwirkung zahlreicher Verbindungen von sich abhängig. Sie hat, so sehr sie es vermochte, die regelmäßige Ausübung des wesentlichsten Vorrechtes der Krone, die Wahlkammer aufzulösen, gelähmt. Dadurch ist die Constitution des Staates erschüttert und Ew. Maj. allein haben noch die Kraft, sie wieder auf ihren Grundlagen festzustellen.

Das Recht, wie die Pflicht, diese Kraft anzuwenden, ist von der Souveränität unzertrennlich. Keine Regierung der Erde würde bestehen können, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu wachen. Diese Gewalt ist älter, als die Gesetze, weil sie in der Natur der Dinge liegt. Dies sind Maximen, Sire, welche sowohl durch die Zeit geheiligt, als von den Rechtsgelehrten von ganz Europa anerkannt sind.

Aber diese Maximen haben noch eine andere ausdrücklichere Sanction, die der Charte selbst. Der Art. 14. hat Ew. Majestät mit hinreichender Gewalt bekleidet, ohne Zweifel nicht, um unsere

Institutionen zu ändern, sondern um sie fester und dauernder zu machen.

Die gebieterische Nothwendigkeit erlaubt nicht, die Ausübung der höchsten Gewalt noch länger aufzuschieben. Der Augenblick ist gekommen, wo man Maasregeln ergreifen muß, um wieder zu dem Geiste der Charte zurückzukehren, lägen diese Maasregeln auch außerhalb der gesetzlichen Ordnung, deren Hülfsquellen man alle vergeblich erschöpft hat.

Diese Maasregeln Ew. Maj. vorzuschlagen, welche einen so sichern Erfolg versprechen, stehen Ihre Minister keinen Augenblick an, überzeugt, daß die Gerechtigkeit in Kraft bleiben wird.

(Folgen die Unterschriften sämtlicher Minister)

Königliche Ordonnanzen.

Die in Folge des von Seite des Präsidenten des Conseils und der übrigen sechs Minister an S. Majestät den König von Frankreich erstatteten Berichts unterm 25. Julius erlassenen königlichen Ordonnanzen lauten wie folgt:

1. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, unsern Gruß. Auf den Bericht unseres Ministerkonseils haben wir befohlen und befehlen wie folgt: Artikel 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. Oktober 1814 sind wieder in Kraft gesetzt. Demnach wird kein Journal und periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder

errichtet werden soll, ohne Ueterschied der Materien, die darin abgehandelt werden sollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von uns, sowohl der Verfasser als der Drucker besonders, erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfekten provisorisch zugestanden und provisorisch entzogen werden können: den Journalen und periodischen oder halbperiodischen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden sollen. 4. Die mit Übertretung des 2. Art. herausgegebenen Journale und Schriften sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und die Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder ausser Dienst gesetzt werden. 5. Keine periodische Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung unseres Ministers Staatssekretärs des Innern zu Paris oder der Präfekten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen seyn. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben würden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Druck derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder ausser Dienst gesetzt werden. 6. Die Denkschriften über Prozesse und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind einer vorläufigen Ermächtigung unterworfen,

wenn

wenn sie im Ganzen oder zum Theil politische Materien behandeln, in welchem Falle die durch den 5. Art. vorgeschriebenen Maasregeln auf sie anwendbar sind. 7. Jede der gegenwärtigen Verfügung zuwiderlaufende Verordnung soll ausser Kraft gesetzt bleiben. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Übereinstimmung mit dem 4. Art. der Ordonnanz vom 27. Nov. 1816, und mit dem, was durch die Ordonnanz vom 27. November 1816 und die Ordonnanz vom 28. Jan. 1817 vorgeschrieben ist, statt finden. 9. Unsere Minister-Staatssekretäre sind mit Vollziehung des Gegenwärtigen beauftragt. Gegeben in Unserem Schlosse St. Cloud, den 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Präsident des Ministerconseils, Fürst v. Polignac; der Siegelbewahrer, Minister Staatssekretär der Justiz, Chantelauze; der Minister-Staatssekretär des Seewesens und der Kolonien, Baron d'Haussez; der Minister-Staatssekretär der Finanzen, Montbel; der Minister-Staatssekretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichtes, Graf Guernon-Ranville; der Minister-Staatssekretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

---

2. Carl, durch Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. In Betracht des 50. Art. der constitutionellen Charte, nachdem Wir von den Um-

trieben benachrichtigt sind, die auf mehreren Punkten Unseres Königreichs verübt worden waren, um die Wähler während der lezten Wahlkollegien zu täuschen und irre zu führen, nach Anhörung Unseres Conseils, haben Wir befohlen und befehlen: Art. 1) Die Deputirtenkammer der Departements ist aufgelöst. 2) Unser Minister-Staatssekretär des Innern ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben zu St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Minister-Staatssekretär des Innern, Graf Peyronnet.

---

3. Carl, von Gottes Gnaden ꝛc. Allen denen, die dieses lesen, Unsern Gruß. Da wir beschlossen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirksamkeit der lezten Wahlkollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der konstitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen, und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes, die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß der Art. 15, 36 und 30 der konstitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2) Der Wahlcensus

und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliarsteuer eingetragen sind. 3) Jedes Departement wird so viele Deputirten haben, als ihm durch den Art. 36 der konstitutionellen Charte zugetheilt sind. 4) Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Artikel 37 der konstitutionellen Charte bestimmt sind. 5) Die Wahlkollegien werden sich in Bezirkskollegien und Departementalkollegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahlkollegien derjenigen Departements, welchen blos Ein Deputirter zukommt. 6) Die Bezirks-Wahlkollegien werden aus sämtlichen Wählern bestehen, deren politischer Wohnort in dem Bezirk liegt. Die Departements-Wahlkollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler der Departements bestehen. 7) Die gegenwärtige Umgränzung der Bezirks-Wahlkollegien ist beibehalten. 8) Jedes Bezirks-Wahlkollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. 9) Das Bezirkskollegium theilt sich in so viele Sektionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht im Verhältnis der Zahl der Sektionen und der Gesammtzahl der Wähler des Kollegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Lokalität und Nachbarschaft. 10) Die Sektionen des Bezirks-Wahlkollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. 11) Jede Sektion eines Bezirkskollegiums wird einen Candidaten wählen, und abgesondert von

den übrigen ihre Funktionen ausüben. 12) Die Präsidenten der Sektionen des Bezirkskollegiums werden durch die Präfekten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13) Das Departementskollegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichniß der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerade, so geschieht die Theilung ohne Schmälerung des dem Departementalkollegium vorbehaltenen Rechts. 14) Im Fall, wo durch Auslassungen, durch nichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichnis der von den Bezirkskollegien vorgeschlagenen Kandidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichnis unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departementalkollegium einen weiteren Kandidaten ausserhalb des Verzeichnisses erwählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departementalkollegium die ganze Zahl der Departementsdeputirten ausserhalb des Verzeichnisses ernennen. 15) Die Präfekten, Unterpräfekten und Oberoffiziere, welche eine Militärdivision befehligen, können in den Departements, wo sie ihre Funktionen ausüben, nicht gewählt werden. 16) Das Verzeichnis der Wähler wird durch den Präfekten im Präfekturrath abgeschlossen. Es wird fünf Tage vor dem Zusammentritt der Kollegien angeschlagen. 17) Reklamationen über das Wahlrecht, welche von den Präfekten nicht gewürdigt worden, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt, zur Zeit, wo diese über die Gültigkeit der Operationen der Kollegien entscheidet. 18) In den Departementalkollegien werden die beiden ältesten und die beiden

höchst besteuerten Wähler das Amt der Scrutatoren verrichten. Dieselbe Anordnung wird in denjenigen Sektionen der Bezirkskollegien beobachtet werden, die aus mehr als fünfzig Wählern bestehen. In den andern Sektionen wird das Scrutatorenamt von dem ältesten und dem höchst besteuerten Wähler ausgeübt werden. Der Sekretär wird in dem Kollegium der Sektionen der Kollegien von dem Präsidenten und den Scrutatoren ernannt. 19) Keiner hat in das Kollegium oder die Sektion des Kollegiums Zutritt, der nicht in das Verzeichnis der dahin gehörigen Wähler eingetragen ist. Dieses Verzeichnis wird dem Präsidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsort des Kollegiums, so lang dasselbe seine Funktionen ausübt, angeschlagen. 20) Jede Discussion oder Berathschlagung irgend einer Art ist in dem Wahlkollegium untersagt. 21) Die Polizei des Kollegiums steht dem Präsidenten zu. Ohne sein Ansuchen kann keine bewaffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgestellt werden. Die Militärkommandanten sind gehalten, seinen Requisitionen nachzukommen. 22) Die Wahl geschieht in den Kollegien nach der absoluten Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indessen die Wahl nach zweimal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entschieden seyn, so nimmt das Wahlbüreau das Verzeichnis derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meisten Stimmen erhalten haben, auf. Dieses Verzeichnis muß eine doppelt so große Anzahl von Namen enthalten, als noch Kandidaten zu wählen sind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur solchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichniß stehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmenmehrheit. 23) Die

Wähler werden durch Wahlzettel stimmen. Jeder Wahlzettel muß so viele Namen enthalten, als Kandidaten zu wählen sind. 24) Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtisch des Wahlbüreau's niederschreiben, oder dort von einem der Scrutatoren niederschreiben lassen. 25) Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der seinen Wahlzettel abgiebt, werden von dem Sekretär auf eine Behufs der Konstatirung der Stimmenzahl geführte Liste eingetragen. 26) Jedes Scrutinium wird sechs Stunden lang offen bleiben und dann noch in derselben Sitzung erledigt. 27) Über jede Sitzung wird ein Protokoll aufgenommen. Dieses wird von sämmtlichen Mitgliedern des Wahlbüreau's unterzeichnet. 28) Nach dem Art. 46. der konstitutionellen Charte kann in der Kammer zu einem Gesetz kein Amandement gemacht werden, wenn dieses nicht von Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Büreaux gewiesen und von diesen diskutirt worden ist. 29) Alle Anordnungen, die mit gegenwärtiger Ordonnanz im Widerspruch stehen, werden ohne Wirkung bleiben. 30) Unsere Minister-Staatssekretäre sind mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Präsident des Ministerrathes, Fürst v. Poliguac; der Siegelbewahrer, Minister der Justiz, Chantelauze; der Minister des Seewesens und der Kolonien, Baron v. Haussez; der Minister des Innern, Graf Peyronnet; der Minister-Staatssekretär der Finanzen, Montbel; der Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichtes, Graf

Guernon-Ranville; der Minister der öffentlichen Arbeiten, Capelle.

---

4. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß. In Betracht der königlichen Ordonnanzen von diesem Tage, in Bezug auf die Organisation der Wahlkollegien; auf den Bericht Unseres Minister-Staatssekretärs beim Departement des Innern, haben wir befohlen und befehlen, wie folgt: Art. 1) Die Wahlkollegien werden sich versammeln, nämlich die Bezirkswahlkollegien am nächsten 6ten September, und die Departementskollegien am nächsten 28. September. 2) Die Pairskammer und die Deputirtenkammer der Departements ist auf den nächsten 28. September zusammenberufen. Unser Minister Staatssekretär ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Minister-Staatssekretär des Innern, Graf Peyronnet.

---

5. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die Gegenwärtiges lesen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unseres Siegelbewahrers, Minister-Staatssekretärs bei dem Departement der Justiz, haben Wir befohlen und

befehlen, wie folgt: Art. 1) Hr. Delavau, Staatsrath im ausserordentlichen Dienste ist zum Staatsrath im ordentlichen Dienste ernannt. 2) Die Hrn. Graf Vaublanc, Baron Dudon, Staatsminister; Marquis v. Forbin des Issarts, Baron Frenilly, Franchet Desperey, Vicomte Castelbajac, Syrieys de Mayrinhac, Staatsräthe im ausserordentlichen Dienste, sind ermächtigt, den Berathschlagungen unseres Staatsrathes beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. 3) Die HHrn. Cornet d'Incourt, Ehrenstaatsrath, und Baron Villebois, Maitre de Requetes, sind zu Staatsräthen im ausserordentlichen Dienste ernannt, mit Ermächtigung, den Berathschlagungen unseres Staatsrathes beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. 4) Die HHrn v. Formon und Vicomte v. Conny, Maitres de Requetes, sind zu Staatsräthen im ausserordentlichen Dienste ernannt, mit Ermächtigung, den Berathschlagungen Unseres Staatsraths beizuwohnen und daran Theil zu nehmen. 5) Die HHrn. Vicomte v. Curzay, Maitre de Requetes, Präfekt des Departementes der Gironde, und Marquis v. Villeneuve, Präfekt des Departementes der Corrèze, sind zu Staatsräthen im ausserordentlichen Dienste ernannt. 6) Die HHrn. Baron Chaulieu, Präfekt des Departements der Loire, und Mery de Contades, sind zu Maitres de Requetes im ausserordentlichen Dienste ernannt. 7) Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssekretär bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben in unserm Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830, und

des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Siegelbewahrer, Justizminister: Chantelauze.

---

6. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß: Auf den Bericht Unseres Siegelbewahrers, Minister-Staatssekretärs bei dem Departement der Justiz, haben wir befohlen und befehlen wie folgt: 1) Hr. Bergasse, vormaliger Deputirter bei den Generalstaaten (Etats Généraux) ist zum Ehrenstaatsrath ernannt. 2) Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssekretär bei dem Departement der Justiz ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830, und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Siegelbewahrer Frankreichs, Justizminister Chantelauze.

Der Eindruck, den diese Ordonnanzen machten, ist unglaublich. Bestürzung und Unwille malten sich auf allen Gesichtern. Alle Geschäfte ruhten. Man lief hin und her, um sich die große Neuigkeit mitzutheilen. Die erste Gährung begann unter denjenigen gewerbtreibenden Klassen, die näher oder entfernter mit dem Drucke von Schriften in Berührung stehen.

Die meisten Manufacturisten der Hauptstadt stellten ihre Arbeiten ein. Sie ließen die Arbeiter in Masse vor sich kommen und sagten zu ihnen: »Meine Freunde! der König richtet uns durch seine Ordonnanzen zu Grunde. Fortan können wir euch keine Arbeit mehr geben. Geht und fordert euer Brod von dem König, der es euch genommen hat.« Die Arbeiter erwiederten: »Brod wollen wir nicht von ihm fordern, sondern die Freiheit.« Sie eilen fort, verbreiten sich durch die Straßen, muntern sich gegenseitig auf, gehen und kommen, suchen nach Waffen, entlehnen, kaufen, miethen sie. Hier giebt einer seinen lezten Heller für ein altes verrostetes Bajonnet hin, das er sofort auf einem Stocke befestigt; dort zieht ein anderer seinen einzigen Rock aus, um dafür Pulver und Blei zu erhalten. Die Alten und Schwachen stellen sich an den Straßenecken auf und ermuntern die Vorübergehenden zum Widerstand gegen die gesetzwidrige Gewalt. Auf solche Weise gieng der Tag des 26. Juli hin.

Am Abend dieses Tages hatte Herr von M..., welcher der königlichen Familie aus Neigung anhängt, aber ein rechtlicher und vernünftiger Mann ist, eine Unterredung mit dem Justizminister Chantelauze. Diese Exzellenz rief ihm von weitem zu: »Sie kommen mir zu gratuliren?«

»Zu condoliren, wenn Sie nicht übel nehmen. Glauben Sie denn wirklich, daß Alles so leicht vorübergehen werde?«

»Bah! bah! Flugschriften ohne Nennung des Verfassers, eingeschwärzte Journale mittelst lithographischer Pressen, ein Gedicht von Beranger, ein Pamphlet von Bejamin Constant, vielleicht

gar ein dicker Band von Abbé de Pradt! Wir wissen, was uns droht, und sind in gehöriger Fassung.«

»Es könnte doch etwas weiter gehen. Das Volk murrt.«

»Man legt ihm Stillschweigen auf.«

»Es kann zu Thätlichkeiten kommen.«

»Dann schießt man es mit Kartätschen zusammen, mit Kartätschen, mein Lieber! Sie wissen ja, daß die Kartätschen die ultima ratio regum sind.«

»Ganz recht, aber diese ultima ratio regum könnte auch der lezte Augenblick der Monarchie seyn. Welches Mittel bleibt dem Fürsten übrig, der die Gewalt vergebens versucht hat? Jeder König, der auf sein Volk feuern läßt, ist rettungslos verloren, wenn nicht das Volk im Augenblicke sich unterwirft. Glauben Sie mir, Sie spielen ein hohes Spiel, bei dem Sie Ihre Köpfe einsetzen.«

»Die der Rebellen werden vor den unseren fallen. Essen Sie mit mir zu Mittag, und dann wollen wir unter das Fenster liegen, um die Revolution vorübergehen zu sehen (pour voir passer la revolution.)

Auf der Börse herrschte große Gährung, die Papiere sanken; man sprach von Schließung aller Geschäfte. Am Abend des 26. wogte eine unermeßliche Volksmenge gegen das Palais-Royal. Gruppen blieben an den Straßenecken stehen, an denen die Polizeiverordnungen des Präfekten Mangin angeschlagen waren. Unter den Haufen sah man einzelne Polizeiagenten auf- und niederrennen, stehen bleiben, die Worte und Mienen der Vorübergehenden aufzeichnen, sich unter die Gruppen mischen, zuhören

und sogar aufreizen; ihre Mienen sprachen einen unverhehlten Triumph aus. Das Volk ließ sich nicht stören und belegte die Ordonnanzen mit den schimpflichsten Namen. „Seit 15 Jahren spielten diese Menschen mit uns, man muß einmal ein Ende machen," hörte man von allen Seiten rufen. Von Zeit zu Zeit zogen Abtheilungen von Gensd'armerie und der königlichen Garde durch die Gärten des Palais-Royal, gleichsam um die Menge zu schrecken. Einige Stimmen riefen: „Es lebe die Verfassung!" Auf diesen Ruf debouchirte eine starke Abtheilung Gend'armen, den Säbel in der Hand, in den Hof des Palais-Royal. Das Volk floh nicht, sondern zog sich langsam und ohne großes Drängen in den Garten zurück. Mit einemmal schlossen alle Kaufleute ihre Läden; Weiber und Kinder liefen mitten unter die Gend'armen und nannten sie die Henkersknechte der Tyrannei. Die Gend'armen zeigten eine schlechte Haltung; ihr Vorrücken war lau; sie erbaten den Rückzug der Menge mehr, als sie ihn befahlen. Noch färbten sich ihre Säbel nicht mit Blut.

Der Obrist Foucauld, der nämliche, der im Jahr 1823 den Deputirten Manuel mit Gewalt aus der Kammer geschleppt hatte, eilte zum Minister des Innern, um ihm Bericht über den Vorfall abzustatten. „Man war zu lau," erwiederte Herr von Peyronnet; „man hätte auf diesen Pöbel einhauen sollen."

„Er leistete keinen Widerstand."

„Er hat doch gerufen! Es lebe die Verfassung! Gehen Sie, mein Herr, und von nun an behandeln Sie alle diejenigen, welche diesen Ruf hören lassen, als Feinde des Königs."

Der Obrist eilte zurück, aber inzwischen war der Garten des Palais-Royal geschlossen worden. Das Volk, daraus verjagt, hatte sich in einzelne Banden aufgelöst, durchzog die benachbarten Straßen und schlug unter wüthendem Geschrei die Laternen zusammen. Ein Haufe entschlossener Männer zog auf die elisäischen Felder, um hier den Fürsten Polignac bei seiner Rückkehr von Saint-Cloud abzuwarten und ihn auf dem Platze für seinen Hochverrath zu strafen. Ein Wagen fährt vorüber; man hält ihn für den des Ministers; er wird angehalten, und während der Irrthum sich aufklärt, entwischt der Schuldige, der, durch zwei Gend'armen bedeckt, im Fluge vorübereilt. Er dankte diesmal sein Leben der Schnelligkeit seiner Pferde und der entschlossenen Gewandheit seines Kutschers. Der Wagen fliegt in den Hof seines Hotels, dessen Pforten sich in Eile schließen, bevor noch seine Verfolger den halben Platz des Boulevard der heiligen Magdalena durchlaufen hatten. Nun sucht die rasende Menge die Mauern des Gartens zu ersteigen und ein Hagel von Steinen fliegt in die Fenster. Der Tumult steigt und der zitternde Minister versteckt sich in einem Loche seines Kellers, bis eine Abtheilung Truppen zu seiner Hülfe erscheint. Jetzt gewinnt er den alten Muth wieder und ruft mit Bitterkeit aus: „Dieser elende Pöbel! er soll Polignac kennen lernen! Marmonts Kanonen werden Rechenschaft dafür fordern. Sie wollen es nicht anders! Man wird sie behandeln, wie sie es verdienen!"

„Eine schöne Gelegenheit, Paris matt zu machen! Einige Häuser in Brand gesteckt, dann wird

der Schrecken das Übrige thun!" rief ein Speichellecker des Fürsten aus.

Ein scheußliches Lächeln überflog Polignacs Lippen; er wendete sich zu einem Vertrauten und fragte halb laut, ob der Bewußte noch nicht aus der unteren Normandie zurückgekommen sey. Ein Zeichen der Verneinung war die Antwort.

Am nämlichen Tage versammelten sich die Haupt-Redacteurs der liberalen Blätter und faßten eine Protestation gegen die königl. Ordonnanzen ab, worin sie den Widerstand gegen dieselben als gesetzlich erklärten. Diese Protestation wurde in Eile gedruckt und durch ganz Paris vertheilt.

In der Nacht vom 26. auf den 27. hatte Paris das Ansehen einer mit Sturm genommenen Stadt. Zahlreiche Patrouillen der königlichen Garde, der Gendarmerie, der Linientruppen und der Schweizer durchzogen die Straßen in allen Richtungen. Die Patrouillen stießen häufig auf Gruppen des Volks, die sich langsam und mit erhobenem Haupte zurückzogen, wie Leute, die das Bewußtseyn ihres Rechts und ihrer Kraft haben. Mit diesem Augenblicke begann der außerordentliche und unausgesetzte Dienst, der die Truppen ermattete und nicht wenig zu ihrer Niederlage beitrug. Die Soldaten, welche am Montag Abend das Gewehr ergriffen hatten, kamen nicht aus Reihe und Glied bis Donnerstag Mittags um 3 Uhr, zu welcher Stunde sie ihre letzten Stellungen in der Hauptstadt aufgeben mußten.

Am Morgen des 27. herrschte durch die ganze Hauptstadt eine immer steigende Gährung. Arbeiter aller Gewerbe, durch die Schließung der Werk-

stätten unbeschäftigt, durchzogen die Straßen und öffentlichen Plätze. Die Studenten der Rechts- und Arzneischule rüsteten sich zum Widerstand. Der Geist der Widersetzlichkeit gegen ungerechte Gewalt belebte alle Gemüther; man rief sich gegenseitig alle die Übel ins Gedächtniß zurück, welche seit 15 Jahren die Bourbons und deren Anhänger Frankreich zugefügt haben. Laut wurde Carl X. ein meineidiger König gescholten, ein Vasall des Auslandes, ein Sclave der Priester, der, gleich Jacob II. von England, das schöne Frankreich für eine Messe zu verkaufen bereit sey.

Ein starker Haufe zog gegen das Hotel des Fürsten von Polignac, den man als die Quelle alles des Unglücks betrachtete, das auf Frankreich lastete. Der Minister hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Straßen um seinen Palast, der Hof und Garten waren durch zahlreiche Truppenabtheilungen besetzt. Der Volkshaufe rückt gegen das Hotel vor. Eine Abtheilung Reiterei stürmt im Galopp gegen ihn an. Langsam und unter lautem Zischen zieht sich das Volk zurück. Die Reiter nehmen ihre ersten Stellungen wieder ein und sogleich folgt ihnen das Volk auf dem Fuße. Der Fürst von Polignac verläßt seinen Palast, um einem Staatsrath in den Tuillerien anzuwohnen.

In diesem Staatsrath wird eine Proscriptionsliste von 45 Personen entworfen. Der Polizeipräfect erhält Befehl, sie im Augenblick verhaften und vor einen Prevotalhof stellen zu lassen, dessen Mitglieder bereits ernannt sind. Heute noch sollen sie verhört, morgen verurtheilt und übermorgen hingerichtet werden. Der Polizeipräfect erhält die verhängnißvolle Liste und schickt sich an, seinen Auf-

trag zu vollziehen. Jetzt aber erscheinen seine geheimen Agenten aus allen Theilen der Stadt und bringen ihm die Nachricht des allgemeinen Aufstandes. Unter diesen Umständen sieht er ein, daß es unmöglich ist, bei dem bewegten Zustande von Paris in den verschiedenen Vierteln der Stadt 45 einzelne Verhaftungen vollziehen zu lassen. Er richtet ein Schreiben an den Minister des Innern, aus dem wir folgende Stelle ausheben:

»Leider muß ich Ew. Excellenz melden, das es gefährlich, wo nicht unmöglich ist, heute noch die Rebellen, welche Sie mir bezeichnet haben, in Haft zu bringen. Die Stellung des Volks ist allzudrohend; es sucht nur nach einem Vorwand, die Waffen zu ergreifen, und schwerlich wird der Generalstab des Platzes im Stande seyn, die verschiedenen Quartiere der Stadt zumal im Zaume zu halten. Heimlich könnten die Bezeichneten nicht aufgehoben werden, und auf den ersten Ruf würde der Pöbel zu ihrer Vertheidigung herbeieilen. Besser wird es seyn, diese Nacht alle öffentlichen Plätze und Straßen durch eine hinreichende Truppenzahl besetzen zu lassen, um die Kanaille durch Kanonen und Soldaten im Zaume zu halten. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man einen großen Schlag führen muß; jeder Aufschub wäre verderblich. Morgen sollen die 45 verhaftet werden.«

Das Original dieses Schreibens ist nach Erstürmung der Tuillerien daselbst vorgefunden worden.

Der Minister des Innern gab nun Befehl, mehrere Batterien aus dem Zeughause in Stand zu setzen, und als er die Kanonen vorüberfahren sah, sagte er zu seiner Umgebung: »Da kommen die

Schul-

Schulmeister der Pariser; die Züchtigung soll schnell und kräftig seyn.« Diese Rohheit gefiel ungemein, und ein königlicher Kammerherr, der zugegen war, eilte sogleich nach St. Cloud, um Se. allerchristlichste Majestät mit diesem Bonmot zu regaliren.

Es erfreut den Philanthropen, unter dieser Masse von Schändlichkeiten auf eine edle Handlung zu stoßen. Ein würdiger Geistlicher der katholischen Kirche, dessen Namen bekannt zu werden verdient, begab sich zu dem Erzbischof von Paris und stellte ihm die traurige Lage der Hauptstadt vor; er beschwor ihn im Namen seiner heiligen Religion, die Kirche mit dem Volke zu versöhnen, sich für die Sache der Nation und der Gesetze zu erklären, an der Spitze seines Capitels mitten durch die Hauptstadt zu ziehen und Worte des Friedens und der Versöhnung vor den Thron des Königs nach Saint-Cloud zu tragen. Umsonst, die Worte des ehrwürdigen Dieners der Kirche verhallten. Der Prälat schalt ihn einen verkappten Philosophen und wies ihm die Thüre.

Inzwischen hatte sich ein Theil der in Paris anwesenden Mitglieder der Deputirtenkammer versammelt und folgende Protestation gegen die königlichen Ordonnanzen erlassen:

»Die hienach Unterzeichneten, in Gemäßheit der constitutionellen Charte und der Wahlgesetze regelmäßig zu Deputirten gewählt, gegenwärtig in Paris anwesend,

achten sich durchaus verpflichtet, und halten es für ihre Schuldigkeit und den Gesetzen der Ehre gemäß, gegen die Maasregeln, welche die Rathgeber der Krone jüngst zum Umsturz des gesetzlichen Wahlsystems und zur

Vernichtung der Preßfreiheit durchgesetzt haben, feierlich zu protestiren."

»Die gedachten Maaßregeln, welche in den Ordonnanzen vom 25. Juli enthalten sind, widerstreben nach der Ansicht der Unterzeichneten durchaus dem constitutionellen Rechte der Pairskammer, dem öffentlichen Rechte der Franzosen, den Befugnissen und Erlassen der Tribunale, und sind von der Art, daß sie den Staat in eine Verwirrung stürzen müssen, die den Frieden der Gegegenwart und die Sicherheit der Zukunft gleichmäßig gefährden.

»In Folge dessen protestiren die Unterzeichneten, unabänderlich getreu ihrem Eide, mit Stimmen-Einheit nicht nur gegen gedachte Maaßregeln, sondern auch gegen sämmtliche Akte, die deren Folge seyn könnten.«

»Und in Anbetracht einerseits, daß die Kammer der Deputirten, da sie nicht constituirt werden konnte, auch nicht gesetzlich aufgelöst werden kann, und andererseits, daß der Versuch, nach einer neuen und willkürlichen Art eine andere Deputirtenkammer zu bilden, mit der constitutionellen Charte und den erworbenen Rechten der Wähler in förmlichem Widerspruch steht, erklären die hienach Unterzeichneten, daß sie sich fortwährend als durch die Bezirks- und Departementskollegien, deren Stimmen sie erhalten haben, gesetzlich zur Deputation Gewählte betrachten, welche, als solche, nicht anders ersetzt werden können, als mittelst neuer Wahlen, die nach den durch die Gesetze vorgeschriebenen Grundsätzen und Formen geschehen seyn müssen.«

»Und wenn somit die hienach Unterzeichneten diejenigen Rechte und Pflichten, welche ihnen durch ihre gesetzliche Wahl zustehen, nicht wirklich ausüben, so geschieht es blos darum, weil sie durch materielle Gewalt daran verhindert sind.«

Folgen die Unterschriften:

»Labbey de Pompieres, Sebastiani, Mechin, Casimir Perrier, Guizot, Audry de Puyraveau, Andrè Collot, Gaetan de la Rochefoucault, Mauguin, Bernard, Voisin de Gartempe, Froidefond de Bellisle, Villemont, Firmin Didot, Daunou, Rollis, Villemain, de Lariboisiere, Comte de Bondy, Louis Dufresne, Girod de l'Ain, Laisneé de Villevesques, Benjamin Delessert, Marchal, Nau de Champlouis, Millour, Comte d'Estourmell, Comte de Lobau, Baron Louis, Comte de Montguyon, Levaillant, Tronchon, General Gerard, Jacques Lafitte, Garnier, Dugas-Monbel, Casimir Périer, Vassal, Alexander de Laborde, Jacques Lefebvre, Mathieu Dumas, Eusebe Salverte, de Doulmaine, Chardel, Hernaux, Bavoux, Charles Dupin, Hely d' Oißel, Eugen d'Harcourt, Baillot, General Lafayette, Georges Lafayette, Jouvencel, Bertin de Vaux, Comte de Lameth, Bernard, Duchaffaut, August de Saint-Aignan, Keratry, Ternaux, Jaques Odier, Benjamin Constant.«

Im Laufe dieses Tages nahm die Hauptstadt eine mehr und mehr drohende Gestalt an. Der Entschluß, für die öffentliche Freiheit zu siegen oder zu sterben, stund auf allen Gesichtern geschrieben. In allen Theilen der Stadt sammelten sich die

Einwohner in Haufen. Auf dem Grèveplatz, auf dem Chatelet, auf den umliegenden Quais und Brücken, auf den Boulevards, hauptsächlich von der Straße St. Martin an bis zur Straße Montblanc, stunden die Massen Kopf an Kopf. Die Studenten der Rechts- und Arzneischule, die Handwerksleute der Vorstadt St. Jaques ꝛc. fanden sich auf den Plätzen des Odéon und der Arzneischule ein; eine andere zahlreiche Menge floß dem Palais-Royal zu, und strömte endlich in die Straßen Saint-Honoré, Richelieu und die angrenzenden Gassen und Plätze. Die Truppen dagegen nahmen Stellung auf dem Carousselplatze, auf dem Börsenplatze, auf den Quais in der Straße Saint-Honoré und auf den Boulevards.

Die Linientruppen zeigten bereis ein Schwanken, das unter den Regimentern der Besatzung von Paris am bemerklichsten war. Junge Weiber und Mädchen drängten sich in ihre Reihen, und forderten sie auf, mit den Bürgern gemeinschaftliche Sache zu machen. Einzelne Männer aus der Masse des Volks kamen in ihre Nähe und riefen ihnen zu, einen meineidigen König zu verlassen und sich nicht zur Unterdrückung des Volks herzugeben. Noch blieben diese Aufforderungen unbeantwortet. Ein tiefes Stillschweigen herrschte in den Reihen der Soldaten; aber in ihren Mienen und Gebärden drückten sich ihre Gesinnungen hinreichend aus. Das Volk seinerseits hielt sich ruhig, traf aber Anstalten zur Vertheidigung. In der Straße Saint-Honoré, am Eingang der Straße Saint-Louis und Thaversière, wurden die ersten Verrammelungen gemacht. Zwei Wagen mit Backsteinen und Ziegeln, die vorüberfuhren, wurden abgeladen, umgestürzt, die Räder ausgehoben, und hinter ihnen die Back-

steine und Ziegel als Munition aufgepflanzt. Dieses Beispiel wurde mit Blitzesschnelle von Straße zu Straße befolgt. Wie durch einen Zauberschlag erhoben sich in wenigen Augenblicken überall Verrammelungen. Von allen Seiten zog man Fuhrwerke aller Art herbei; schleppte Balken, Bretter und Meubel zu Haufen.

Jezt gab der Befehlshaber der Truppen das Zeichen zum Vorrücken. Der erste Angriff geschah in der Straße Saint-Honoré. Schwankend und ungewissen Schrittes marschirten die Truppen der Vordercolonne. Es waren Soldaten von der Linie. So wie sich die Spitze der Colonne den Verrammelungen näherte, stürzte ihnen aus denselben ein Haufe von Bürgern entgegen, rief vivat, ließ die Worte: Freiheit, Vaterland und Ehre ertönen. Die Soldaten mischten sich unter die Bürger und machten Brüderschaft mit ihnen; alle Autorität der Offiziere hatte aufgehört. Man meldete diesen Vorfall dem kommandirenden Generale und schnell ließ er diese Colonne zurücknehmen.

Auf diese Scene folgte ein augenblicklicher Stillstand. Ein tiefes unheilverkündendes Schweigen herrschte ringsumher. Die Bürger standen innerhalb ihrer Verrammelungen. Plötzlich wirbeln die Trommeln und schmettern die Trompeten und die Straße Saint-Honoré herab eilt im Sturmschritt eine tiefe Colonne der königlichen Garde und der Lanzenträger. Dicht vor der Verschanzung beginnt sie ein mörderisches Feuer. Die Bürger antworten durch einen Steinhagel; sie haben sonst keine Waffen. Viele fallen, das erste Blut fließt, es fließt — und die Krone ist von Carls X.

Haupte gefallen. Die Verrammelungen werden genommen und unter dem Rufe: es lebe der König! schreitet die Soldateska über die Leichname der Bürger dahin.

Das Volk stiebt auf einen Augenbick auseinander; die Soldaten verfolgen ihre blutige Bahn. Die Lanzenträger rennen alles nieder, was sie erreichen können. Ein Greis, erzählt ein Augenzeuge, wurde zwei Schritte von mir tödtlich verwundet; er fiel und rief noch sterbend: Hoch lebe die Freiheit!

In der Mitte der Straße Saint-Honoré stürzt ein Weib von etlich und dreißig Jahren, durch eine Kugel an die Stirne getroffen, entseelt zur Erde. Ein Bäckerknecht mit aufgestülpten Armen und nackten Füßen, ein Mann von kolossaler Gestalt und herkulischer Stärke, ergreift den Leichnam, trägt ihn hoch über seinem Haupte, durchzieht die Gassen und Plätze unter dem lauten, durch sein Gefolge tausendfach wiederholten Ruf: Rache, Rache! Auf dem Siegesplatze legt er den Leichnam vor der Bildsäule Ludwigs XIV. nieder, fordert mit lauter Stimme die ihn umfluthende Menge zur Rache auf, ergreift den todten Körper wieder, schreitet damit auf die Truppen zu, die an der Bank aufgellt sind, rückt dicht vor sie hin und schleudert den blutigen Leichnam in ihre Mitte. »So,« ruft er mit gewaltiger Stimme, »gehen eure Kameraden mit unsern Weibern um! Werdet ihr eben so thun?« — Nein, Nein! ist die allgemeine Antwort der Soldaten; aber so kommt doch einmal mit Waffen, fügen viele hinzu. Die Gesichter der Soldaten wurden bleich wie der Tod; aus vielen Augen rollten Thränen. »Tödtet mich,

tödtet mich! rief ein Offizier in Verzweiflung aus, damit meine Augen diese Gräuel nicht länger sehen.«

Ein anderer Leichnam wurde auf dem Börsenplatze ausgesetzt. Das Volk drängte sich um ihn mit furchtbarer Wuth. In einem Augenblicke hatte es den hier aufgestellten Posten überwältigt. Was ihm Widerstand leistete, wurde niedergemacht und das Wachthaus in Brand gesteckt. Seine Flammen leuchteten weit hin in dem Dunkel der Nacht.

An diesem ersten Tage der Schlacht hatten die Truppen überall die Oberhand behalten. Die kgl. Garde, die Schweizer, die Gend'armerie und die Lanzenträger tödteten und verwundeten auf verschiedenen Punkten viele Menschen, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied; aber am folgenden Tage mußten sie diese vorübergehenden Vortheile theuer bezahlen. Die Nacht machte den einzelnen Gefechten ein Ende; aber die Truppen blieben unter den Waffen und die Einwohner der Hauptstadt rüsteten sich zu ernstlichem Widerstande auf den morgenden Tag. Es fehlte ihnen nicht an Muth, aber an Einheit des Plans und der Handlung. Sie hatten keinen Centralpunkt, keinen obersten Anführer, keine Waffen und keine Munition. Doch alles dieses wurde durch den Haß gegen die königliche Familie und deren Diener ersetzt.

Inzwischen hatten die Minister alle Maaßregeln zu einem kräftigen Angriff auf den folgenden Tag getroffen. Sie zweifelten im geringsten nicht an ihrem Siege. Die Colonnen ihrer Armee bivouquirten auf dem Carousselplatze, auf dem Platze Vendome und Ludwigs XV., in den Tuillerien, auf den Brücken und Boulevards. Überall waren

Kanonen aufgepflanzt, neben denen Kanoniere mit brennenden Lunten stunden. Über der ganzen unermeßlichen Hauptstadt lag tiefe, dunkle Nacht, denn die Straßenlaternen waren entweder zerschlagen oder nicht angezündet. Die Patrouillen der Truppen wagten sich nur in geringe Entfernung von ihrer Hauptstellung, denn in der Ferne vernahmen sie das Wogen und Brausen einer unermeßlichen Volksmenge, die in reger Thätigkeit schien.

Die Minister kamen bei dem Fürsten Polignac zusammen, der eben von Saint-Cloud zurückkehrte und die befriedigendsten Nachrichten mitbrachte: Der König war auf der Jagd sehr vergnügt gewesen, hatte beim Mittagessen den besten Appetit gezeigt, nunmehr saß er bei einer Parthie Whist, und auf den folgenden Tag war eine große Jagd in dem Walde von Fontainebleau angeordnet.

Der Dauphin war mit dem Benehmen der Linientruppen höchst unzufrieden und hatte sich vorgenommen, viele Offiziere zu kassiren. Die Frau Herzogin von Berry empfahl dem Ministerium strenge Maßregeln, damit der Aufstand in Paris um jeden Preis gedämpft werde. Zu diesem Ende war dem Herzog von Ragusa der Oberbefehl über sämtliche Truppen übertragen worden. Polignac und Peyronnet stimmten für durchgreifende Schritte, wie viel Blut sie auch kosten möchten. Die übrigen Minister beobachteten ein düsteres Schweigen. Da rief Polignac unmuthig aus: „was liegt denn an diesem Blute? es ist nicht so edel, daß man Anstand nehmen muß, es zu vergießen," — Ernst erwiederte ihm Herr von Montbel: »Das Leben des Geringsten der Franzosen muß dem König und uns werth seyn. Ich widersetze mich allen strengen

Maßregeln, deren Nothwendigkeit nicht durchaus nachgewiesen ist.« Polignac zuckte die Achseln und murmelte einige Worte von Engherzigkeit und Lauheit im Dienste des Königs vor sich hin. Herr von Montbel versetzte: »Geduld, mein Herr, bald wird sich zeigen, wer von uns beiden am eifrigsten seine Schuldigkeit thut und die festeste Stütze des Monarchen ist.« Peyronnet suchte die verschiedenen Meinungen zu vereinigen und bewies mit einleuchtenden Gründen, daß man nunmehr kräftig auftreten müsse, wenn man nicht alles verlieren wolle. Es wurde demnach beschlossen, am folgenden Tage alle Hülfsmittel der Gewalt in Bewegung zu setzen. »Was mich betrifft,« sprach der Fürst Polignac am Schlusse der Berathung, »so habe ich zum Himmel gefleht, daß er mich in dieser schwierigen Lage erleuchten möge, und durch die Vermittlung des heiligen Prinzen von Hohenlohe ist mir die Antwort geworden, daß ich mich auf dem rechten Wege befinde, und daß derselbe zum Heil der Monarchie und Religion führe.« **In sæcula sæculorum Amen!** fügte der Graf Peyronnet hinzu, der in seinem Herzen über diese Capuzinade des einfältigen Premierministers lachte. Die Minister gingen auseinander. Jeder war durch eine starke Abtheilung Reiterei bedeckt. Auf ihrem Wege hörten sie in der Ferne den eintönigen Ruf der Schildwachen, den schneidenden Ton der Pfeifen, womit sich das Volk Zeichen gab, und das Geräusch, das die Errichtung der Verrammlungen und das Aufreißen des Pflasters verursachte.

Die ganze Hauptstadt war munter und wach. Kein Auge schloß sich zum Schlafe. Man sammelte sich in Abtheilungen und setzte sich Führer. Jeder

Privatzwist hatte aufgehört; die Freunde liebten sich inniger, die Feinde versöhnten sich. Man suchte nach Waffen und Pulver, das Blei ward zu Kugeln geschmolzen. Commissäre, die keine andere Bestallung hatten, als die ihres eigenen Patriotismus, durchrannten die Quartiere und ordneten die regellosen Haufen in Compagnien. Alle schwuren, für die Freiheit zu siegen oder zu sterben. Aber noch zeigte sich kein Anführer, um sich an die Spitze zu stellen.

Die Nationalgarden traten in der Stille der Nacht zusammen, legten ihre Uniformen an und setzten ihre Gewehre in Stand. Sie beschlossen, sich am folgenden Morgen auf ihre Mairien zu begeben und sich aus eigenem Willen neu zu constituiren. Die Weiber zeigten sich des Vaterlandes und der Freiheit würdig. Sie gaben ihren Vätern, ihren Gatten, ihren Brüdern und Söhnen selbst die Waffen in die Hand und ermahnten sie zum Kampfe gegen die gesetzwidrige Gewalt.

Von Zeit zu Zeit fielen in der Stille der Nacht einzelne Flintenschüsse, welche ungeduldige Bürger, die das Beginnen des Kampfes nicht erwarten konnten, mit den Vorposten der Truppen wechselten. Um und um bereitete sich ein furchtbarer Krieg — nicht eine Schlacht auf freiem Felde, die in wenigen Stunden gewonnen oder verloren ist, sondern ein Kampf auf Leben und Tod in dem Umkreis einer unermeßlichen Stadt, auf einem engen und durch Hindernisse aller Art fast unzugänglichen Boden, wo die Kriegswissenschaft keine ihrer gelehrten Combinationen zu entwickeln vermag, wo jedes Haus eine Festung wird, die man durch Sturm nehmen und durch Ströme von Blut erkaufen muß. Welche Scenen sollte die nächste Sonne beleuchten!

Bevor das große Drama beginnt, wenden wir auf einen Augenblick unsere Blicke nach Saint-Cloud, um zu erzählen, was am Hofe Carls X. vorging. Dieser König hatte trotz der Zusicherungen Polignacs und Peyronnets eine Art instinktmäßigen Vorgefühls von den schlimmen Folgen, die seine Ordonnanzen bei ihrer Erscheinung hervorbringen würden. Auch der Dauphin war nicht ohne Besorgniß, und durch eine Art Voraussicht, die allerdings von solchen Schwachköpfen kaum zu vermuthen war, wollten beide einen Offizier von hohem Rang und militärischem Gewicht an die Spitze der Truppen stellen. Der König sprach darüber mit dem Fürsten Polignac. Dieser, überrascht von einem Gedanken, der ihm selbst nicht beigefallen war, fragte, wozu das dienen solle?

»Im Falle sie sich empören,« sagte der König, die Achsel zuckend.

»Dann Sire, wird man sie mit Flinten und Pulver zur Ordnung weisen.«

»Mein Gott, ich weiß wohl, daß das das einfachste und legitimste Verfahren von der Welt ist; aber diese Schufte könnten alte erfahrne Soldaten an ihre Spitze stellen. Darum scheint es mir gut, einen fähigen Edelmann, der einen gewissen Ruf hat, zum Oberbefehlshaber meiner Armee zu ernennen, damit sie Vertrauen gewinne und sich des Siegs gewiß halte.«

»Das kann geschehen, weil es Ihnen so gefällig ist. Wir haben ja Leute genug, die dazu tauglich sind. Sie dürfen nur wählen, Sire.«

Man schreitet zur Wahl, aber die Gewalt der Dinge ist so groß, daß weder der König noch sein

geliebter Sohn (wir reden hier nicht von dem Dauphin) unter allen ihren Hoflenten nicht einen einzigen zu finden vermögen, der fähig genug gewesen wäre, sich an die Spitze eines solchen Unternehmens zu stellen. Man erschöpfte die Liste sämmtlicher Generallieutenants; aber leider mußte man dennoch die Unmöglichkeit erkennen, sich dieser titulirten Nullitäten mit Vortheil zu bedienen. Nothgedrungen nahm man nun seine Zuflucht zu den Männern der Revolution, zu der emporgekommenen Canaille, wie man sie im Innern des Schlosses benannte. Man verweilte auf den Namen Moncey, Oudinot, Soult ꝛc. ꝛc.

»Aber,« fiel der König ein, »warum nehmen wir nicht Marmont? Das ist ein Mann, wie wir ihn brauchen, und durch sein früheres Benehmen an uns gefesselt.«

Marmont wurde zu Polignac gerufen. Er schlug den ihm gemachten Antrag aus. Diese Weigerung entrüstete den Fürsten Polignac, der ihm mit Bitterkeit sagte: »Herr Marschall, jetzt ist der Augenblick da, wo man dem König für ihn, nicht um seiner selbst willen, dienen muß. Das Letzte muß daran gesetzt werden, um die Krone auf seinem Haupte zu befestigen. Diejenigen, die nicht Hand ans Werk legen, haben fortan nichts mehr von dem König zu erwarten.« Diese Erklärung war kurz und bündig. Marmont schwankte und bat sich Bedenkzeit aus. Der Dauphin, hievon unterrichtet, ließ ihn zu sich kommen, und beklagte sich bitter, daß er in einem solchen Augenblicke anstehen könne, der Sache der Monarchie zu dienen. Marmont erwiederte achselzuckend, daß er bereits genug ver-

haßt sey, sprach von seinem Widerwillen, das Blut des Volks zu vergießen.

»Ob Sie etwas mehr oder weniger verhaßt sind,« erwiederte der Dauphin, »was liegt daran? Unser Wohlwollen wird Sie dafür entschädigen. Leben Sie denn unter diesen Liberalen, unter diesen Krämern? Sie leben ja in unserer Mitte. Wenn Sie unsere Achtung haben, brauchen Sie sich wenig um Jener Verachtung zu bekümmern.«

Noch schwieg Marmont unschlüssig. Der Dauphin erboßte sich und gab ihm die Wahl: Entweder handeln oder die Ungnade. Der König selbst trat ein, schmeichelte dem Marschall, zog ihn an seinen Spieltisch, ließ ihm etwas Geld vorstrecken — und dieser neue Judas verrieth um 30 Silberlinge seine eigenen Mitbürger. Doch that er es, gleich jenem, nicht ohne bittern Schmerz. Eine glaubwürdige Person erzählt, daß er unter Thränen ausgerufen habe: »Ich Unglücklicher! mein Name wird auf ewige Zeiten verwünscht seyn. Kann ich aber den Hof verlassen, ohne in die tiefste Armuth zu fallen! Ich habe mich an diese Leute verkauft, die mir im Innersten zuwider sind. Mein dunkles Geschick muß in Erfüllung gehen.«

Nunmehr hielt sich Polignac, der trotz seiner Eigenliebe seine militärische Unfähigkeit erkannte, des Siegs gewiß. Marmonts Ernennung, um im Nothfall den Bürgerkrieg zu leiten, flößte ihm eine verdoppelte Kühnheit ein und vollendete seinen Wahnsinn. In diesem Augenblicke hätte keine menschliche Weisheit vermocht, ihn von der gefährlichen Bahn abzulenken, die er betreten hatte. Eine seiner Tollheiten ist die, daß er sich einbildet, in unmittelbarem Verkehr mit dem Himmel zu stehen

und von diesem plötzliche Inspirationen zu erhalten, die ihm sein Benehmen vorzeichnen. Er machte gegen Niemand ein Geheimniß aus diesem überirdischen Verkehr. Carl X. war darüber vor Verwunderung außer sich und pflegte in vertrautem Zirkel zu sagen: »Mein Julius ist ein Heiliger. Der liebe Gott spricht mit ihm, wie ich jetzt mit Ihnen spreche. Das ist eine große Gnade, die uns die Vorsehung bewilligt hat. Mittelst derselben werden wir unfehlbar die Liberalen schlagen.«

Da auf solche Art der Fürst Polignac die irdischen Dinge mit Hülfe des heiligen Geistes leitete, so läßt sich leicht absehen, mit welcher Verachtung er alle Rathschläge sterblicher Menschen annehmen mußte, wenn sie auch noch so weise waren. Am Morgen des 28. erhielt er einen Brief aus Paris, folgenden Inhalts:

»Fürst! man täuscht Sie, Sie kennen weder die Gesinnungen des Volks, noch die Ereignisse, die sich vorbereiten. Ganz Paris ist im Aufstand. Morgen wird auch die Nationalgarde ihre Waffen ergreifen. Man kennt genau die Stärke der königlichen Truppen. Bevor es tagt, werden 100,000 Mann in den Straßen von Paris unter den Waffen stehen. Eine Niederlage würde die Monarchie zu Grunde richten. Verlieren Sie nicht eine Minute Zeit. Der König nehme seine Ordonnanzen zurück und entlasse die Minister. Ihre Liebe zu dem König wird Ihnen ein solches Opfer leicht machen.

Unterzeichnet

A .... von R ....«

Der Fürst Polignac hielt dieses prophetische Schreiben für eine List seiner Gegner, wodurch sie ihn fangen wollten. Man fand es auf seinem Schreibtische nachläßig hingeworfen. Er äußerte sich gegen einen seiner Vertrauten: »Die Liberalen suchen mich auf alle Weise zu fangen, aber sie wissen freilich nicht, daß Gott selbst über mich wacht, und daß ich nur nach seinen Eingebungen handle.«

Mit dem ersten Leuchten des Tages war die ganze unermeßliche Bevölkerung der Hauptstadt auf den Beinen. Diese Massen, die alle Plätze und Straßen anfüllten, waren theils ohne Waffen, theils auf die verschiedenartigste Weise bewaffnet. Der erste Zorn der Menge kehrte sich gegen die königlichen Wappen, womit die Häuser mehrerer Handelsleute geschmückt waren, welche sich Lieferanten des Königs oder der Prinzen und Prinzessinnen betitelten. Die Wappenschilde wurden herabgerissen und in den Koth geworfen. So oft eines derselben fiel, stieg ein tausendfacher Jubelruf gen Himmel. Die Kutscher, die vorüberfuhren, mußten über die königlichen Wappen wegfahren, um sie noch tiefer in den Koth zu treten.

Inzwischen ordneten sich die bewaffneten Haufen und zogen auf die ihnen angewiesenen Posten ab. So oft ein Haufe vorüberzog, wurde er mit allgemeinem Jubel begrüßt. Die Nationalgarden marschirten in ihrer Uniform und unter Trommelschlag. Etwa um die achte Stunde des Morgens wurde die Schlacht auf allen Punkten eröffnet.

In der Vorstadt St. Antoine entfaltete sich die erste dreifarbige Fahne. Ein donnernder, lange ununterbrochen forthallender Jubelruf begrüßte sie. Sie wurde von einem alten Krieger getragen und

war von den muthigsten Männern der Vorstadt umgeben. Kaum sah der Anführer der königlichen Truppen ihr Wehen, so befahl er sogleich einen raschen Angriff auf den Bürgerhaufen, in deren Mitte sie flatterte. Die Cüraſſiere der königlichen Garde reiten im Galopp an. Der Volkshaufe um die Fahne her zerstiebt. Unerschütterlich steht der Fahnenträger allein mitten in der Straße, fest die Fahne auf den Boden pflanzend. Er wird unter die Hufe der Rosse getreten. Krampfhaft hält er das Banner, das ihn sinkend bedeckt. So fiel an diesem Tage der erste Märtyrer der neuen Freiheit, würdig der größten Heldenzeit des Alterthums. Noch kennt man seinen Namen nicht.

Die Flüchtigen hatten sich auf den Stufen der protestantischen Kirche wieder gesetzt und begannen ein lebhaftes Feuer. Die Reiterei rückte vor. Sie wurde aus allen Häusern mit Flintenschüssen und Steinwürfen begrüßt. Das heftigste Feuer kam aus den Häusern Nro. 79 und 90, welche sich in eine Art Cidatelle umgeschaffen hatten. Nicht lange vermochte die königliche Reiterei Stand zu halten. Sie wurde durch Steine, Ziegel von den Dächern, abgebrochene Öfen, Geräthschaften aller Art im eigentlichen Sinne zerschmettert. Aus dem dritten Stockwerk eines Hauses wurde ein ungeheuerer Kasten, mit Pflastersteinen gefüllt, herabgeworfen und zerschmetterte in seinem Fall 8 Cüraſſire zumal. Die entmuthigten Reiter flohen mit verhängtem Zügel unter dem Jauchzen der verfolgenden Menge.

Während dessen donnerte das grobe Geschütz unaufhörlich. Eine Haubitze fiel durch das Kamin des Hauses Nro 75 herab. Sie wurde auf der

Stelle

Stelle gelöscht und von den Bewohnern mit der Umschrift: Carl X. an das Volk! aus einem Fenster des dritten Stockwerks gehängt. Über ihr wehte eine dreifarbige Fahne.

Auf dem Boulevard des Tempels war das Treffen mit gleicher Hitze eröffnet worden. Das Fußvolk der Gend'armerie stund in Schlachtordnung in der Straße der Vorstadt Saint-Martin; hinter ihm die Reiterei der gleichen Waffengattung. Auf dem Boulevard, bei dem Theater der Pforte Saint-Martin, waren Cürassiere aufgestellt. Die Straße Saint-Martin herab kam eine Abtheilung von etwa 150 Bürgern, an deren Spitze ein noch ganz junger Mann ging. Sie waren größtentheils schlecht bewaffnet und jeder hatte kaum 4 Patronen. Entschlossen marschirten sie auf die Gend'armerie los. Ein alter Offizier trat ihrem Führer in den Weg, und machte ihn auf die Stellung der Cürassiere aufmerksam, die ihm in die Seite fallen würden, sobald er die Gend'armerie angreife. Der junge Mann bot ihm das Commando seiner Truppen an. Der Offizier hob den Stumpf seines rechten Arms mit den Worten: »Die Hand habe ich bei Waterloo gelassen; ich kann dem Volke nur noch durch meinen Rath dienen. Bleiben Sie hier stehen, bis Sie Verstärkung erhalten.« »Ich danke Ihnen,« erwiederte der junge Anführer, »und werde Ihren Rath in so weit benützen, daß ich zuerst die Cürassiere angreife.« Mit diesen Worten wendete er sich ab, befahl dem Tambour, Sturmmarsch zu schlagen und rückte unter dem Ruf: Freiheit oder Tod! auf die königliche Reiterei los. Sie empfing ihn, ohne ihre Stellung zu verlassen, mit einem heftigen Feuer. Hierauf machte sie eine volle Charge. Unerschütter-

lich stund der kleine Haufe und fiel mit den blanken Waffen so unerschrocken über den Feind her, daß er ihm viele Leute tödtete und ihn zum Rückzug zwang. Dieses siegreiche Gefecht dauerte nicht über eine Viertelstunde. Der Name dieses jungen und tapfern Anführers ist Augustin Thomas; er ist der Besitzer einer bedeutenden Manufaktur in der Vorstadt Saint-Martin und war an der Spitze seiner sämmtlichen Arbeiter ausgezogen.

Während auf diesem Punkt mit solcher Tapferkeit gefochten wurde, errichteten die Bürger unter dem heftigsten Feuer der Feinde, deren grobes Geschütz unaufhörlich spielte, am Ausgang der Straße Saint-Appoline eine Verrammelung. So wie einer der Bürger fiel oder verwundet wurde, drängte man sich sogleich aus den hintern Reihen herbei, um an seine Stelle zu treten. Die Häuser zu beiden Seiten der Verschanzungen waren bis auf das Dach mit muthigen Vertheidigern angefüllt. Die königl. Garde wagte einen Angriff; aber von allen Seiten durch Flintenschüsse und Steinhagel begrüßt, zog sie sich auf der Stelle wieder zurück. Die bei der Kaserne Saint-Martin aufgestellte Gend'armerie zu Roß und Fuß wagte keinen Angriff.

Ein Theil der königlichen Garde hatte sich am Thore von Saint-Denis verschanzt und machte ein furchtbares Feuer auf die zum Angriff vorrückenden Bürger. Das Gefecht auf diesem Punkt war anhaltend und heftig. Ein Hauptmann der alten Armee, Namens Thierry, führte die Bürger an und leitete den Angriff mit Einsicht und Tapferkeit. Unter ihm commandirte ein ehemaliger Kavallerie-Offizier, Carl Massias, der Sohn des bekannten philosophischen Schriftstellers. Nach einem mehr-

stündigen Gefechte wurde zulezt das Thor mit Sturm genommen und die königliche Garde verjagt. Auf diesem Punkte fiel der einzige Sohn der Wittwe Mourette. Man trug ihn tödtlich verwundet in das Haus seiner Mutter. »In dir mein Sohn,« ruft sie schmerzvoll aus, »verliere ich die einzige Stütze meines Alters, aber du stirbst für eine schöne Sache.« Da rafft der Sterbende seine lezte Kraft zusammen und haucht mit schwacher Stimme die Worte aus: Es lebe Frankreich! es lebe die Freiheit! Weiber und Mädchen, mitten in den Reihen der Kämpfenden und dem feindlichen Feuer ausgesetzt, regten durch Wort und That die Bürger zu kühnem Muthe und Verachtung des Todes auf. Ein junges Mädchen, Clara Levieux, war die erste unter den Stürmenden und pflanzte die dreifarbige Fahne auf dem Thore von Saint-Denis auf.

In der Straße Babylone hatten sich die Schweizer in ihre Kaserne eingeschlossen, und da sie auf keine Gnade hofften, bereiteten sie sich zu einem Kampf auf Leben und Tod. Als Zeichen dieses verzweifelten Entschlusses pflanzten sie eine schwarze Fahne auf. Aber der Haß der Bürger gegen diese fremden Miethlinge spornte sie zu einem Heroismus an, der jeden Widerstand fruchtlos machte. Auf diesem Punkte wurde eines der hitzigsten Treffen geliefert. Ein Augenzeuge, Julius Caron, der die zweite Compagnie der Bürger befehligte, theilt darüber folgende Details mit:

»Am frühen Morgen sammelten sich die Einwohner der Vorstädte Saint-Jaques und Saint-Marceau auf dem Odeon-Platze. Sie setzten sich in Marsch und entwaffneten den Posten der Vete-

ranen bei der Pairskammer und den der Gend'armen in der Straße Tournon. Hiedurch fielen zwar mehrere Gewehre in unsere Hand, aber wir hatten nicht Munition genug, um die Kaserne in der Straße Babylone angreifen zu können. Die Einwohner der benachbarten Häuser hatten zwar die ganze Nacht durch viele tausend Kugeln gegossen, aber es fehlte an dem nöthigen Pulver. Nachdem wir geraume Zeit gewartet hatten, sahen wir plötzlich einen Pulverwagen von dem Pulvermagazin Denrmoulins ankommen, das die Bürger während der Nacht eingenommen hatten. Alles stürzte zumal darauf los, und man hatte viele Mühe, die daraus entspringende Gefahr abzuwenden und eine regelmäßige Vertheilung einzurichten. In einem Augenblicke waren viele tausend Hände beschäftigt, das Pulver in Patronen zu füllen. Während dessen kamen, von Bürgern gezogen, zwei Kanonen an, die uns beim Angriff gute Dienste leisteten.

Jezt wurden die Massen in Compagnieen eingetheilt, deren Anblick die höchste Mannigfaltigkeit darbot. Sie bestanden aus reich und elegant gekleideten jungen Männern, daneben Handwerker in ihren rusigen und abgetragenen Jacken, andere in Hemdärmeln und mit unbedecktem Haupt, darunter Soldaten in Uniform, die zu den Bürgern übergegangen waren. Sobald die Compagnieen gebildet waren, ertönte, wie aus einem Munde der Ruf: Vorwärts! Vorwärts! Ein ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule wurde einmüthig zum ersten Anführer gewählt. Die meisten Compagnieen standen unter der Leitung der Zöglinge der nämlichen Schule, oder unter Bürgern, die den Kriegsdienst kannten. Vor dem Abmarsch wurde mit Einer Stimme ge-

schworen, zu siegen oder zu sterben. Hierauf wurde Marsch geschlagen und die Colonne, die wackeren Pompiers an der Spitze, setzte sich in Bewegung.

Auf dem Marsch empfing uns das Volk mit Jubelgeschrei, mischte sich in unsere Reihen, öffnete die Verrammelungen, um unseren Kanonen Platz zu machen, schleppte Erfrischungen herbei und Leinwand zum Verbinden der Verwundeten. In der Straße Sevres machte man Halt und ließ den Befehlshaber der Schweizer zur Übergabe der Kaserne auffordern. Er verweigerte sie. Jetzt begann der Angriff. Die Kaserne wurde von allen Seiten umgeben, die benachbarten Häuser besetzt und sofort das Feuer eröffnet. Die Schweizer, durch ihre Matrazzen gedeckt, machten ein furchtbares Feuer aus allen Öffnungen der Kaserne und tödteten uns viele unserer Leute, die größtentheils unbedeckt standen. Plötzlich erhob sich eine Stimme: Legt Feuer an! Wie im Sturm flog dieser Ruf von Mund zu Mund. Des feindlichen Feuers nicht achtend, schleppte man einen ungeheuern Haufen Stroh vor das Thor der Kaserne und begoß ihn mit Terpentin. Ein junger Mensch von 18 Jahren zündete ihn unter einem Hagel von Kugeln an. Das Mittel that seine Wirkung. Die Schweizer um sich vor dem Feuertode zu retten, räumten das Gebäude in ziemlicher Unordnung. Man setzte ihnen hitzig nach und Viele wurden niedergemacht.

In diesem Gefechte zeichnete sich unter anderen ein junger Mensch von 20 Jahren aus. In der einen Hand eine Pistole, in der andern den Säbel, stürzte er mitten in die feindlichen Reihen, setzte einem Schweizer die Mündung der Pistole auf die Brust und schoß ihn nieder. Zwei Schweizer, den

Tod ihres Kameraden zu rächen, wenden sich mit gefälltem Bajonnet gegen ihn. Er flieht, ladet im Fliehen seine Pistole, kehrt plötzlich um, schießt den einen seiner Verfolger nieder und treibt den andern in die Flucht. Dann kehrt er ruhig, als ob nichts geschehen wäre, in die Reihen seiner Mitbürger zurück. Sein Name ist nicht bekannt.

Ein hartnäckiges Gefecht wurde auf dem Grèveplatz geliefert. Hier stand der Advokat Petit-Jean an der Spitze der Bürger; er trug statt der Schärpe eine dreifarbige Fahne queer über den Leib, die er nach der Einnahme der Kirche Notre-Dame auf deren Thürmen aufpflanzte.

Der Palast des Erzbischofs war mit Truppen angefüllt; die Soldaten zeigten aber wenig Eifer in dessen Vertheidigung. Man will behaupten, daß etliche Priester vom Gitter des Hofes aus selbst auf das Volk gefeuert hätten; diese Thatsache ist jedoch nicht erwiesen. Das aber ist unzweifelhaft, daß Pulver, Dolche und andere Waffen in der Wohnung des Erzbischofs gefunden wurden. Kurz, das Volk gerieth in solche Wuth, daß es alle Geräthschaften im Hause zertrümmerte und auf die Straße warf. Entwendet jedoch wurde nicht das Geringste, obgleich sich viele Kostbarkeiten vorfanden.

Um den Besitz des Gemeindehauses wurde lang und hartnäckig gestritten. Die Nationalgarde und die unregelmäßig bewaffneten Bürger debouchirten durch die Arcade St. Jean, durch die Straße Tireranderie und Mouton, über die Quais und die eiserne Brücke gegen diesen wichtigen Punkt. Man fühlte die Nothwendigkeit, sich um jeden Preis dieses Centralpunktes zu bemächtigen, wo sofort die Bürger eine provisorische Regierung einsetzen konnten,

und dessen Eroberung eine große moralische Wirkung hervorbringen mußte. Aber nicht minder fühlte der Feind die Wichtigkeit dieses Postens und vertheidigte ihn mit der äußersten Hartnäckigkeit. Das Gemeindehaus wurde am Tage des 28. zwölfmal genommen und wieder verloren. Es floß hier Blut in Strömen. Endlich mußten die königlichen Truppen, unfähig den stets widerkehrenden neuen Massen der Bürger länger Widerstand zu leisten, diesen Posten räumen. Zum zwölftenmal, und nun für immer, wurde die dreifarbige Fahne auf dem Balkon des Gemeindehauses aufgepflanzt.

Während dieses furchtbaren Treffens, etwa um 3 Uhr, als noch ein unaufhörliches Feuer von dem Grève-Quai an das entgegengesetzte Ufer, von dem Pavillon de l'Horloge bis zur Insel Saint-Louis, schlug, vertheidigten etliche und 20 junge Männer, durch den Damm gedeckt, den Brückenkopf des Grève-Platzes. Hinter diesem Walle machten sie ein unausgesetztes Feuer und tödteten viele Schweizer. Unwillig über diesen Verlust, setzte sich ein Abtheilung von ihnen in Marsch, um die Brücke mit Sturm zu nehmen. Das kleine Häuflein der Bürger empfing sie, als sie auf der Hälfte der Brücke waren, mit einem mörderischen Feuer. Mehrere fielen und die andern kehrten um. Da rennt ein junger Mann mitten unter dem feindlichen Kugelregen auf die Brücke, rafft die Gewehre und Patrontaschen der Gefallenen zusammen und bringt sie unversehrt zu den Seinigen. Waffen waren werth und theuer an diesem Tage und wurden um den Preis des eigenen Lebens erkauft.

Inzwischen erhielt die kleine tapfere Schaar Verstärkung, und nun säumte sie nicht länger, von

der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Ein begeisterter Jüngling tritt an die Spitze der Bürger. »Folgt mir!« rief er aus, »ich will euch den Weg der Ehre zeigen. Falle ich, so gebt dieser Brücke meinen Namen. Ich heiße Arcole.« Mit diesen Worten stürzt er sich gegen den Feind und fällt, von Kugeln durchbohrt, an der Spitze der tapfern Schaar, die unter dem Ruf: Hoch lebe die Freiheit! Ruhm und Ehre dem tapfern Arcole! über seinen Leichnam wegschreitet und die Brücke mit Sturm nimmt. Der lezte Wunsch des Tapfern ist in Erfüllung gegangen — die Brücke trägt von nun an seinen Namen.

Nachdem die Kirche Notre-Dame genommen war, erschallte unausgesetzt von ihren Thürmen herab die Sturmglocke. Als nach siegreich beendigtem Kampfe die Glocken von Saint-Germain und vom Gemeindehaus diesen Ruf beantworteten, wurde alles Volk von einem neuen Enthusiasmus ergriffen. Männer, Weiber, Greise und Kinder — Alles setzte sich jubelnd in Marsch, die einen, um die Reihen der tapfern Kämpfer zu ergänzen, die andern, die Streiter anzufeuern, die Verwundeten zu pflegen, und die Todten wegzutragen. Jeder Abtheilung der Bürger folgten Mütter, Gattinen, Schwestern und Geliebte mitten in das feindliche Feuer; munterten sie zu kühnen Thaten auf und leisteten ihnen Hülfe, wenn sie verwundet waren. Die Furcht, die Ihrigen zu verlieren, kämpfte in ihrer Brust mit dem Verlangen, sie sieggekrönt zu sehen. — — — Ein Volk, das in beiden Geschlechtern solche Liebe der Freiheit nährt, ist unüberwindlich.

Die einzelnen Thatsachen verschwinden in diesem unermeßlichen Gemälde. Wir wollen nur einige wenige ausheben:

Unter dem Haufen der Bürger, die hinter den Straßen Saint-Germain de l'Auxerrois und la Sonnerie im Hinterhalt lagen, befand sich ein junger Mensch aus den Vorstädten, der eine gute Flinte trug, welcher er sich nicht zu bedienen wußte. Ein Veteran der alten Armee bittet ihn, ihm sein Gewehr für einen Augenblick zu liehen. Er deckt sich hinter dem Brunnen des Kaffeehauses Secrétain. Plötzlich debouchirt eine Colonne Schweizer auf dem Platze des Chatelet. Der alte Krieger gibt Feuer, ein Schweizer fällt. Die ganze Colonne schießt auf ihn; er zieht sich hinter das Haus zurück, ladet und läßt den zweiten Schuß mit gleichem Glücke los. Er ladet zum dritten-, vierten-, fünften- und sechstenmal, und jeder Schuß trifft seinen Mann. Begeistert folgen die Übrigen seinem Beispiel; die feindliche Colonne flieht und läßt den Platz mit ihren Todten und Verwundeten bedeckt.

Auf dem Platze des Innocens pflanzte ein junger Mann aus Lille, Namens Celestin Sèbile, der erst den Tag zuvor in Paris angekommen war, mitten unter dem feindlichen Feuer die dreifarbige Fahne auf einer Verrammlung auf. Eine Kugel zerschmettert ihm die beiden Schenkel, er fällt und hält die Fahne fest, bis ihm seine Mitbürger zu Hülfe kommen und ihn halb entseelt vom Platze tragen.

Auf dem Boulevard des Italiens wurde hitzig gefochten. Hier fielen mehrere Offiziere und Soldaten. Ein Offizier schlug einen zwölfjährigen Knaben mit der flachen Klinge und trieb ihn weg.

Der Knabe entfernt sich, reißt einem Bürger die Flinte aus der Hand, kehrt in vollem Laufe zurück, legt auf den Offizier an, und tödtet ihn auf der Stelle.

In der Straße de la Monnaie hatte eine Abtheilung Truppen eben auf das Volk angeschlagen, als plötzlich ein Soldat in Ohnmacht fällt. Er hatte unter der Gruppe der Bürger, auf die man zielte, seinen Bruder erkannt. Schnell rafft er sich wieder auf, verläßt die Reihen der Soldaten und eilt in die Arme seines Bruders, um mit ihm für die Sache der Freiheit zu fechten.

Zwischen ein und zwei Uhr Nachmittags ordnete der Marschall Marmont einen allgemeinen Angriff an. Die Colonnen sollten vom Carousselplatze, vom Palais-Royal und von der Straße Croix-des-petits Champs abmarschiren, um sich auf dem Siegesplatze zu vereinigen. Diesen Truppen gegenüber stunden die Nationalgarden des dritten Bezirks und die bewaffneten Bürger aus den Vorstädten Montmartre, Poissonniere, Saint-Denis, den Quartieren Montorgueil, der Hallen ꝛc. Etwa um zwei Uhr setzten sich die feindlichen Colonnen in Marsch. Sie führten vieles schwere Geschütz mit sich. Der Angriff begann durch einen Hagel von Kartätschen. Die Bürger zogen sich bis in die Straße Montmartre zurück. Hier, so wie in den Straßen Cadran, Mandar, Tiquetonne und einigen Seitenstraßen, setzten sie sich in den im Voraus bereiteten Verschanzungen fest. Nun begann ein furchtbares und unaufhörliches Feuer aus jedem Winkel der Straßen und aus allen Öffnungen der Häuser. Aus allen Fenstern flogen Steine, Ziegel und Alles, was die Wuth der Strei-

tenden im Augenblicke zur Hand bringen konnte. Die Truppen vermochten nicht lange Stand zu halten. Erst zogen sie sich zurück, dann flohen sie, zum Theil mit Zurücklassung ihres Geschützes. In der Straße Saint-Sauveur ließ die königl. Garde eine Kanone stehen. Ein Zögling der politechnischen Schule, der an der Spitze des Volks focht, warf sich auf sie und umfaßte sie mit beiden Armen. Trotz des feindlichen Kugelregens ließ er sie nicht los, bis ihm die Seinigen zu Hülfe kamen.

Während man sich auf solche Art in dem unteren Theile der Straße Montmartre schlug, hattte sich der Marschall Marmont an der Spitze einer anderen Colonne des oberen Theils derselben Straße bemächtigt und war bis zur Seitenstraße Jocquelet vorgedrungen. Hier aber stieß er auf einen unwiderstehlichen Widerstand. Seine Trupprn wurden aus allen Häusern mit einem plötzlichen und furchtbaren Feuer begrüßt. Sie waren nicht im Stande, sich über zwei Minuten zu halten. Der Marschall wendete sein Pferd und ritt mit seinem Generalstab davon. Er verließ den Platz unter dem Zischen, unter dem Jubelruf und unter den Verwünschungen des Volks. Das donnernde Geschrei: Hoch lebe die Freiheit! folgte ihm auf seiner Flucht. Die Verzweiflung im Herzen kam er in die Tuillerien zurück, wo die Minister versammelt waren. Nach dieser Niederlage vereinigten sich mehrere Linienregimenter mit dem Volke. Eines derselben hatte schon vor Eröffnung des Gefechtes sein Wort gegeben, keinen Schuß auf das Volk zu thun.

Am Abend des 28sten hatten die königlichen Truppen nur noch einen kleinen Theil der Haupt-

stadt inne. Ihre Linie erstreckte sich vom Louvre über das Palais-Royal, die Straße Saint-Honoré hinab bis zur Einmündung der Straße Richelieu, umfaßte den Marktplatz der Jakobiner, die neue Straße Petit-Jean, den Platz Vendome, die Friedensstraße, den Boulevard der heiligen Magdalena, die Königsstraße, die elisäischen Felder und den Platz Ludwigs XV. Diese Stellung beurkundete die heutige Niederlage und kündigte den morgenden Rückzug an.

Während im Innern der Hauptstadt der Jubelruf der siegreichen Bürger erschallte, während die Bewaffneten mit Erfrischungen aller Art, mit Waffen und Munition auf den folgenden Tag versehen wurden; während sie in den Liebkosungen und Ermunterungen der Ihrigen einen Sporn zu neuen Thaten fanden, waren die unglücklichen Truppen, die sich zur Vernichtung der Gesetze hatten gebrauchen lassen, in der jammervollsten Lage. Ihre unfähigen und selbstsüchtigen Anführer hatten für keines ihrer Bedürfnisse gesorgt. Da war weder Fleisch, noch Brod, noch Wein für den durch unnatürliche Anstrengung erschöpften Soldaten. Alles, was er erhielt, war ein wenig Branntwein. Eben so wenig war für die Verwundeten Sorge getragen. Auch herrschte in allen Regimentern eine Verwirrung und Muthlosigkeit ohne Gleichen. Die einen hatten bereits die Sache des Volks ergriffen; andere waren halb aufgelöst, und die meisten zeigten nur noch einen Schatten des passiven Gehorsams, den man von ihnen verlangte.

Bevor wir zur Geschichte des Tages vom 29. Juli übergehen, wollen wir einen Blick auf Saint-Cloud werfen. Man zweifelte in diesem königlichen

Schlosse keinen Augenblick an dem vollständigsten Siege der Truppen über die liberale Canaille, wie man das Volk zu nennen pflegte. Bereits setzte man die Strafen fest, mit denen die Rädelsführer der Insurrektion zum warnenden Exempel belegt werden sollten. Hinrichtung, Gefängniß, Deportation, Züchtigungen aller Art wurden ihnen zugedacht. Was die Masse des Volks selbst betrifft, so hielt man sie durch die Entziehung aller ihrer Rechte und Freiheiten noch für allzugelinde bestraft. Die Verfassung war in Saint-Cloud bereits abgeschaft. Die Hofleute zeigten sich äußerst kriegerisch und schworen, zu den Füßen des Throns zu sterben. Sie glaubten freilich nicht, daß es bis zu diesem Äußersten kommen werde. Auch leben sie Alle noch, obwohl der Thron Carls X. nimmer steht. Der König selbst suchte an kriegerischem Geiste seine Höflinge zu überbieten. Er ging mit majestätischen Schritten auf und ab und sagte: „Wir fürchten das Feuer nicht. Wir werden zu Pferde steigen und dieses Volk soll unsere Person in der Nähe sehen. Es wird erfahren, daß wir ein Nachkomme Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. sind.“

Die Höflinge zollten diesem erhabenen Entschluß Sr. Majestät den unterthänigsten Beifall und proclamirten Carl X. als einen der größten Feldherrn aller Zeiten. Was Se. Königl. Hoheit den Dauphin betrifft, so war derselbe übel gelaunt, weil eine Jagdparthie abgestellt werden mußte. Er sagte nichts und dachte auch nichts. Er ging im Zimmer auf und ab und stieß von Zeit zu Zeit einige halblaute Flüche aus.

Die Frau Herzogin von Berry war besser von der Lage der Dinge unterrichtet. Man redete freier

mit ihr, und der Graf Mennars hatte ihr, als Ehrenmann, einen genauen Bericht über die Stimmung des Volks und die Ereignisse der letzten Tage abgestattet. Er zeigte ihr, wie nöthig es sey, dem Volke nachzugeben, um die Gefahren abzuwenden, die durch dessen Überreizung dem Throne drohen könnten.

»Aber,« wendete die Herzogin ein, »Herr von Polignac behauptet ja, alle erforderlichen Maaßregeln getroffen zu haben. Erst gestern noch hat er dem König seinen Kopf zum Pfande gesetzt, daß unser Staatsstreich gelingen werde.«

»Madame,« fiel eine Vertraute der Herzogin ein, »das Pfand, das dieser Fürst Polignac eingesetzt hat, will nicht viel heißen.«

Die Herzogin lächelte und fuhr dann wieder in ernsterem Tone fort: »Wenn es nur möglich wäre, dem König die Augen zu öffnen! Ich weiß wohl, daß wir verloren sind, wenn wir nicht die Feinde unserer Familie unter die Füße treten. Gleichwohl könnte es besser seyn, wenn wir Frieden halten.... Nun, ich werde den König bald sprechen.«

Während dieser Unterredung meldete man einen jungen Maler, den die Herzogin auf diesen Morgen bestellt hatte. Dieser junge Mann kam gerade aus Paris und hatte mehrere Straßen passiren müssen, in denen bereits das Treffen in vollem Gange war; er selbst hatte in der größten Gefahr geschwebt, und das Hirn eines neben ihm erschossenen Bürgers war ihm ins Gesicht gespritzt. Als er in das Zimmer der Herzogin eingeführt wurde, war er noch außer Athem, bleich und zitternd. Madame fragte ihn über die Ursache seiner Verwirrung; er erzählte ihr umständlich den ganzen Vorfall. Sie

war außer sich darüber und beklagte sich bitter, daß man sie durch falsche Berichte über die wirkliche Lage der Dinge getäuscht habe. Sie ließ sogleich eine Audienz bei dem König erbitten. Der junge Mann wurde bei Carl X. eingeführt und wiederholte seinen Bericht. Dieser Monarch schien dadurch im Geringsten nicht bewegt, und da der Erzähler berufen war, ihn zu malen, so sagte er zu ihm mit der größten Gemüthsruhe: „Hat nichts zu bedeuten, wird diesen Abend vorbei seyn, hat fast gar nichts zu bedeuten. Setzen wir uns, daß Sie mein Portrait anfangen können.« Mit diesen Worten setzte sich der König nieder, aber der Maler war zu aufgeregt, um seine Arbeit beginnen zu können. »Gut,« sagte Carl X., »also für die nächste Woche.«

Der Maler entfernt sich und stattet der Herzogin von Berry Bericht über den Erfolg seines Auftrags ab. Jetzt eilt sie selbst, die Augen voll Thränen, zu ihrem Schwiegervater. Sie war ganz und gar außer sich. Man hat sie zwar als eine Heldin ausgeschrieen, weil sie im Jahr 1820 ihren Gemahl sterben sah, ohne die Frucht ihres Leibes zu verlieren. Dies war aber blos bei ihr, wie bei allen ihres Gleichen, der Heldenmuth der Repräsentation. Man spart ihn bis auf den Augenblick, wo er nöthig ist, um ihn dann zur Schau zu tragen. Ist der Augenblick der Repräsentation vorüber, so kehren Angst und Schrecken mit verdoppelter Stärke zurück.

Carl X. fragte die Herzogin ganz verwundert, ob ihr etwas Unangenehmes widerfahren sey.« »Ach, Sire,« erwiederte sie schluchzend, »diese Gährung in Paris!«

»Ei, wie schwach, meine Tochter! Was geht Sie das Geschrei einer Handvoll fanatischer Schriftsteller und etlicher hundert übelgelaunter Buchdruckergesellen an? Glauben Sie denn im Ernst, daß diese Leute meine königliche Garde und besonders meine Schweizer schlagen werden?«

»Aber, Sire, die Nationalgarde hat zu den Waffen gegriffen.«

»Das kann nicht seyn; ich habe sie ja aufgelöst, und sie wird es nicht wagen, sich selbst wieder zu constituiren. Übrigens ist ja unser Mangin da, unser Peyronnet auch. Beruhigen Sie sich, Sie sehen ja, daß ich ruhig bin.«

Die Herzogin ließ sich jedoch nicht abweisen und schilderte dem König aufs lebhafteste die Erbitterung des Volks, erzählte ihm, daß die Linienregimenter bereits schwanken, stellte ihm vor, daß man auf keinen schnellen Beistand rechnen könne, warf sich zuletzt zu seinen Füßen und beschwor ihn, die künftige Krone des Herzogs von Bordeaux nicht aufs Spiel zu setzen. Carl X. wurde etwas böse, schalt die Herzogin eine Thörin, die aus Furcht den Kopf verloren habe, und befahl ihr, sich in ihre Appartements zu begeben. Die Herzogin entfernte sich trostlos, erfüllte ihre Gemächer mit ihrem lauten Jammer und weinte vor ihrem ganzen Hofstaat die bittersten Thränen. Kurz darauf schickte ihr der König den Dauphin, um sie zu trösten. Dieser sprach ihr zu, sich doch zu beruhigen und, wie er sich ausdrückte, Vernunft anzunehmen. Sie beharrte in ihrer Trostlosigkeit, welche durch die von Zeit zu Zeit eintreffenden Nachrichten aus Paris keineswegs gelindert wurde.

Was

Was den Dauphin betrifft, so begriff er eben so wenig als sein erlauchter Vater, die wahre Lage der Dinge. Der Aufstand in Paris war in seinen Augen blos eine unbedeutende Meuterei, die in wenigen Stunden beschwichtigt seyn würde. Er sah ganz und gar durch die Brille seiner Hofleute. »Die Kanonen von Algier,« pflegten diese zu sagen, »haben den Liberalismus zu Boden geschmettert. Mit der Verfassung läßt sich jetzt machen, was man will.« Sie betäubten ihn durch unaufhörlichen Weihrauch, sprachen von seinem großen Charakter, seinem Genie, seinen kriegerischen Talenten und machten ihn glauben, daß er in der Geschichte als einer der ersten Helden und größten Regenten erscheinen werde.

Man erfuhr inzwischen, daß um 2 Uhr der Herzog von Ragusa seine sämmtlichen Colonnen zumal ins Feuer geführt habe. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht von einem vollkommenen Siege dieses Marschalls. Der Aufstand der Pariser, hieß es, ist in ihrem Blute erstickt. Alle Gesichter der Hofleute wiederglänzten von dem Triumph der königlichen Truppen. Die am Hofe befindlichen Priester insbesondere stimmten Jubelhymnen an. Ein im Palaste des Königs befindlicher Erzbischof schrieb in der Freude seines Herzens an den Fürsten Polignac: »Mein liebster Freund, kommen Sie morgen zu mir; wir wollen den 60. Psalm lesen.« Dieser Brief wurde am 29. von Herrn Eduard Paravey im Schlosse der Tuillerien gefunden.

Dieser Freudentaumel dauerte bis zum Abend fort; dann wurde nach und nach der wahre Stand der Dinge bekannt. Man erfuhr, daß der angebliche Sieg sich in eine Niederlage verwandelt habe,

daß die königliche Garde und die übrigen Truppen von dem Volke (man verwilligte ihm jetzt wieder diesen Namen) zurückgeschlagen und im Louvre und den Tuillerien blokirt seyen. Nun begann man von einem Aufruf an alle gute Royalisten zu sprechen. Die Höflinge schrieben Briefe an alle ihre Freunde und Bekannte und forderten sie auf, sich in Masse zu erheben. Was sie selbst betraf, so konnten sie an diesem ehrenvollen Kampfe für Thron und Altar zu ihrem größten Bedauern, wie sie sich ausdrückten, keinen Theil nehmen, da es ihre Pflicht sey, die heilige Person des Monarchen nicht zu verlassen.

Von allem diesem gelangte nichts zur Kenntniß der königlichen Familie, denn es ist Pflicht der Höflinge, hohen Häuptern jede Unannehmlichkeit zu ersparen. Carl X. machte an diesem verhängnißvollen Abend die gewöhnliche Spielparthie und ordnete für den künftigen Tag eine Jagd an. Der Wind trug zwar den Kanonendonner von Paris nach Saint-Cloud; die königlichen Ohren schienen jedoch für denselben verschlossen zu seyn. Die Herzogin von Berry, weniger fühllos und besser unterrichtet, hörte nicht auf zu weinen und zu seufzen. Sie brachte die Nacht in Thränen zu. Der morgende Tag war nicht geeignet, sie zu trösten.

Der Marschall Marmont theilte keineswegs die Illusionen des Hofs. Seine Niederlage erfüllte ihn mit bitterem Schmerz; er sah klar ein, daß die Sache Carls X. rettungslos verloren sey. Die Truppen, entmuthigt und in ihrer Treue wankend, sollten allein den stets erneuerten und von allen Seiten andringenden Angriffen der Bürger die Stirne bieten; es war nicht daran zu denken, daß

zeitlich genug Verstärkung eintreffen werde. Der Soldat ward durch Hunger und Durst, so wie durch die ungewöhnliche Hitze (der Thermometer stund im Schatten auf 28 Grad) gänzlich erschöpft. Seit zwei Tagen stunden die Truppen unter den Waffen, ohne einen Augenblick Ruhe zu haben. Sie waren ohne alle Nahrungsmittel. Dieser Zustand konnte nicht länger dauern, denn wenn der Körper erschöpft ist, so sinkt mit ihm die Thatkraft des Geistes.

Während auf solche Art die physische und moralische Kraft der Truppen gesunken war, herrschte unter den Vertheidigern der Freiheit ein stets steigender Enthusiasmus. Obwohl durch die Ereignisse des Tages ermattet, schloß sich dennoch kein Auge zum Schlaf, legte sich kein Haupt zur Ruhe nieder. In dieser denkwürdigen Nacht vom 28. auf den 29. Juli wurden in allen Straßen von Paris, je von 50 zu 50 Schritten, 10,000 Verrammlungen theils vollendet, theils neu errichtet. Alle Einwohner legten Hand an, die Alten wie die Jungen, die Starken wie die Schwachen, die Sieger des Tags trotz ihrer Ermüdung, die Weiber trotz der Schwäche ihres Geschlechts. Die Unglücklichen, die einen der Ihrigen verloren hatten, arbeiteten gleich den Andern, während Thränen aus ihren Augen floßen. Man riß das Pflaster auf, man warf Wagen um, häufte Fässer, Balken, Bretter, Geräthschaften aller Art auf einander. So wurden fast uneinnehmbare, links und rechts durch Häuser flankirte Verschanzungen gebildet. Für das schwere Geschütz und die Reiterei war nun die Hauptstadt unzugänglich. Jetzt wären 100,000 Mann der besten Truppen unzureichend gewesen, die auf solche Art ver-

schanzte und mit solchem Muth vertheidigte Hauptstadt zu nehmen. Der Besitz jeder Straße hätte mit Strömen von Blut erkauft werden müssen.

Die Nachricht von diesen furchtbaren Anstalten und dem freudigen Muthe der Einwohner von Paris schlug vollends jede Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg in den Herzen der Royalisten nieder. Ihre Spione hinterbrachten ihnen die ganze Lage der Dinge. Sie sahen ein, daß es unmöglich sey, in eine also verschanzte und vertheidigte Stadt einzudringen. Jede der 10,000 Verrammlungen hätte von vornen genommen werden müssen, während die stürmende Colonne dem Feuer aus den Häusern, dem Steinhagel aus allen Fenstern und von allen Dächern ausgesetzt war. Von diesem Augenblick an verschwand jede Hoffnung des Siegs. Die Royalisten mußten sich darauf beschränken, die Stellungen zu behaupten, welche sie noch inne hatten.

Die Ruhe, diese Gefährtin der Nacht, zeigte sich heute nirgends. Aus allen Theilen der unermeßlichen Stadt hallte der dumpfe Ton der Sturmglocke, untermischt mit dem Rufen der verschiedenen Posten, mit dem Geräusch der eisernen Werkzeuge, womit das Pflaster aufgewühlt wurde, mit dem Seufzen der Verwundeten und dem Jammern trostloser Wittwen und Waisen. Fernher erschallten patriotische Gesänge der kriegslustigen Jugend; hier fielen einzelne Flintenschüsse, dort donnerte von Zeit zu Zeit schweres Geschütz. Alles zeigte, daß beide Theile wachten und zur blutigen Arbeit des kommenden Tages gerüstet waren.

Die Royalisten, von der Hitze niedergedrückt, denn selbst die Nacht war brennend heiß, vor Hunger und Durst verschmachtend, demoralisirt

durch den schlechten Erfolg ihrer Waffen, befanden sich in einer Lage, die an Verzweiflung grenzte. Ihre Anführer, von Angst und Gewissensbissen verzehrt, sahen das Schreckliche ihrer Lage ein und hielten sich verloren. Keine Hoffnung auf Sieg, keine Ehre im Tod! Die Minister, aus ihren Wohnungen vertrieben, von ihren Familien getrennt, schon auf halber Flucht und in die Tuillerien eingeschlossen, betrachteten sich gegenseitig mit Bestürzung, wagten nicht zu reden, fürchteten und haßten einander.

Herr von Montbel, endlich über die Folgen seiner blinden Ergebenheit aufgeklärt und von so vielem Jammer gerührt, schlug seinen Kollegen vor, ihre Entlassung einzureichen und den König um Zurücknahme der unseligen Ordonnanzen zu bitten. Polignac widersetzte sich diesem Antrag und erklärte prahlend: Er, als provisorischer Kriegsminister, kenne die unermeßlichen Hülfsmittel, die annoch der Regierung zur Verfügung stehen. Seine Befehle seyen bereits ertheilt und am Abend des nächsten Tages werde die Hauptstadt mit Truppen überschwemmt seyn und ihren lächerlichen Widerstand theuer bezahlen müssen.

»Fürst.« erwiederte Herr von Montbel, »wollen Sie denn den Bürgerkrieg verlängern? Was mich betrifft, so werde ich nie meine Einwilligung dazu geben.«

»Sie verlassen also den König?«

»Möge Gott verhüten,« versetzte Herr von Montbel mit ernstem, düsterem Tone, »daß der König je in den Fall komme, wo wir, Sie und ich, zeigen können, wer ihn zuerst und wer ihn zuletzt verlassen wird.«

Die Minister ließen den Herzog von Ragusa berufen, um ihnen über die wirkliche Lage der Dinge Bericht zu erstatten. Der Marschall erschien und erklärte kurz und bündig, daß von nun an jeder Erfolg unmöglich sey. »Das System der Verrammelungen, die in diesem Augenblick errichtet werden und deren Errichtung wir nicht zu hindern vermögen,« sagte er, »würde die Hauptstadt, stünden auch 100,000 Mann vor ihr, uneinnehmbar machen. Es bleibt uns nichts übrig, als unsere Stellung zu behaupten, und selbst dazu brauchen wir Verstärkung an Truppen und frische Munition.«

Dieser Bericht setzte die Minister in Bestürzung. »Aber, Herr Marschall,« fragte Peyronnet, »wäre denn durch einen Rückzug alles verloren?«

»Ich fürchte es. Die Muthlosigkeit würde unter den Truppen einreißen und sie würden sich auflösen.«

»Kann man nicht die Hauptstadt blokiren und aushungern?«

»Allerdings, aber dazu wäre eine frische und zahlreiche Armee erforderlich. Wo soll man diese nehmen? Man hat ja kaum die Armee von Algier auszurüsten vermocht.«

»Nun,« rief Polignac aus, »so lassen wir diese siegreiche und getreue Armee aus Algier zurückkommen. Unsere Eroberung geht durch die Schuld der Aufrührer verloren, und auf sie wird das ganze Gewicht dieser Verantwortlichkeit zurückfallen.«

»Fürst,« entgegnete der Marschall, »längstens in 8 Tagen muß alles entschieden seyn. Urtheilen Sie nun selbst, ob Sie innerhalb dieser Zeit die

Armee von Algier vor die Thore von Paris bringen können.«—

Die übrigen Minister lächelten über diesen neuen Beweis der Unwissenheit und Unfähigkeit des Fürsten Polignac.

Es fehlte in Paris nicht an Personen, die dem königlichen Hause aufrichtig ergeben waren, und Verstand genug besaßen, um die Schwierigkeiten des Augenblicks zu erkennen. Unter diesen befand sich die Frau von Maillé. Sie schickte ihren eigenen Sohn, als Bedienten verkleidet, nach St. Cloud ab, um Carl X. mit eigenem Munde von den Vorfällen in Kenntnis zu setzen. Der junge Mann gelangt durch tausend Gefahren in das kgl. Schloß, giebt sich zu erkennen und bittet um eine Audienz bei dem König. Der Oberkammerherr, der den Dienst hat, zuckt die Achseln, mustert den Anzug des jungen Mannes und erwiedert dann, daß er sich in einem solchen Costüme der allerhöchsten Person des Monarchen nicht nähern dürfe. Durch Hintansetzung der Etiquette habe bereits die erste Revolution statt gefunden und in Folge dessen hätten seine Majestät beschlossen, Niemand mehr vor sich zu lassen, der nicht im vorgeschriebenen Costüm erscheine. Auf solche Weise konnte der junge Maillé seinen Auftrag nicht vollziehen.

Als die ersten Strahlen der Sonne den nahenden Tag verkündeten, wurde in allen Quartieren der Stadt der Generalmarsch geschlagen. Von allen Thürmen ertönte die Sturmglocke zumal. Die Bürger sammelten sich zu Haufen und nahmen die ihnen schon am Abend zuvor bezeichneten Posten ein. Endlich hatten sich erfahrene Führer eingestellt. Die Generale Gerard, Dubourg, die Obristen

Dufay, Girard und viele andere Offiziere setzten sich an die Spitze der verschiedenen Colonnen. Lafayette erklärte sich bereit, an die Spitze der Nationalgarde zu treten. Die zu Paris anwesenden Deputirten nahmen an der allgemeinen Bewegung Theil. Das von den Bürgern besetzte Gemeindehaus wurde der Centralpunkt der Operationen. Die bis jetzt regellosen Anstrengungen erhielten Plan und Einheit.

Sobald die verschiedenen Abtheilungen die ihnen angewiesenen Posten eingenommen hatten, wurde auf allen Punkten das Treffen eröffnet. Zahlreiche Colonnen, unübersehbare Massen entwickeln sich aus dem Schooße der unermeßlichen Stadt, debouchiren auf allen Seiten in guter Haltung und greifen die königlichen Truppen mit nicht minderer Tapferkeit, als am vorhergehenden Tage, aber mit mehr Präcision und Einheit an.

In der Straße Saint-Honoré wüthete das Treffen am heftigsten. Die königlichen Truppen von Posten zu Posten verdrängt, räumten den Platz des Palais-Royal und warfen sich in die Häuser von der Straße Richelieu an bis in die Straße Echelle. Dieser so kleine Raum der Straße Saint-Honoré wurde vom Morgen an bis 3 Uhr Mittags angegriffen und vertheidigt. Erst nachdem die Tuillerien genommen waren, hörte auch hier das Feuer auf. Auf diesem Punkt geschahen Wunder der Tapferkeit. Ein junger Mann, unter anderem, der ein feuriges Pferd ritt, stürzte sich auf eine Kanone, die aus der Ludwigsstraße ein unausgesetztes Feuer auf die Bürger machte. Sein Pferd wird unter ihm getödtet, er selbst verwundet. So blieb er lange zwischen beiden fechtenden Theilen liegen, bis er endlich durch die vorrückenden Bürger

aufgehoben und weggetragen wurde. In diesem furchtbaren Gefechte zeichneten sich durch Muth und Einsicht aus: die Brüder Vergnaud, der eine Hauptmann eines Freikorps, der andere Advokat; der Doktor Miguel de Lauraguais, der mitten im feindlichen Feuer die Verwundeten verband, den ganzen Tag über der Gefahr glücklich trotzte und erst von einer der lezten Kugeln, die man in der Straße Saint-Honoré wechselte, an den Kopf getroffen wurde; sein Leben ist außer Gefahr, aber er wird das rechte Auge verlieren. Es ist unmöglich, die Namen aller zu nennen, die sich an diesem denkwürdigen Tage hervorthaten. Die Schweizer und königlichen Garden, welche die Häuser besetzt hielten, wurden fast alle niedergemacht, da sie keine Zeit mehr hatten, sich zu sammeln und einen geordneten Rückzug anzutreten. Was sich gefangen gab, wurde verschont.

Das fünfte Linienregiment war in der Friedensstraße aufgestellt. Als die Bürger über den Boulevard debouchirten, verbot der Hauptmann Breiderbach, der an der Spitze der Colonne war, seinen Soldaten, auf die Bürger zu feuern, gieng diesen, den Degen in der Scheide, entgegen und rief ihnen zu: »Bürger, feuert nicht. Das fünfte Regiment wird kein Feuer geben.« — »Das ist eine Falle, die man uns legt,« erwiedern die Bürger. »Welche Bürgschaft geben Sie uns?« — »Mein Ehrenwort,« versetzt der Offizier. »Ich bin ein Soldat der alten Armee und diene 28 Jahre. Ich bleibe mitten unter euch. Schießt man, so sind die Kugeln für mich, wie für euch.« Auf diese Worte rücken die Bürger vertrauensvoll gegen die Truppen vor und mischen sich mitten unter ihre Pelotons.

Die Soldaten nehmen die Bajonette ab, umarmen die Bürger und machen Brüderschaft mit ihnen.

Man erblickte in den Reihen der Vertheidiger der Freiheit viele Ausländer: Spanier, Italiener, Portugiesen und Engländer, wenige Deutsche. Die Namen einiger von ihnen sind bekannt geworden; Lindo, ein Engländer, im Hause Goldsmith angestellt, nahm vom ersten Augenblicke an Theil an dem Gefecht. Ein anderer Engländer, der im Hotel Meurice wohnte und dessen Name bis jezt nicht bekannt ist, zeigte einen so ausgezeichneten Muth, daß ihn die Bürger zum Hauptmanne einer ihrer Compagnieen wählten. Dieser tapfere Britte führte seine Compagnie mit stets sich gleich bleibender Tapferkeit in das Feuer und hielt bis zum lezten Augenblicke aus. Ein dritterer Engländer, wurde von einer Kugel an den Kopf getroffen, als er eben aus den Fenstern des Hotels, das er in der Straße Saint-Honoré bewohnte, Pflastersteine auf die Truppen hinabwarf.

Der Louvre war von Schweizern und 2 Regimentern der Garde besetzt. Diese Truppen waren zahlreich und mit schwerem Geschütz wohl versehen. Der Louvre ist ein massives Gebäude, in dem sich eine entschlossene Truppe mehrere Tage halten kann. Auf diesem Punkt führte der General Gérard die Bürger in Person an, und ließ auf beiden Ufern der Seine zugleich angreifen. Der Hauptangriff geschah auf dem rechten Ufer, während zahlreiche Bürgerkolonnen, von der andern Seite des Flusses, am Pontneuf, am Pont-des-arts und Pont-royal, die Truppen im Schach hielten. Die Colonnen der Bürger, an deren Spitze alte Offiziere und Zöglinge der polytechnischen Schule standen,

mußten ein mörderisches Feuer aushalten, bevor es ihnen gelang, sich in den Häusern des Platzes St. Germain l'Auxerrois zu logiren. Nachdem das Feuer von beiden Seiten mehrere Stunden gedauert hatte, rückten die Bürger in 3 Colonnen über den Pont-des-arts, über den Quai-de-l'ecole und vor der Colonnade, zum Sturm an. Der vormalige Hauptmann Laçon war der erste, der an der Spitze von 50 tapfern Männern in den Hof des Louvre eindrang und die dort stehenden Schweizer mit den blanken Waffen angriff. Bei diesem Sturme zeichneten sich zwei Knaben von 16 Jahren aus. Der eine von ihnen war mit zwei Pistolen und einer Doppelflinte bewaffnet. Er stürzte sich auf ein Thor des Louvre los, um es dem Volke zu öffnen. Von mehreren Kugeln durchbohrt fiel er nieder und wurde in die Kirche Saint-Germain l'Auxerrois getragen. Seine Wunden waren so zahlreich, daß er sie schwerlich überlebt haben wird. Ein andrer Knabe vom nämlichen Alter, Namens Charles Petit-Pere, war der erste, der an einem der Gitterthore des Louvre hinaufstieg. Er kam unverwundet hier davon, später zerschmetterte ihm in der Straße Saint-Honore eine Kugel den linken Arm, der ihm sogleich abgenommen werden mußte. Ein dritter junger Mensch von 18 Jahren, Namens Charles Bourgeois, ein Schlosser, aus Rocroi, Departement der Ardennen, gebürtig, erstieg mit einer ungeladenen Pistole in der Hand (er hatte kein Pulver) die Colonnade und pflanzte hier die dreifarbige Fahne auf. Fünf Schweizer stürzten zumal auf ihn los und stachen ihn mit ihren Bajonneten nieder. Die Seinigen kamen ihm zeitig genug zu Hülfe, um ihm das Leben zu retten. Der Israelite

Levi Abraham war einer der ersten, der an der Spitze der Bürger-Colonnen in den Louvre eindrang. Er war als die ersten Schüsse fielen, ohne Waffen aus seinem Hause gestürzt, hatte sich des Gewehrs eines Lanzenträgers bemächtigt und die beiden Tage mit ausdauernder Tapferkeit gefochten. Bei der Erstürmung des Louvre wurden nur 3 Gemälde im Museum beschädigt, worunter ein Portrait Carls X. und die Darstellung der Krönung dieses nämlichen Königs, die von Kugeln durchlöchert ward.

Inzwischen befanden sich die Minister noch immer in den Tuillerien und erließen aus diesem ihrem lezten Asyl lächerliche Dekrete, wie unter anderen das folgende, das durch den Polizeipräfekt Mangin unterzeichnet war:

»Wir, Staatsrath, Polizeipräfekt ꝛc.«

»Seit vorgestern Abend haben aufrührerische Zusammenrottungen in Paris große Unordnungen begangen. Plünderung, Brand, Dolchstöße scheinen die Anwesenheit einer großen Anzahl Räube: in der Hauptstadt zu beurkunden.«

»Einwohner von Paris, haltet euch entfernt von diesen Elenden.«

»Laßt euch nicht durch eine indiscrete Neugier verführen, an ihren Zusammenrottungen Theil zu nehmen.«

»Bleibt in euern Wohnungen.«

»Stellt Abends Lampen vor eure Fenster, damit es in den Straßen hell sey.«

»Zeigt durch euer kluges Benehmen, daß ihr Ausschweifungen fremd seyd, die euch entehren würden.«

»Es sind bereits strenge Maaßregeln gegen die Meuterer ergriffen, und man wird heute noch strengere ergreifen.«

»Seid ohne Furcht, die Regierung wird stets die Oberhand behalten.«

Dieses lächerliche Dekret konnte weder gedruckt noch in den Straßen der Stadt angeheftet werden. Durch ein anderes Dekret, das vom Fürsten Polignac unterzeichnet und eben so albern war, wurde Paris in Belagerungsstand erklärt.

Die Minister hofften eine gute Wirkung von einem Erlaß der Gerichtshöfe an das Volk. Sie ließen den Generaladvokaten Bayeux in die Tuillerien berufen. Er fand bei seiner Ankunft die Minister Chantelauze, Peyronnet und Haussez in einem Salon des Schlosses. Die beiden ersten saßen auf einem Canapee und schienen die Nacht über nicht zu Bette gegangen zu seyn. Herr von Peyronnet war ohne Rock. Haussez gieng mit betrübtem Gesicht auf und ab. Chantelauze fragte Herrn Bayeux, wie es in der Stadt stehe.

Trefflich, war die Antwort; alles ist ruhig; aber voll entschlossenen Muthes.

Es sind ohne Zweifel, fiel Peyronnet ein, die Föderirten, die ihre alte Organisation behalten haben und jetzt unter den Waffen stehen.

Ganz Paris steht unter den Waffen. Weiber reißen das Pflaster auf und tragen die Steine in ihre Zimmer, um sie auf die Köpfe der Soldaten herabzuwerfen, während ihre Männer in den Straßen fechten.

Als die Minister Zeichen des Zweifels blicken ließen, fügte der Generaladvokat hinzu: In weniger als 2 Stunden werden auch die Tuillerien ge-

nommen seyn. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als sogleich die Feindseligkeiten einzustellen und sich zu entfernen. Die Linientruppen wollen nimmer gegen das Volk feuern und haben sich zum Theil mit ihm vereinigt. Der Kampf ist zu ungleich, um ihn fortsetzen zu können.

Sie haben leider Recht, erwiederte der Minister Haussez; das da (auf die Bataillone der königlichen Garde, die unter den Fenstern des Schlosses stunden, deutend) sind noch unsere einzigen Vertheidiger und sie haben seit 24 Stunden nichts gegessen.

Die Minister begaben sich in ein anderes Zimmer, wo sie Kaffe tranken. Dann gingen sie mit dem Generaladvokaten durch den unterirdischen Gang, der die beiden Flügel der Tuillerien verbindet, zum Generalstaab. Herr Bayeux bemerkte, daß sich in dem unterirdischen Gange Gefangene befanden. Im andern Flügel fanden sie die Minister Guernon-Ranville und Montbel und den Marschall Marmont versammelt. Der Generaladvokat wiederholte hier seinen Bericht über die Lage von Paris. Einer der Minister fragte, um welche Stunde sie der König nach Seint-Cloud berufen habe? »Um eilf Uhr,« antwortete man. — »Dann,« sagte er, »müssen wir sogleich unsere Wagen an die Drehbrücke bestellen.« — Chantelauze stellte dem Generaladvokaten einen Befehl zu, durch den der königliche Gerichtshof von Paris in die Tuillerien berufen wurde. Herr Bayeux bemerkte ihm darauf, daß es unmöglich sey, diesen Befehl zu vollziehen. »Mein Herr,« erwiederte der Minister mit angenommener Superiorität, »Sie versehen die Funktionen des Generalprokurators; ich beauftrage Sie mit der Vollziehung des Befehls.« Herr Bayeux zuckte die Achseln und entfernte sich.

Nach der Einnahme des Louvre marschirten die siegreichen Colonnen der Bürger gegen das Schloß der Tuillerien. Starke Abtheilungen stellten sich auf dem linken Ufer der Seine auf, unterhielten von dem Quai d'Orsey ein lebhaftes Feuer gegen den Quai der Tuillerien und drohten, über die Brücke Ludwigs XVI. und über den Pont-Royal zu debouchiren. Die Colonnen auf dem rechten Ufer griffen von der Straße Rivoli, von der man über den Carousselplatz communicirte, und von der Straße Napoleon aus das königliche Schloß an. Andere Abtheilungen nahmen ihren Weg durch die Gemäldegallerie, von der ein Thor in den Pavillon der Flora geht. Die Tuillerien boten, gleich dem Louvre, den zahlreichen Truppen, welche sie vertheidigten, eine starke Stellung dar.

Als eine der bürgerlichen Colonnen über den Carousselplatz debouchirte, kam ihr ein starker Haufe in bürgerlicher Kleidung mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, entgegen. Sie hielt ihn für einen der ihrigen. Aber plötzlich sah sie sich von ihm mit Wuth und furchtbarem Geschrei angegriffen. Es waren verkleidete Offiziere, Schweizer und Soldaten der Garde. Der plötzliche und unvermuthete Anfall gab ihnen im ersten Augenblicke den Vortheil über die Bürger, unter denen sie ein großes Blutbad anrichteten; aber bald faßten sie sich wieder, sammelten sich, umgaben die Verräther von allen Seiten, machten sie ohne Gnade nieder und warfen ihre Leichname in die Seine.

Jetzt beginnt der Angriff von allen Seiten; die Kanonen donnern, die Gewehre krachen, der tausendstimmige Ruf: Es lebe die Freiheit! steigt gen Himmel — es gilt, den letzten Sitz des

Despotismus zu erstürmen. Die Colonnen rücken von allen Seiten vor, man schlägt sich in den Höfen des Schlosses, im Garten und zuletzt im Schlosse selbst von Zimmer zu Zimmer. Die Colonne, welche vom Carousselplatz debouchirte, rückte, die dreifarbige Fahne an ihrer Spitze, unaufhaltsam bis zum Triumphbogen vor, ohne nur ein einzigesmal zu schwanken oder Halt zu machen. Hinter dem Triumphbogen setzte sie sich fest und überschüttete die Vertheidiger des Schlosses mit einem mörderischen Feuer, bis sie, nachdem die übrigen Colonnen eingetroffen waren, mit ihnen zugleich die Tuillerien erstürmte.

Die königlichen Truppen, auf allen Punkten geschlagen, durch die fortwährenden Anstrengungen erschöpft, von Schaam und Verzweiflung erfüllt, räumten das Schloß und zogen sich über den Platz Ludwigs XV. zurück. Generale, Offiziere, Soldaten waren bunt untereinander gemischt. Die Colonnen waren aufgelößt, Keiner hielt mehr Reihe und Glied. Sie dachten an nichts weiter, als sich der Rache der Sieger zu entziehen. Mitten unter diesem Haufen von Flüchtlingen erblickte man den Herzog von Ragusa; er warf den letzten Blick auf die Hauptstadt seines Landes, die er zweimal verrathen hatte und nie wieder sehen sollte. Der Fluch Frankreichs folgte ihm auf seiner schändlichen Flucht.

Inzwischen strömten die Sieger von allen Seiten in den verlassenen Pallast ihrer Herrscher ein. In der ersten Wuth werden einige Unordnungen begangen. Man schlägt etliche Fenster und Spiegel zusammen, zertrümmert die Portaits, auf denen Carl X., der Dauphin, der Marschall Marmont und andere Feinde der öffentlichen Freiheit figurirten. Bald aber kehrte jene Mäßigung zurück, die den

ganzen

ganzen Lauf dieser denkwürdigen Revolution bezeichnete. Der erste Akt der Sieger war, die dreifarbige Fahne auf dem Dom des Saals der Marschälle aufzupflanzen. Um die erste Stunde des Mittags entfaltete sie sich unter dem Jubelruf einer unermeßlichen Volksmenge und wurde durch Freudesalven begrüßt. Von dieser Stunde an war die Freiheit vollständig errungen.

Dieser letzte Sieg kostete manchen Tapfern; unter Anderen die Herren Ader, Redakteur des alten Miroir, Farcy, Redacteur des Globe, Wiemer, Zögling der polytechnischen Schule. Viele zeichneten sich durch unerschrockenen Muth aus, unter ihnen Herr Michel Baudechau, Chef eines Bankhauses in der Straße Vendome, der die Caserne der Schweizer, den Louvre und zuletzt die Tuillerien erstürmen half. Ein Zögling der polytechnischen Schule wurde in den Zimmern des Schlosses in dem Augenblicke getödtet, als er an der Spitze einer Colonne aus der Gemälde-Gallerie in dasselbe einbrach. Man legte seinen Leichnam auf den königlichen Thron nieder und bedeckte ihn mit einem schwarzen Schleier, den man in den Gemächern der Dauphine gefunden hatte. Hier blieb er liegen, bis ihn sein Vater und einige seiner Verwandten abholten.

Ein edler Wettstreit der Vaterlandsliebe herrschte bis in die untersten Klassen herab. Als man über die Quais debouchirte, zeigte sich in der Mitte der Colonne ein junger Mann, der ein prächtiges Pferd ritt, aber unbewaffnet war. Er bietet einem armen Handwerker 100 Franken für seine Flinte. »Nein, mein Herr,« erwiederte ihm dieser; »meine Waffe ist der Freund meines Herzens!«

»500 Franken!«

»Nein, mein Herr, um keinen Preis. Diese Flinte hat schon zwei Feinde zu Boden gestreckt und wird ihrer noch mehrere nachsenden.«

Nach errungenem Siege durchlief das Volk die verschiedenen Säle und Zimmer. Mehrere streckten sich ohne Umstände auf das Bett des Königs nieder. Ein alter Mann zerschlug mit seinem Flintenkolben die Büste Carls X. Ein anderer wollte die Büste Ludwigs XVIII. zusammenschlagen. Sogleich erhoben sich hundert Hände zu ihrem Schutz. «Halt,« rief man ihm zu, »das ist der Vater der Verfassung!« Sofort wurde ein schwarzer Schleier über Ludwigs Angesicht geworfen, gleichsam als sollte er das Unglück nicht sehen, das sein verblendeter Nachfolger über Frankreich und sein eigenes Haus gebracht hatte.

Das Volk zeigte eine bewunderungswerthe Uneigennützigkeit. Von allen den Kostbarkeiten, die das Schloß enthielt, wurde nicht das Geringste entwendet. Charles Gautier, ein armer Lehrjunge, der sich tapfer geschlagen hatte, fand in einem Schranke reiche Armbänder und andern Schmuck von großem Werthe; er brachte ihn unangetastet auf die Mairie des siebenten Bezirks. Zwei andere junge Leute, welche unter den Ersten in den Pavillon Marsan eindrangen, fanden in den Zimmern der Herzogin von Berry eine mit Gold angefüllte Chatoulle. Sie war so schwer, daß sie unter ihrem Gewichte fast erlagen und sie nur mit Mühe auf das Gemeindehaus bringen konnten.

In dem Zimmer des Königs fand man keine andere Schriften, als drei Gebetbücher: die Weihe des heiligen Geistes, das Tagewerk eines Christen

und den römisch-katholischen Christen, wie er seyn sollte. Die Bibliothek der Dauphine erhielt alle möglichen Brochüren; die des Dauphin bestund blos aus Almanachs, die bis in das 16. Jahrhundert hinaufreichten; andere Bücher enthielt sie nicht.

Um die dritte Stunde des Mittags war der Sieg auf allen Punkten vollständig errungen. Auf den eben erst beendigten Krieg folgte plötzlich der tiefste Friede. Viele gingen ihren Geschäften nach, Andere machten Besuche. Man stund vor den Häusern, unter den Thüren, erzählte sich gegenseitig die Ereignisse des Tags. Hier hörte man lautes Lachen, dort patriotische Gesänge. Säcke mit Geld und Kostbarkeiten wurden mitten durch eine Menge getragen, die ohne Brod und Arbeit war. Man schien bereits vergessen zu haben, daß eben noch Schrecken und Tod über allen Häuptern geschwebt hatten. In den Straßen, wo das Gefecht am hitzigsten gewüthet hatte, zeigten sich andere Scenen. Hier wurden die Verwundeten gepflegt und über den Leichen der Gefallenen geweint.

Am Abend dieses 29. Juli bot die Hauptstadt von Frankreich ein seltsames Schauspiel dar: Eine Mischung von Krieg und Frieden, verrammelte Straßen, in denen ruhige Bürger auf- und abwandelten, von Kugeln durchlöcherte Häuser, aus deren Fenstern freundliche Gesichter von Männern, Weibern und Kindern schauten; die Straßen von bewaffneten Menschen erfüllt, die keinen Feind mehr zu bekämpfen hatten.

Im Schlosse von Saint-Cloud erwartete man indessen von Stunde zu Stunde die Nachricht von der gänzlichen Bezwingung der Hauptstadt. Der Dauphin ging voll Ungeduld auf der Terrasse auf

und ab, und blickte von Zeit zu Zeit durch einen Telescop, der ihm Paris und dessen Umgebungen zeigte. In ehrerbietiger Entfernung von ihm standen mehrere seiner Höflinge. Als er wieder ein Blick durch den Telescop warf (es war eben ein Uhr), fuhr er plötzlich erschrocken zurück und wurde bald roth, bald blaß. Seine Umgebung eilte herbei. »Zum Teufel mit diesem Pöbel,« rief er aus, »er hat die Tuillerien genommen; sein dreifarbiger Lappen weht von dem Dache.«

Hätte dieser Prinz nur einen Funken gesunden Verstandes besessen, so mußte er an dem Benehmen seiner Schmeichler sogleich merken, daß es mit der Sache der Bourbons schlecht stehe. Die höchste Bestürzung zeigte sich auf allen Gesichtern, und die nämlichen Menschen, die eine Minute zuvor kaum gewagt hätten, ohne Befehl ihres Gebieters nur eine Miene zu zucken, näherten sich vertraulich und blickten ohne Umstände durch den Telescop. Voll Verwirrung eilte der Dauphin zu dem König. Carl X. erstarrte vor Schrecken, als er die Nachricht vernahm. Die Herzogin von Berry eilte mit Thränen in den Augen herbei und stieß halberstickte Seufzer aus. Die ganze Hofhaltung lief auf die Terrasse, um mit eigenen Augen das gefürchtete Banner von dem Dache der Tuillerien wehen zu sehen.

Bald darauf trafen die flüchtigen Minister zu Saint-Cloud ein. Polignac war bleich und abgespannt, zitterte und fuhr beim mindesten Geräusche zusammen, als ob bereits die Pariser auf seinen Fersen seyen. Peyronnet schien tief gebeugt und zeigte nichts mehr von jener stolzen Haltung, die er in den Tagen des Glücks zur Schau getragen

hatte. Chantelauze befand sich in einem Zustande, der an Blödsinn grenzte, und empfahl sich dem Wohlwollen und der Protection des geringsten Hoflakaien. Guernon-Ranville weinte öffentlich vor der ganzen Hofhaltung bittere Thränen. Haussez und Capelle ließen in ihren Mienen Reue und Verzweiflung blicken. Montbel allein behielt eine ruhige Haltung, zeigte Würde und Resignation und traf bereits Anstalten für die Sicherheit der königlichen Familie, denn Polignac war außer Stande, an etwas anderes als an sich selbst zu denken. Vergebens überhäufte ihn Carl X. mit Fragen; er konnte nicht eine einzige zusammenhängende Antwort von ihm herausbringen. Dieser heillose Mensch, der die Krone seines Herrn leichtsinnig aufs Spiel gesetzt und die Rechte eines ganzen großen Volks frech unter die Füße getreten hatte, zeigte jetzt eine solche Abwesenheit des Geistes, daß er Thatsachen, Ort und Datum verwechselte und zweimal seinem Monarchen in die Rede fiel, um Postpferde zu verlangen; so groß war seine Ungeduld, diejenigen zu verlassen, die er ins Verderben gestürzt hatte. Um sich selbst rein zu waschen, schob er alle Schuld des unglücklichen Ausgangs auf den Marschall Marmont, dessen Schwanken und halbe Maaßregeln allein die Niederlage der Truppen herbeigeführt hätten. »Aber,« fragte der König, »was ist jetzt zu thun? — »Wir wollen sehen,« erwiederte der Fürst, der sich in etwas gesammelt hatte. »Über Nacht kommt guter Rath.«

In diesem Augenblicke der Verwirrung traf der Herzog von Semonville zu Saint-Cloud ein. Er begab sich sogleich zum Fürsten Polignac, machte ihm bittere Vorwürfe über sein Benehmen und for-

derte ihn auf, die Ordonnanzen zu wiederrufen und aus dem Ministerium zu treten. »Das,« erwiedert in unbegreiflicher Verblendung der Fürst, »sind Vorschläge eines Aufrührers. Ich werde Alles wieder gut machen und die Monarchie retten.« Mitleidig zuckte der Herzog die Achseln, und entfernte sich mit den Worten: »Was soll ich länger mich mit einem Narren streiten!«

Nun begab sich der Herzog zu dem König selbst und ließ den Monarchen die freimüthige Sprache der Wahrheit hören. Es fiel ihm jedoch schwer, Carl X. die wirkliche Lage der Dinge etwas begreiflich zu machen. Der König ließ die Minister Polignac und Montbel rufen, um ihren Rath in dieser Sache zu vernehmen. »Sire,« sagte Montbel mit Aufrichtigkeit, »wir haben uns getäuscht. Sie wissen selbst, daß ich die Ordonnanzen nie gebilligt und blos aus Achtung vor Ew. Majestät geheiligter Person unterzeichnet habe. Ich werde mir ewig diese Schwäche vorwerfen, denn ich habe dadurch nicht nur gegen die Verfassung, sondern auch gegen meinen Monarchen pflichtlos gehandelt. Jetzt bleibt nichts mehr übrig, als sogleich die Ordonnanzen zurückzunehmen und die Minister zu entlassen; und wenn das Volk ihre Bestrafung verlangt, so will ich mich gerne seiner Rache überliefern, wenn ich um diesen Preis meinen König vom Untergang retten kann.«

Polignac weinte wie ein Kind, rang die Hände, sprach verwirrt durcheinander von Wellington, von der Vendée, von dem edelmüthigen Süden, von den Provençalen, von Toulouse und zeigte durch sein ganzes Benehmen, daß er den Kopf völlig verloren habe. Carl X. selbst gingen endlich die Augen über

die Nullität seines Günstlings auf. Er ernannte auf der Stelle den Herzog von Mortemart zu seinem ersten Minister, ohne ihm vor der Hand Collegen beizugeben, und beauftragte ihn, nach Paris zu eilen, dort die Zurücknahme der Ordonnanzen und die Zusammenberufung der Kammern auf den 3. August anzukündigen, und, im Fall es nöthig wäre, die Abdankung Carls X. und des Dauphin zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux anzubieten.

Inzwischen war der Marschall Marmont mit seinen geschlagenen Truppen zu Saint-Cloud eingetroffen. Die Erbitterung gegen ihn, so wie gegen die Urheber der berüchtigten Ordonnanzen, war ausnehmend groß. Die Höflinge, erst noch die niedrigsten Schmeichler des Fürsten Polignac, überhäuften ihn jetzt mit Vorwürfen. Dieser Mensch war wie vom Donner gerührt und wußte nichts zu erwiedern: »Ich habe mich getäuscht, was kann ich dafür, nehmt meinen Kopf, wenn ihr ihn wollt.« — »Was sollten wir damit machen!« versetzte man ihm höhnisch, »er ist allzuleer.« — Selbst seine Bedienten weigerten sich, ihn fernerhin zu bedienen, und mehrmals war er in Gefahr, von den Gards du Corps erschossen zu werden.

Eben so war der Marschall Marmont der Gegenstand des Unwillens aller Höflinge. Man warf ihm vor, daß er nicht schon am Abend des 27. mit Ernst angegriffen und die Pariser zusammengeschossen habe, bevor sie im vollen Vertheidigungsstande waren; daß er nicht am 28. die aufrührerischen Deputirten verhaftet hatte, und endlich, daß er den Truppen durch einen Tagsbefehl angezeigt habe, daß Unterhandlungen mit den Rebellen angeknüpft seyen, wodurch ihr Eifer nachgelassen hätte.

In dieser Lage der Dinge war es, daß der Marschall zu Saint-Cloud eintraf. Er stattete dem Dauphin, den der König zum Generalissimus ernannt hatte, seinen Bericht ab. Dieser hörte ihn mit schlecht verhaltener Wuth an. Nachdem der Bericht zu Ende war, fragte der Dauphin den Marschall mit affectirter Hoheit! »Wissen Sie auch, mit wem Sie reden?«

»Mit S. K. Hoheit dem Dauphin,« erwiederte der Marschall.

»Mit dem Generalissimus der Truppeu von Frankreich, mit einem Manne, der Sie endlich kennt, elender Mensch, der alle Partheien verrathen hat! der Frankreich an die Alliirten und uns an Frankreich verkaufte!«

Der Marschall konnte in seiner Bestürzung kaum einige Worte der Entgegnung stammeln.

»Ihren Degen her, Ihren Degen will ich!« schrie ihn der Dauphin mit Wuth an.

Der Marschall reicht ihm den Degen, während sich alle Leidenschaften auf seinem entstellten Gesichte malen. Der Dauphin ergreift den Degen mit Heftigkeit, zerbricht ihn auf seinem Sattel und verwundet sich selbst an der Hand. Als er sein Blut fliesen sieht, geräth er in Angst, glaubt sich verwundet und ruft mit Entsetzen: »Zu mir, Garden!«

Auf diesen Ruf stürzen ein Dutzend Garden mit gefälltem Bajonet auf den Marschall los. Der Dauphin selbst, vom ersten Schrecken zurückgekommen, muß ihrer Wuth Einhalt thun. »Laßt ihn leben, den Verräther,« sagt er mit Verachtung, »seine eigene Gewissensbisse werden ihn tödten.«

Marmont, mehr todt als lebendig, von den Leiden der Seele und des Körpers niedergedrückt, wird

von seinen Offizieren, gleichsam wider Willen, fortgezogen und verbirgt in seinen Gemächern seine Schande und seine Verzweiflung.

Carl X., von diesem Auftritte in Kenntniß gesetzt, tadelt die Gewaltthätigkeit seines Sohnes. Gleichwohl, um ihm nicht Unrecht zu geben, beschränkt er den Arrest des Marschalls auf eine Stunde und läßt ihn dann zum Essen laden. »Ich habe den Appetit verloren,« war Marmonts Antwort. Carl X., der seine ganze Hoffnung auf den Marschall allein setzte, ließ ihn später zu sich rufen, entschuldigte die Heftigkeit des Dauphin und sagte: »Marschall, Morgen bekommen wir ein Verstärkung von 15,000 Mann frischer Truppen; Sie setzen sich an ihre Spitze und rücken mit ihnen in Paris ein.«

»Sire, das ist unmöglich. Nicht 100,000 Mann könnten die Stadt nehmen.«

»Wie! Sie sind schwach genug, um ein so tolles Aufbrausen, vom Glück des Augenblicks begünstigt, zu fürchten! Meine Vorfahren haben Paris mehr als einmal verloren und sind darum doch Könige von Frankreich geblieben. Ein solcher Aufruhr ist nicht gefährlich, General.«

»Das ist kein Aufruhr, der beginnt, sondern eine Revolution, die sich zum Ende neigt. Innerhalb acht Tagen wird es im ganzen Königreiche keine einzige Stadt mehr geben, die nicht die dreifarbige Cocarde aufgesteckt hat.«

»Man will uns also nicht mehr?«

»Sire, man will weder Ihre Minister, noch Ihren Hof, noch die Jesuiten, noch die Priester, noch auch mich. Ich fürchte, daß der Herzog von Orleans . . . . .«

»Die Pairs sind für mich, so wie der Nord, der West und der Süden von Frankreich. Im übrigen will ich mich durch die Zurücknahme der Ordonnanzen popularisiren, und was diesen armen Polignac betrifft, so werde ich ihn auf sechs Monate außerhalb Frankreichs auf Reisen schicken.«

Hiemit endigte das merkwürdige Zwiegespräch, das Carln X. besser schildert, als die umständlichste Zeichnung seines Charakters vermöchte.

Schon am Abend des 28. hatte sich Lafayette auf das Gemeindehaus begeben, um von hier aus die Umwälzung zu leiten und ihr durch die Einsezzung einer provisorischen Regierung einen gesetzlichen Charakter zu geben. Am Abend des 29. erschien folgende Proklamation:

»Meine theuren Mitbürger und Kameraden!

»Das Vertrauen des Volks von Paris ruft mich noch einmal zum Commando seiner öffentlichen Macht auf. Ich habe mit Ergebung und Freude die mir anvertrauten Pflichten übernommen, und eben so wie im Jahre 1789 fühle ich mich stark durch die Genehmigung meiner heute in Paris versammelten Kollegen. Ich lege kein Glaubensbekenntniß ab; meine Gesinnungen sind bekannt. Das Betragen der Pariser in diesen letzten Tagen der Prüfung macht mich mehr als jemals stolz, an der Spitze derselben zu stehen. Die Freiheit muß siegen, oder wir gehen miteinder unter; es lebe die Freiheit! es lebe das Vaterland!

Lafayette.

Zu gleicher Zeit wurde eine provisorische Regierung aus den Herren Mauguin, Advokat und Deputirter, Chardel, Richter und Deputirter, dem Grafen Lobau, Deputirter, Audry de Puyraveau, Deputirter, errichtet, die folgende Proklamation erlies:

Einwohner von Paris!

»Karl X. hat aufgehört, über Frankreich zu regieren! Da er den Ursprung seiner Autorität nicht vergessen konnte, hat er sich stets als einen Feind unseres Vaterlandes und seiner Freiheiten angesehen, die er nicht zu begreifen vermochte. Erst griff er mit allen Mitteln, die Heuchelei und Betrug ihm verleihen konnten, heimlich unsere Institutionen an, und als er sich stark genug glaubte, um solche öffentlich zu vernichten, beschloß er, sie in dem Blute der Franzosen zu ertränken; aber Dank eurem Heldenmuthe, die Verbrechen seiner Gewalt haben ihr Ende erreicht!«

»Wenige Augenblicke haben hingereicht, eine verdorbene Regierung zu stürzen, die nichts weiter als eine permanente Verschwörung gegen Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt gewesen ist. Jetzt erhebt sich die Nation allein, geschmückt mit jenen Nationalfarben, die sie mit ihrem eigenen Blute errungen hat, und verlangt eine Regierung und Gesetze, die ihrer würdig seyen.«

»Welches Volk in der Welt verdient in höherem Grade die Freiheit! In der Schlacht seyd ihr Helden gewesen und nach dem Siege habt ihr jene Gefühle von Mäßigung und Menschlichkeit an den Tag gelegt, welche die außerordentliche Fortschritte unserer Civilisation beurkunden. Als Sieger euch selbst

überlassen, ohne Polizei und städtische Behörden, haben eure vortreffliche n Eigenschaften jede Organisation ersetzt; niemals sind die Rechte jedes Einzelnen so gewissenhaft geachtet worden.«

Einwohner von Paris! wir sind stolz darauf, eure Brüder zu seyn; indem eure Municipal-Commission bei dem Drang der Umstände ein so ernstes und schwieriges Amt übernahm, wollte sie eurer aufopfernden Ergebenheit und euern Anstrengungen sich anschließen; sie fühlt heute das Bedürfniß, euch die Bewunderung und den Dank des Vaterlandes auszudrücken.

»Die Gefühle und Grundsätze der Municipal-Commission sind die eurigen. Statt einer durch fremde Waffen euch aufgedrungenen Gewalt sollt ihr nun eine Regierung erhalten, die euch selbst ihre Entstehung verdanken wird. In allen Klassen findet man dieselben Tugenden, alle Klassen haben folglich dieselben Rechte, und diese Rechte sind euch gesichert. Es lebe Frankreich! Es lebe die Bevölkerung von Paris! Es lebe die Freiheit!«

(Folgen die Unterschriften.)

Nachdem das Gefecht auf allen Punkten beendigt war, ritten die Generale Lafayette, Gerard und Dubourg an der Spitze eines zahlreichen Generalstaabs durch die Straßen der Hauptstadt. Das Volk begrüßte sie mit jubelndem Zuruf. Der General Lafayette, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, erließ folgende Proclamation:

»Tapfere Soldaten!

»Die Einwohner von Paris machen euch nicht für die Befehle verantwortlich, die euch gegeben

worden sind. Kommt zu uns, wir wollen euch als Brüder aufnehmen; eilet, euch unter die Befehle eines jener wackeren Generale zu begeben, die bei so vielen Gelegenheiten ihr Blut zur Vertheidigung des Vaterlandes vergossen haben. Das Interesse der Armee kann unmöglich lange von dem der Nation und der Freiheit getrennt bleiben; ist denn nicht ihr Ruhm unser köstlichstes Erbtheil? Aber auch sie wird nie vergessen, daß die Vertheidigung unserer Unabhängigkeit und unserer Freiheiten ihre erste Pflicht seyn muß. Seyen wir daher Freunde, weil unsere Interesse und unsere Rechte dieselben sind.«

Ein Theil der verschiedenen Linienregimenter hatte sich bereits mit der Nationalparthie vereinigt. Nachdem vorstehende Proclamationen erlassen waren, fanden sich nach und nach die übrigen Soldaten ein und schlossen sich an die Sache der Nation an.

In diesen denkwürdigen Tagen zeichnete sich das weibliche Geschlecht durch seine Vaterlandsliebe besonders aus. Am Morgen des 29. sah man in der Vorstadt Saint-Denis einen Jäger der Nationalgarde in Uniform und bewaffnet, wie er sein Weib zum Abschied an den Busen drückte. Das junge reizende Weib vergoß einige Thränen, sammelte sich aber schnell, drückte ihrem Manne die Hand und sagte mit fester Stimme: »Ich höre auf, zu weinen; es waren nur die Thränen der ersten Rührung. Gehe hin, mein Freund, schließe dich an deine Waffengefährten an und fechte mit ihnen für unsere Freiheit.«

Bei der Einnahme der Kaserne der Schweizer erblickte man in den ersten Reihen einen Jüngling, der mit Unerschrockenheit dem Tode trotzte. Er

wurde nicht verwundet, aber als er nach beendigtem Gefechte mit der Nationalgarde zurückkam, fiel er auf dem Platze des Petit-Pères aus Ermattung in Ohnmacht. Man sprang ihm zu Hülfe — es war ein Weib.

Auf dem Platze des Palais-Royal leistete eine junge Frau in Mannskleidern mitten unter dem feindlichen Feuer den Verwundeten Beistand. Sie wurde durch eine Kugel getroffen, und setzte dennoch ihr menschenfreundliches Geschäft fort. Viele andere Weiber folgten diesem patriotischen Beispiel.

Ein junges Mädchen zeichnete sich in dem Gefechte, das auf dem Börsenplatze geliefert wurde, durch seine ungemeine Tapferkeit aus. Sie bemächtigte sich unter einem Hagel von Kugeln einer Kanone. Nach beendigtem Treffen trugen sie ihre Waffengefährten, auf einem Armsessel und mit Lorbeern bekränzt, in das Gemeindehaus. Am Abend des 29. wurde sie auf einem Triumphwagen, der mit Palmen, Lorbeeren und Myrthen bekränzt war, von dem die weiße Fahne umgestürzt sich im Staube schleppte, während die dreifarbige Fahne siegreich hoch in die Lüfte wehete, durch die Straßen von Paris geführt. Die freudige Jugend zog diesen Triumphwagen; Fackeln erleuchteten ringsumher den Zug, Freudenruf und patriotische Lieder begleiteten ihn.

Noch am Abend des 29. war Herr Mechin Sohn nach Neuilly abgesendet worden, um im Namen der zu Paris versammelten Deputirten dem Herzog von Orleans die Reichsstatthalterschaft anzubieten. Am 30. hielt dieser Prinz seinen Einzug in Paris und erließ aus dem Palais Royal folgende Proclamation:

Einwohner von Paris!

Die Abgeordneten von Frankreich, welche in diesem Augenblick in Paris vereinigt sind, haben gegen mich den Wunsch ausgesprochen, daß ich mich in diese Hauptstadt begebe, um in derselben das Amt eines Generallieutenants des Reichs zu versehen. Ich habe nicht gezögert, euere Gefahren zu theilen, mich in die Mitte eurer heldenmüthigen Bevölkerung zu versetzen und alles aufzubieten, um euch vor dem Ungemach der Gesetzlosigkeit und des Bürgerkriegs zu bewahren. Indem ich in die Stadt Paris zurückkehrte, trug ich mit Stolz die glorwürdigen (dreifarbigen) Zeichen, welche ihr wieder angenommen habt, und welche ich selbst lange getragen habe. Die Kammern werden sich vereinen, sie werden auf die Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Handhabung der Rechte der Nation zu sichern. Die Charte wird fortan Wahrheit.

Ludwig Philipp von Orleans.

Während dieses in Paris vorgieng, herrschte in Saint-Cloud die größte Verwirrung. Jede Minute machte man einen andern Plan, änderte man seine Entschlüsse. Jezt rieth man zu verzweifelten Entwürfen, aber im nächsten Augenblicke zeigte es sich, daß es an Muth und Mitteln zu deren Ausführung fehle. Die Truppen, die noch einzig übrige Stütze der Regierung, waren schon halb im Aufstand. Auf die Linientruppen konnte man nimmer zählen. Die Schweizer, die Garden, die Gend'armerie gelobten Treue, aber selbst bei ihnen ließ sich ein Schwanken wahrnehmen, das keine günstige Aussicht in die Zukunft eröffnete. Die Privat-Chatulle des Königs war leer. Die Tuillerien

wurden in solcher Eile geräumt, daß man 3½ Millionen, die in den Kellern versteckt waren, nimmer mit sich nehmen konnte. Die Gratification von 10 Franken, die am Morgen des 29. jeder Soldat erhielt, hatte die lezten Hülfsquellen erschöpft. Die Gesandten der fremden Mächte beobachteten eine Neutralität, die nicht wenig zur Entmuthigung der königlichen Parthei beitrug. Die ganze Hauptstadt war unter Waffen und ringsumher erhob sich das Landvolk.

Die den König umgebenden Hofleute und Priester, die hundertmal geschworen hatten, sich am Fuße des Throns und Altars zu opfern, zitterten, als sie der Gefahr gegenüber standen. Sie dachten auf nichts, als feige Flucht und Rettung des eignen Lebens. Man erklärte demnach die Stellung von Saint-Cloud für unhaltbar und beschloß, nach Rambouillet abzumarschiren. Am Morgen des 31. musterte der Dauphin die Trümmer der königlichen Armee zu Sevres und bald darauf reiste die kgl. Familie ab. Diese Reise, die eine halbe Flucht und ein halber Rückzug war, bot ein seltsames Schauspiel dar — ein Monarch, der sich durch seine eigenen Handlungen die Krone vom Haupte gerissen hatte, von dem Volke verlassen und nur noch über eine Handvoll Soldaten gebietend; Städte und Dörfer ringsumher im Aufstand, die dreifarbige Fahne von allen Thürmen wehend, die Menge, durch die der traurige Zug gieng, lautlos, der Soldat, der ihn bedeckte, unter tiefem Schweigen marschirend, die Verzweiflung einer hoffnungslosen Sache auf allen Gesichtern.

Zu Rambouillet angekommen, machte Carl X. den lächerlichen Versuch, sich annoch als König zu

zeigen.

zeigen. Er ernannte seinen »geliebten Vetter,« den Herzog von Orleans, den er zwei Tage zuvor in die Acht erklärt hatte, zum Statthalter des Königreichs, was er durch die Wahl des Volks bereits war. Er nahm die Ordonnanzen vom 25. Juli zurück und erlaubte den Kammern, sich am 3. August zu versammeln. Schließlich erklärte er, daß er sich bis auf den lezten Blutstropfen vertheidigen werde, im Falle sein oder seiner Familie Leben und Freiheit bedroht würden. Dieses abgeschmackte Dekret war natürlich von keiner Wirkung. Auch die Thronentsagung Carls X. und seines Sohnes zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux kam zu spät. Der König hatte den Vertrag mit dem Volke gebrochen; es war Blut geflossen; die Nation stand ihm siegreich gegenüber und erklärte seine Familie für immer der Krone verlustig.

Am 3. August eröffnete der Herzog von Orleans, als erwählter Statthalter des Reichs, die Sitzung der Kammern mit folgender Rede:

»Meine Herrn Pairs und meine Herrn Abgeordneten! Paris, dessen Ruhe durch eine beklagenswerthe Verletzung der Charte und der Gesetze gestört worden war, hat sie mit Heldenmuth vertheidigt. Mitten in diesem blutigen Kampfe bestand keine der Garantien der bürgerlichen Ordnung mehr. Personen, Eigenthum, Rechte, Alles, was dem Menschen und dem Bürger werth und theuer ist, waren den größten Gefahren preisgegeben. Bei dieser Abwesenheit aller öffentlichen Gewalt lenkten sich die Blicke meiner Mitbürger auf mich. Sie hielten mich für würdig, mit ihnen zum Wohl des Staats beizutragen; sie haben mich eingeladen, das Amt eines Generalstatthalters des Königreichs

zu übernehmen. Ihre Sache schien mir gerecht, die Gefahr grenzenlos, die Nothwendigkeit gebieterisch, meine Verpflichtung heilig. Ich bin schnell in die Mitte dieses starken Volkes getreten, gefolgt von meiner Familie und geschmückt mit der Farbe, welche zum zweitenmal den Triumph der Freiheit bezeichnete. (Von allen Seiten Bravo, Bravo!) Ich bin gekommen, fest entschlossen, mich allem zu widmen, was die Umstände in der Lage, in die sie mich gesetzt haben, von mir verlangen könnten, um das Reich der Gesetze herzustellen, um die bedrohte Freiheit zu retten und die Wiederkehr so großer Übel unmöglich zu machen, indem für immer die Gewalt dieser Charte gesichert würde, deren Name während des Streites ausgerufen, es auch nach dem Siege wurde. (Neuer Beifall in der Versammlung.) In der Erfüllung dieses edlen Strebens ist es an den Kammern, mich zu leiten. Alle Rechte müssen auf das festeste gesichert werden, alle zu deren voller und freier Ausübung nöthigen Institutionen müssen die Ausbildung erhalten, deren sie bedürfen. Von Herzen und aus Überzeugung den Grundsätzen einer freien Regierung ergeben, nehme ich im Voraus Alles an, was daraus folgen wird. (Neuer Beifall) Ich glaube schon heute Ihre Aufmerksamkeit auf die Einrichtung der Nationalgarden, auf die Anwendung der Geschworenen auf Preßvergehen, auf die Bildung der Departemental- und Municipal-Verwaltung und vor Allem auf diesen 14. Artikel der Charte lenken zu müssen, der so gehässig ausgelegt wurde. Mit diesen Gesinnungen, meine Herren, eröffne ich die Sitzung. Das Geschehene ist mir schmerzhaft; ich beklage das Unglück, dem ich gerne zuvorgekommen wäre; aber

mitten in den großmüthigen Aufopferungen der Hauptstadt und aller französischen Gemeinden, bei dem Anblick der mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit nach einem von Ausschweifung reinen Widerstande wiedererwachenden Ordnung, bewegt ein gerechter Nationalstolz mein Herz und ich sehe mit Vertrauen der Zukunft des Vaterlandes entgegen. Ja meine Herren, es wird glücklich und frei seyn, dieses mir so theure Frankreich. Es wird Europa zeigen, daß, einzig mit seiner innern Wohlfahrt beschäftigt, es den Frieden eben so sehr als die Freiheit liebt und nichts will, als das Glück und die Ruhe seiner Nachbarn. Die Achtung aller Rechte und die Sorge für alle Interessen, Treue und Glauben in der Staatsverwaltung, sind die besten Mittel, um die Partheien zu entwaffnen, und in die Gemüther dieses Zutrauen zu den Staatseinrichtungen zurückzuführen, diese Stetigkeit, welche die einzigen Pfänder des Glückes der Völker und der Stärke der Staaten sind. Meine Herrn Pairs und meine Herrn Abgeordneten, sobald die Kammern constituirt sind, werde ich zu Ihrer Kenntniß die Abdankungs-Akte Sr. Majestät des Königs Carl X. so wie Sr. K. Hoheit des Dauphin bringen. Diese Akte wurde in meine Hände niedergelegt, gestern den 2. August, 11 Uhr Abends. Ich befehle die Niederlage derselben in dem Archiv der Pairskammer und lasse sie in den offiziellen Theil des Moniteur einrücken.«

Die Regierung hatte fünf Commissäre, die Herren von Schoonen, Odillon-Barrot, den Herzog von Coigny, Jacqueminot und Maison abgeschickt, um die Person des vormaligen Königs zu schützen und ihn auf seiner Reise zu begleiten. Diese Commissäre waren bereits in Ram-

bouillet angekommen. Zur nämlichen Zeit traf auch die Dauphine, von ihrer Reise nach Burgund zurückkommend, im Schlosse zu Rambouillet ein. Sogleich änderte sich die ganze Gestalt der Dinge; die Abgeordneten der Regierung wurden vom Hofe Carls X. weggewiesen und ein großer Staatsrath versammelt. In diesem Staasrath äußerten sich drei verschiedene Meinungen. Die einen stimmten für einen Rückzug hinter die Loire und die Bewaffnung der westlichen Provinzen; die andern wollten alle Truppen, die in der Schnelligkeit herbeigezogen werden konnten, vor den Thoren von Paris aufstellen, hier einen Vereinigungspunkt für die Armee und die royalistische Parthie bilden, die Hauptstadt blokiren und aushungern. Eine dritte Parthei stimmte für die Abdankung. An ihrer Spitze stund der Minister Haussez. Er schilderte die Gefahren und Beschwerden der Krone mit den schwärzesten Farben, während er das Privatleben eines vom Throne gestiegenen Königs in rosenfarbenem Lichte mahlte: ein ländlicher Sitz, etliche Millionen Einkünfte, ein von allen Sorgen der Staats-Verwaltung freies Alter. Er belegte seinen Satz mit den Beispielen Carls V., des Königs von Polen und anderer Potentaten.

Der König schwankte wie gewöhnlich zwischen den verschiedenen Meinungen. Der Dauphin blieb, wie er pflegte, theilnahmlos. Die Dauphine trat an die Spitze der entschlossensten Parthei und entwickelte alle Hülfsmittel, die der königlichen Familie noch übrig blieben. Außer den zu Rambouillet befindlichen Truppen hatte man noch das Lager von Saint-Omer, die festen Plätze, die Schweizerregimenter zu Orleans und die in den südlichen

Provinzen, sodann die Bauern der Vendée und des Morbihan zur Verfügung. Man konnte in kurzer Zeit 40,000 Mann vor den Thoren der Hauptstadt zusammen bringen. Diese bildeten einen Kern, an den sich die übrigen Truppen und die bewaffneten Royalisten anschließen konnten. Inzwischen, hoffte man, werde die erste Hitze der Pariser verrauchen; dann sey es Zeit, mit dem Angriff einer so furchtbaren Armee, mit Aushungern, mit Beschießung der Hauptstadt ꝛc. zu drohen.

Der Graf Peyronnet unterstützte diese Meinung. Nach seiner Ansicht war der ganze Aufstand nichts weiter, als eine Rebellion der Journalistik. »Die Menschen,« sagte der Minister, »bleiben sich zu allen Zeiten gleich. Sie sind stets das Spielwerk entschlossener Betrüger und Gaukler gewesen. Sonst bildeten die Priester die Opposition und setzten das Volk im Namen Gottes und der lieben Heiligen in Bewegung. Jezt reizt man es im Namen der Freiheit und Gleichheit auf. Was gewinnt aber das eigentliche Volk, die große Masse, im Grund durch diese Verfassung? Nichts, im geringsten nichts. Die Charte ist ein Vertrag zwischen dem König und den Reichen im Lande. In ihren Händen ist das Wahlrecht, die Preßfreiheit mittelst der Journale und alle andern Rechte. Der Arme hat keine Stimme in der constitutionellen Regierung des Staats. Er ist nicht Wähler, und wird nicht gewählt. Die Preßfreiheit, so wie die andern Rechte bringen ihm keinen materiellen Vortheil. Wie wird er sich denn in die Länge für eine Sache opfern, die er kaum versteht und die ihm nichts einträgt? Dieser Aufstand ist ein Werk aus zweiter Hand. Die großen Gewerbsleute, die Banquiers, diese,

Geldaristokratie haben ihre Werkstätten geschlossen und zum Volke gesagt: Geht hin und schlagt euch für uns, kein Aufstand, keine Arbeit und kein Brod! Diese Wahrheit bekräftigen alle unsere Spionen in Paris.

Die Herzogin von Angouleme, die dem Staatsrath beiwohnte, stimmte diesen Ansichten aus vollem Herzen bei. Diese Geldaristokratie, welche sich über die Adelsaristokratie erheben wollte, war ihr immer in tiefster Seele verhaßt gewesen. Ihre rothen Augen entflammten sich und sie rief mit Heftigkeit aus: »Dies ist die wahre Ansicht. Diese neue Kaste muß bestraft werden, muß wieder in den Staub getreten werden. Man muß sie an ihrer schwächsten Seite angreifen; ihr Geld geht ihnen über Alles. Es fehlt uns nicht an Kanonen, in Vincennes ist Pulver genug und die Höhe des Montmartre ist trefflich gelegen. Hier 100 Stücke aufgepflanzt, 50,000 Kugeln und Bomben auf die Stadt geschleudert; hinter den Batterien ein Lager von 20,000 Mann, bis die übrigen Truppen eintreffen. Ich stehe dafür, in drei Tagen verschwindet die republikanische Fahne. Wir drohen, die Quartiere der Chaussée d'Antin und des Palais-Royal niederzuschießen. Ich versichere Sie, diese Banquiers in der Chaussée d'Antin lieben ihre Paläste und Geldsäcke viel zu sehr, um sich solcher Gefahr auszusetzen. Den Pöbel zieht man durch das Versprechen einer allgemeinen Plünderung zu unserer Parthei. Dabei kann man die Zurücknahme der Ordonnanzen versprechen. Ich wette mein Leben, sie kriechen zum Kreuze. Nur die Preßfreiheit darf unter keinen Umständen mehr bewilligt werden. Aber um diesen Plan auszuführen, muß ein Mann auf dem Throne

sitzen, kein Kind. Der Herzog von Angouleme soll die Krone annehmen. Er erkläre sich zum König und pflanze auf dem Montmartre seine Fahne auf!«

Der Dauphin entsetzte sich über die gefahrvolle Rolle, die ihm zugetheilt war. Er sah sich bereits im Geiste auf dem Montmartre stehen und 100,000 Pariser, mit Flinten, Pistolen, Säbeln und Picken bewaffnet, gegen sich marschiren. »Der Plan,« sagte er kleinlaut, »ist gut entworfen, trefflich, kräftig; allein der Montmartre ist mit Gypsgruben unterhöhlt; wenn man diese mit Pulver füllte, könnte man mich in die Luft sprengen.«

Während dieser Berathungen kam ein Courier in vollem Rennen aus der Hauptstadt an und verkündete, daß eine starke Colonne der Nationalgarde von den elisäischen Feldern abmarschirt und auf dem Wege nach Rambouillet sey. Der Staatsrath gerieth in Schrecken, gieng schleunig auseinander; die Wagen wurden angespannt nnd die Reise weiter fortgesetzt.

Sobald die Commissäre der Regierung nach Paris zurückgekommen waren und die Nachricht mitgebracht hatten, daß sich Carl X. weigere, seine Reise von Rambouillet weiter fortzusetzen, erhob sich in der ganzen Hauptstadt ein Schrei des Unwillens. Nach Rambouillet! Nach Rambouillet! war der allgemeine Ruf. Zehn bis zwölftausend Bewaffnete versammelten sich sogleich in den elisäischen Feldern. Alle Besitzer von Pferden und Wagen boten freiwillig ihre Dienste an, um die Nationaltruppen schleunig nach Rambouillet zu führen. Eine große Menge Reiter und bespannte Kanonen schlossen sich an den Zug an. Auf dem Wege nach Rambouillet vergrößerte er sich durch

den Zuzug aus den umliegenden Städten und Dörfern bis auf 50,000 Menschen, die jedoch nicht alle bewaffnet waren. Die Nationalgarden von Elbeuf und Havre, die sich auf dem Marsche nach Paris befanden, schlossen sich an die Colonne an. Die Avantgarde dieses Corps traf um 7 Uhr Abends zu Cognières ein. Die Commissäre, welche den König auf seiner Reise begleiten sollten, eilten den Truppen nach Rambouillet voraus, um Carl X. mit der Lage der Dinge bekannt zu machen. Sie erklärten ihm, daß er jezt keine andere Wahl habe, als begleitet oder abgeführt zu werden.

Die bloße Kunde von der Annäherung der bewaffneten Bürger hatte bereits, wie wir oben gesehen haben, den Hof zur Abreise bestimmt. Der König überlieferte die Kroudiamanten, welche ihm die Commissäre abforderten, ließ seine Wagen einspannen, und zur Sammlung der ihm noch übrigen Truppen den Generalmarsch schlagen. Die meisten Soldaten aber waren taub für diesen Ruf. Sie blieben zurück und schlossen sich an die Bürger an. Als Carl X. Rambouillet verließ, bestand seine Bedeckung nur noch aus einem einzigen Schweizerregiment, das sich anheischig gemacht hatte, noch 24 Stunden bei ihm auszuharren, und aus einer kleinen Anzahl Garde du Corps, die sich mit jedem Augenblicke verminderte.

So tief war dieser König in wenigen Tagen von dem höchsten Gipfel menschlicher Macht und Größe gesunken — ein verlassener Flüchtling auf dem Boden seines eigenen Landes! Der Thron der Könige steht nur fest auf der unerschütterlichen Grundlage gegenseitiger Rechte und Pflichten, und

die Willkühr ist ein zweischneidiges Schwert, das vor- und rückwärts Wunden schlägt.

Bevor wir weiter schreiten, wollen wir die einzelnen Züge sammeln, welche die denkwürdige Revolution der drei Tage charakterisiren.

Nach der Erstürmung der Tuillerien trat sogleich wieder die größte Ordnung ein. Kein Gegenstand von Werth ward entwendet. Man riß das Portrait des Marschalls Marmont in Stücke und trug die Lappen des königlichen Throns an Stangen im Triumph einher. Der Wein, der sich in Menge vorfand, wurde ausgetrunken, aber nichts entwendet. Die Sieger bildeten aus eigenem Antrieb eine strenge Polizei. Diese Gesinnungen der Rechtlichkeit erstreckten sich bis in die untersten Klassen hinab. Man kann mit Wahrheit sagen, daß es an diesen Tagen in Paris keinen Pöbel gab. Die große Sache der Nation, die man verfechten mußte, hatte gleichsam die Gesinnungen Aller veredelt. An einem der Thore des Palastes sah man einen Handwerksmann Schildwache stehen, dessen Anzug die größte Dürftigkeit verkündete. Auf dem Kopfe trug er einen erbeuteten Generalshut, was ihm eine gewisse Autorität gab. Er durchsuchte die Individuen, die aus dem Schlosse kamen und ihm verdächtig schienen. Man sah ihn einen Handwerker züchtigen, in dessen Taschen er blos eine kleine Porzellain-Tasse gefunden hatte. Die goldenen Gefäße, die sich in der Capelle der Tuillerien vorfanden, wurden sämmtlich, ohne Ausnahme, auf die Börse gebracht.

Die Wachen, die man im Innern der Gemächer aufgestellt hatte, verlangten selbst durchsucht zu werden, bevor man sie ablößte. Sie glaubten

wahrzunehmen, daß einer der Ihrigen etwas in die Tasche stecke, konnten aber, weil es schon dunkel war, nicht erkennen, was es sey. Bevor man noch zur Durchsuchung schritt, lieferte der Schuldige bereuend selbst den Gegenstand aus. Es war ein kleines Buch, das er zu sich genommen hatte. Seine Reue entwaffnete den Zorn seiner Kameraden nicht; sie führten ihn auf die Polizeipräfektur ab — und die meisten dieser Menschen waren so arm, daß sie kein gutes Hemd auf dem Leibe trugen!

Das fünfte Linienregiment, von seinen Stabsoffizieren angefeuert, wechselte eine Stunde lang Schüsse mit den bewaffneten Bürgern; an ihrem schwachen Feuer aber und an dessen Richtung, weil sie größtentheils in die Luft oder auf den Boden ging, ließ sich leicht erkennen, daß es ihnen kein rechter Ernst sey. Als das Regiment in der Straße Richelieu gegen eine starke Verrammlung anrückte, die aus den Bäumen des Boulevard gebildet war, rief ihm das Volk von allen Seiten zu: »Wie, französische Soldaten, ihr schießet auf Franzosen!« Die Soldaten schwankten, die Bürger warfen sich unter dem Ruf: »Es lebe Frankreich, es lebe die Freiheit!« mitten unter die Reihen. Sogleich setzten die Truppen die Gewehre auf den Boden, schraubten die Bajonette ab und stürzten sich in die offenen Arme ihrer Mitbürger. Hierauf marschirte das Regiment unter Trommelschlag, grüne Zweige in der Mündung des Flintenlaufs, unter dem Jubelruf des Volks auf das Gemeindehaus und legte durch seine Offiziere den Bürgereid in die Hände des Deputirten Lafitte ab. Ein Soldat der königlichen Garde, der von einer Kugel getroffen niederstürzte,

rief im Fallen aus: ich war gleichwohl ein guter Franzose! Ein anderer, der auf einem Vorposten stand, wurde von einem Bürger bitter getadelt, daß er sich gegen das Volk brauchen lasse. »Man zwingt uns dazu,« erwiederte er schmerzlich. »Zieht euch zurück, ich beschwöre euch darum. Hier ist das Geld, das man uns gegeben hat, um gegen euch zu fechten. Nehmt es hin und entfernt euch aus dem Bereich unserer Gewehre.«

Es ist ein charakteristischer Zug dieser Revolution, daß man die Bank von den untersten Ständen bewachen sah, die vor 40 Jahren die Stützen der Anarchie und die Henkersknechte der demokratischen Brutalität waren.

Das Gold- und Silbergeschirr, das man im Palast des Erzbischofs vorfand, wurde nicht entwendet, aber in der ersten Wuth in die Seine geworfen. Zwei Tage darauf ließ es der Polizeipräfekt wieder herausfischen.

In den Taschen vieler getödteten Soldaten fanden sich ziemlich bedeutende Geldsummen; aber selbst die ärmsten Bürger rührten nichts davon an, sondern nahmen bloß die Patronen.

In der Straße Dujour fällt ein junger Mensch unter den Kugeln der Schweizer, welche die Straße Montmartre besetzt hielten. Der Unglückliche sucht sich zu erheben, kämpft gegen den Schmerz und das Vorgefühl des Todes. Die Bürger, von Kampflust brennend, bemerken ihn nicht oder kamen ihm nicht zu Hülfe. Ein Weib tritt, den Kugelregen nicht achtend, aus ihrem Hause, richtet den Verwundeten auf und führt ihn mit großer Anstrengung in ihre Wohnung.

So oft ein Todter oder Verwundeter vorübergetragen wurde, entblößte alles Volk das Haupt, ihn als ein Opfer der Freiheit begrüßend.

Ein Kutscher, Namens Benoit, warf sich, blos mit einem Säbel bewaffnet, in der Straße Richelieu auf eine Kanone. Er war so glücklich, ohne die geringste Wunde davon zu kommen. Das Volk hob ihn auf das obere Geschütz und zog ihn unter Jubelruf durch mehrere Straßen.

In der Vorstadt Montmartre bot der Doktor Sammel, der unter der Thüre seines Hauses die Verwundeten verband, einem bewaffnen Handwerker ein Glas Wein zur Erfrischung an. »Nein, mein Herr,« erwiederte dieser, »mein Bruder ist gestern unter den Pfeilern der Halle getödtet worden und ich habe geschworen, nichts als Brod und Wasser zu mir zu nehmen, bis ich seinen Tod gerächt habe.«

In der Straße Saint-Denis hatten sich mehrere junge Kaufleute bewaffnet und eilten zum Treffen. Der jüngste unter ihnen, beinahe noch ein Kind, führte ein geladenes Pistol. Er stürzte einem Zug der Lanzenträger entgegen, zielte auf den Offizier und schoß ihn vom Pferde. Die Lanzenträger verfolgen ihn; aber schnell wurde die Thüre eines Hauses geöffnet, in die er sich flüchtete. Seine Kameraden begrüßten die ihn verfolgenden Reiter mit ihren Schüssen; mehrere fielen, die anderen flohen.

Ein Bierbrauer, Namens Richard und Dubois, vormaliger Unteroffizier der Reiterei, hielten am 31. Juli zwischen Sèvres und Versailles gegen 20 Cürassiere der königlichen Garde Stand.

Sie schoßen zwei derselben herab und kamen auf ihren Pferden nach Paris zurück.

Bei dem Sturme auf das Gemeindehaus am 28., wo der Widerstand noch nicht so kräftig organisirt war, nahm ein junger Mann, der auf einer Lanzenspitze eine dreifarbige Fahne trug, in den Reihen der Bürger einiges Schwanken wahr. Er schwingt die Fahne unter dem Ruf: »Seht hier wie ein freier Mann stirbt!« Mit diesen Worten schreitet er allein gegen die königliche Garde vor und fällt von Kugeln durchbohrt.

In der Straße des heiligen Augustin schwebte ein Soldat der königlichen Garde in Gefahr, von dem Volke niedergemacht zu werden. Ein gewisser Jules, Bedienter, der den ganzen Tag tapfer gefochten hatte, stürzt sich auf ihn zu und rettet ihn durch den Ruf: »Thut ihm nichts zu leid, es ist mein Bruder!«

Ein armer Handwerker, dessen Anzug Dürftigkeit verkündete, und der von Morgens 5 Uhr an in der brennenden Hitze unter den Waffen gewesen war, hatte Mittags um 3 Uhr noch keinen Bissen zu sich genommen, weil es ihm an Geld fehlte. Ein junger Mann bot ihm 5 Franken an. Der Handwerker erwiederte: Ich habe mich nicht für Geld geschlagen, aber 10 Sous will ich annehmen, um meinen Hunger zu stillen.

In der Straße Saint-Honoré sah man mehrere Menschen damit beschäftigt, das Blut von dem Pflaster abzuwaschen. Sie sagten untereinander: Französisches Blut soll nicht mit Füßen getreten werden.

An der Spitze mehrerer Abtheilungen sah man Knaben gehen, die auf ihren kleinen Trommeln mitten im feindlichen Feuer den Sturmmarsch schlugen.

Eine Abtheilung Handwerker zog unter Anführung eines ihrer Kameraden durch die Straße Montmartre. Mehrere verließen die Reihen, um in den Laden eines Weinhändlers zu gehen. Ihr Anführer rief sie mit strenger Stimme zurück. »Heute,« sagt er, »keinen Branntwein, nicht einmal Wein ohne Wasser! Wer sich betrinkt, kommt auf die Wache!« Gehorsam kehrten sie in ihre Reihen zurück, um mit nüchternem Muthe der Gefahr entgegen zu gehen.

In der Straße Saint-Honoré stürzte ein junger Mann von 22 Jahren auf einen Stabsoffizier los, der an der Spitze seiner Colonne marschirte. Er riß ihm den Säbel aus der Hand und schleppte ihn gefangen zu den Bürgern. Die Soldaten schossen nicht, wahrscheinlich aus Furcht, ihren eigenen Anführer zu tödten.

Ein junger Seminarist in der Poststraße legte seine geistlichen Kleider ab und griff für die Sache der Freiheit zu den Waffen. Er fieng einen Courier auf, den man an die Herzogin von Angouleme abgefertigt hatte.

Die zu Paris befindlichen Israeliten haben sich in den denkwürdigen drei Tagen ehrenvoll hervorgethan; mehrere von ihnen fielen in diesem glorreichen Kampfe. Herr Michael Doudchaux, Banquier, der mehrere wichtige Posten erstürmen half, ist zum Adjunkt der Mairie des 6. Bezirks ernannt worden.

Ein Maler, Carl Nicot, in der Straße Montmartre wohnhaft, ergriff, als er die Schweizer gegen den Boulevard anrücken sah, seine Flinte, stellte sich unter die Thüre seines Hauses, und schoß drei Soldaten nach einander nieder. Er setzte sein Feuer fort, bis er von 5 Kugeln durchbohrt zur Erde stürzte. Er hinterläßt eine Wittwe und zwei Kinder in zartem Alter.

Herr Alexander Lefebre, der den in der Straße der Märtyrer aufgestellten Posten befehligte, erkannte trotz der männlichen Kleidung, welche sie trug, eine junge Dame, die mit Degen und Pistolen bewaffnet war. Er stellte ihr die Gefahren vor, denen sie sich aussetze. »Ich habe keine Kinder,« erwiederte sie. »Ich will meinen Mann nicht verlassen und mit ihm sterben, wenn es seyn muß.«

Die beiden Söhne des Schlossers Tauphin zeigten den unerschrockensten Muth. Sie fochten immer nebeneinander. Einer von ihnen pflanzte die dreifarbige Fahne auf der Bücke Arcole auf; der andere streckte einen Gend'armerie-Offizier nieder. Beide zusammen nahmen eine Kanone.

Ein junger Mensch, der im Garten von Tivoli angestellt ist, befand sich am 28. auf dem Boulevard, als eben eine Abtheilung Lanzenträger vorüberzog. Er brannte vor Begierde, sich Waffen zu verschaffen. Durch die Bäume wurde der Marsch gehindert. Er versteckte sich im Gebüsche, und als der lezte Lanzenträger vorüberritt, schnitt er ihm mit seinem Messer die Sattelgurte entzwei. Der Reiter schwankte und fiel, Pferd und Soldat waren in der Gewalt des jungen Mannes, der blos einen leichten Säbelhieb über den Rücken bekam.

Als bei Erstürmung des Louvre das Feuer der Schweizer am stärksten war, wichen mehrere Nationalgarden und andere Bürger zurück. Da setzte sich ein Bataillonschef der alten Armee, ein Mann von 60 Jahren mit weißem Haupte, an ihre Spitze, feuerte durch Wort und That ihren Muth an, und führte sie aufs neue gegen den Feind.

Ein gewisser Pierron, vormaliger Unteroffizier des fünften Husarenregimentes, stürzte sich an der Spitze von 15 Mann auf ein ganzes Bataillon der königlichen Garde. Es gelang ihm, den Hauptmann der vordersten Compagnie und mehrere Soldaten zu entwaffnen. Der General der Garde, der diese Bewegung wahrnimmt, reitet herbei, läßt Pierron ergreifen und befiehlt, ihn augenblicklich zu erschießen. Seine Kameraden geben Feuer und befreien ihn aus den Händen der Soldaten.

Der Platz vor dem Gemeindehaus und die umliegenden Straßen boten das Schauspiel vieler tapferer Thaten dar. Weiber fielen über einen Posten her, nahmen ihm die Gewehre ab und feuerten damit auf die königliche Garde. Eine derselben sah vor ihren Augen ihren Mann fallen. Sie hob ihn auf und trug ihn mit Hülfe anderer hinweg, damit er, wie sie weinend sagte, nicht unter die Füße getreten und ihm die lezte Ehre erwiesen werde.

In einem der Schränke des Schlosses der Tuillerien wurde das Schwert Carls des Großen vorgefunden. Ein Mann aus dem Volke wollte es nehmen und als gewöhnlichen Säbel gebrauchen. Auf die Vorstellung seiner Kameraden jedoch gab er es zurück und es wurde auf das Gemeindehaus gebracht.

Während

Während die Schweizer aus den Häusern der Straße Saint-Honore ein fortwährendes Feuer gegen die Straße Richelieu unterhielten, sah man aus dem Hause des Herrn Lepage mehrere Damen herausgehen und mitten unter dem feindlichen Kugelregen Pulver und Blei unter die Bürger vertheilen.

Unter den tapfern Vertheidigern der Freiheit bemerkte man auch den jungen Grafen Laujuinais. Dieser junge Pair zeigte sich durch Muth und Vaterlandsliebe des edlen Namens würdig, den er führt.

Mehrere Polen kämpften an den 3 Tagen in den Reihen der Pariser Bürger, unter anderen Leonhard Chodzko, Verfasser der Geschichte der polnischen Legionen in Italien, Albert Sourinski und Ladislaus Olesczynske, beide ausgezeichnete Maler. Leonhard Chodzko ist zum Adjutanten des Generals Lafayette bei dem Generalstab der Nationalgarden ernannt worden.

In der Vorstadt Montmartre sah man einen Invaliden mit einem hölzernen Beine mitten unter den Bürgern gegen die königlichen Truppen fechten.

Unter den Studenten, die allgemein ihren Eifer für die Sache der Freiheit an den Tag legten, zeichnete sich besonders Herr Hypolite Daniel aus, der als Verfasser mehrerer patriotischen Lieder bekannt ist. Schon am Morgen des 27. hielt er feierliche Reden an seine Kameraden, begeisterte sie für die Sache der Nation und spornte sie zum Widerstand gegen die gesetzwidrige Gewalt an. Auf dem Platze des Louvre wurde ein mit einem schwarzen Schleier bedeckter Leichnam an ihm vorübergetragen. Bei diesem Anblick rief er mit lauter

durchdringender Stimme: Rache, Rache! Sogleich ist er von einer großen Menschenmenge umgeben, die den Ruf wiederholt. Er redet sie an, läßt die Worte Vaterland und Freiheit hören. Man antwortete ihm durch den allgemeinen Ruf: es lebe Frankreich, es lebe die Freiheit! Die Gend'armerie zu Pferd macht einen Angriff auf diesen Haufen, die Bürger ziehen sich von Straße zu Straße zurück, weil sie noch keine Waffen haben. Vor der Kirche Notre-Dame machen sie Halt. Der junge Student deutet mit dem Finger auf den Thurm, auf dem die weiße Fahne aufgepflanzt ist, und ruft mit lauter Stimme: »Morgen muß hier die dreifarbige Fahne wehen und die Sturmglocke ertönen. Sucht Waffen, fordert Freunde und Bekannte zum Kampf auf und findet euch morgen um die neunte Stunde wieder hier ein.« Am andern Morgen war auf dem nämlichen Platze eine große Masse versammelt, mit Flinten, Pistolen, Picken und Säbeln bewaffnet. Hypolite Daniel ist an ihrer Spitze. Die weiße Fahne wird vom Thurme herabgeworfen und die dreifarbige aufgepflanzt. Alle Glocken ertönen von den Thürmen der Kirche Notre-Dame und rufen Paris zu den Waffen.

In der Vorstadt Saint-Honoré ließ ein Offizier der Garde, der eine starke Abtheilung befehligte, auf alle Personen Feuer geben, die sich im Bereich der Gewehre zeigten. Kein Alter und Geschlecht wurde geschont. Greise, Weiber und Kinder färbten das Pflaster mit ihrem Blute. Ungerührt von diesen traurigen Scenen, blickt der Wütherich lächelnd zu den Fenstern hinauf, an denen sich mitleidige Zuschauer zeigen. Plötzlich fällt ein Schuß aus einem der Fenster und streckt ihn entseelt zu Boden.

Die Schlosser der großen Werkstätte in der Vorstadt Montmartre lieferten allein 60,000 Kugeln. Sie waren Tag und Nacht mit deren Gießung beschäftigt.

Die Einwohner von Chaillot unterhielten, obwohl nur 75 Mann stark, ein anhaltendes Feuer gegen die Regimenter der königlichen Garde, die sich am 29. durch die Barriere von Passy zurückziehen wollten. Sie machten 80 Gefangene.

Die Nationalgarde von Corbeil marschirte nach Bauchet und nahm dort 120 Centner Pulver weg, die sogleich in die verschiedenen Quartiere von Paris verschickt wurden und dort treffliche Dienste leisteten.

Ein Grieche, Baptist Pecota, zeichnete sich an den Tagen des 28. und 29. durch seine Tapferkeit aus. Er war unter den ersten, welche die Kirche Saint-Germain l'Auxerrois erstürmten und die dreifarbige Fahne auf ihr aufpflanzten.

Der Ritter, Borso Corminati, ein proscribirter Piemontese, zeigte großen Muth und war auf den Punkten, wo er focht, durch seine militärischen Kenntnisse sehr nützlich. Am 28. erbeutete er das Pferd eines Staabsoffiziers, behielt es aber nicht für sich, sondern stellte es zur Verfügung der Regierung.

Der Doktor Dalladrat erzählt folgenden merkwürdigen Zug, aus dem sich die hohe Begeisterung erkennen läßt, mit welcher die bewaffneten Bürger fochten: »Ich gieng die Straße Saint-Honore hinab. Ein Mann von 50 Jahren kommt mir langsam entgegen. In der einen Hand trägt er eine Flinte, in der anderen einen blutigen Säbel, an dem einen Fuße hat er einen ausgetretenen

Schuh, der andere ist nackt; seine Hosen hängen ihm in Lumpen herab und sind mit Blut bedeckt. Er trägt sonst nichts auf dem Leibe, als ein grobes und zerrissenes Hemd; sein Gesicht ist von Rauch und Pulver geschwärzt. Plötzlich fällt dieser Mensch zu meinen Füßen nieder. Ich halte ihn anfangs für einen Betrunkenen, aber bald überzeuge ich mich, daß er von Hunger und Ermattung in Ohnmacht gefallen ist. Ich will ihn aufheben; er fordert mit matter Stimme einen Bissen Brod. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen. Das Blut lief ihm am linken Schenkel herab, der von einer Kugel durchbohrt war. Diesen Schuß hatte er schon am frühen Morgen erhalten; aber trotz seiner Wunde trotz des Hungers und Durstes, trotz der brennenden Hitze war er nicht einen Augenblick aus dem Kampfe gewichen und hatte zulezt die Tuillerien erstürmen helfen. Ich verband vor allen Dingen seine Wunde, und drückte ihm dann fünf Franken in die Hand, damit er sich Nahrung verschaffen könne. Seine Züge beleben sich und sprechen tiefen Unwillen aus. Er steht auf, ergreift seinen Säbel und ruft mit Unwillen aus: »Geld! Mir Geld, der ich für die Freiheit kämpfe! Elender! Du wagst mir Geld zu geben, einem Soldaten des Vaterlandes!« Ich hatte alle Mühe, ihn zu besänftigen; ich bitte ihn, mit mir zu Mittag zu essen. Er schlägt es aus und nimmt blos ein Stück Brod und ein Glas Wasser an, das eine benachbarte Frau herbeibringt. Ich dringe in ihn, doch wenigstens ein Glas Wein anzunehmen. »Nein,« erwiedert er, »das kostet Geld; Wasser kostet nichts.« Er schleppte sich fort, ohne seinen Namen zu sagen.

Bei dem Angriff auf den Louvre lud ein alter Mann, Namens Rosa aus Lyon, die Gewehre der Fechtenden und begeisterte sie durch die Erzählung der kriegerischen Thaten, die er in seiner Jugend gethan.

Herr Gibelin, Fabrikbesitzer, erzählt Folgendes:

»In dem untern Theile der Straße Rempart, dem Hotel Polignac gegenüber, sah ich einen Mann stehen, der Schuß auf Schuß einen der Soldaten niederstreckte, welche alle Umgebungen des Palastes besetzt hielten. Voll Bewunderung gehe ich zu ihm hin und erbiete mich, mit meinen Arbeitern unter ihm zu dienen. Er nimmt es an, und befiehlt sogleich, den untern Theil der Straße, auf der Seite der Straße Caumortin, zu verrammeln. Der Befehl wird durch meine Arbeiter und die Einwohner von benachbarten Häusern auf der Stelle vollzogen. Hierauf läßt er die Verschanzungen mit vielen Hüten garnieren und das Feuer von verschiedenen Punkten aus fortsetzen. Nachdem er auf solche Art den Feind glauben gemacht hat, daß hier eine große Zahl von Streitern versammelt sey, steigt er kaltblütig über die Verschanzungen hinweg, geht langsam und festen Schrittes auf die ersten Posten der Soldaten zu und fordert sie auf, sich zu ergeben. Sie schwanken zweifelhaft, da ruft er gegen die Verschanzung zurückgewendet: »Kameraden, wenn ich falle, rächt meinen Tod!« Die Soldaten glauben sich durch einen Hinterhalt abgeschnitten, legen die Waffen nieder und vereinigen sich unter dem Ruf: Es lebe die Charte! mit den Bürgern. Dieser zweite Latour d'Auvergne ist ein armer Schuhflicker, Namens Favre, der vor der Barriere der Mär-

tyrer wohnt. Herr Gibelin bot ihm ein Glas Wein an, er verweigerte es mit den Worten: »Wir haben alle geschworen, keinen Wein zu trinken, so lange noch Feinde zu bekämpfen sind. Man muß kaltes Blut haben. Geben sie mir ein Glas Wasser und ein Stück Brod.«

Der Architekt Toussaint stieß nach der Einnahme der Tuillerien auf eine Gruppe, in deren Mitte sich zwei Schweizer befanden, die man in die Seine werfen wollte; er suchte diesen Mord zu hindern. »Diese Menschen können vielleicht heute Ihren Bruder erschossen haben,« rief ihm einer der wüthendsten Bürger zu. — »Der Fall ist möglich, erwiederte er, »jezt aber sind sie ohne Waffen und Gefangene. Ihr seyd zu edelmüthig, um einen Meuchelmord zu begehen. Es lebe die Freiheit!« Dieser Ruf wurde wiederholt und die Menge ließ die Schweizer los. — Weiter hin stieß er auf einen bewaffneten Haufen, in dessen Mitte sich ein mit einem Orden geschmückter Mann befand; man schalt ihn einen Polizeispion und wollte ihn umbringen. »Ist er ein Polizeispion,« fiel Herr Toussaint ein, »so laßt ihn nur laufen. Er kann seinen Herrn sagen, was er hier mit angesehen hat. Ist er verächtlich, so wollen wir ihn verachten.« — So ists recht! rief die Menge aus, und ließ ihn gehen.

Sehr abstechend gegen dieses edelmüthige Benehmen ist die Art, wie die Royalisten ihre Gefangenen behandelten. Der Nationalgardist Frederic Larque erzählt hierüber Folgendes: »Am Morgen des 28. zog ich meine Uniform an und marschirte mit einer Abtheilung der Nationalgarde gegen den Louvre. Man stellte mich und einen meiner Kame-

raden als Schildwache bei dem Quai auf. Eine Abtheilung der königlichen Garde machte uns zu Gefangenen. Wir werden auf den Carousselplatz geführt, wo die Garde in Schlachtordnung steht. Mit Wuth ruft man unserer Bedeckung zu: »Zurück ihr, daß wir sie sogleich erschießen können.« Mit Mühe gelangen wir auf das Büreau des Generalstaabs. Ein Offizier läßt uns durchsuchen, verhört uns, wirft uns vor, daß wir den Rock der bürgerlichen Canaille (Nationalgarde) tragen. Wir werden in ein finsteres und feuchtes Loch gesperrt, wo wir unserer 50 aufeinander gepreßt sind. Man läßt uns ohne Nahrung und Niemand darf das Gefängniß verlassen, um seine natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Offizier der Wache tritt ein, in der einen Hand einen bloßen Säbel, in der andern eine Pistole, und droht, dem ersten, der sich rühre, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. So blieben wir bis zum Mittag des 29. gefangen, bis wir durch den vollständigen Sieg des Volks befreit wurden.

Die Garde überhaupt und besonders das dritte Regiment derselben, zeigte eine schändliche Wuth. Diese Satelliten des Despotismus schoßen ohne Unterschied auf Männer, Weiber und Kinder. Auf dem Platze des Palais-Royal gieng ein wackerer Bürger, der zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnungen ein weißes Sacktuch wehen ließ, entschlossen auf die königliche Garde zu, um, wo möglich, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Die Soldaten schienen auf ihn zu hören und einige reichten ihm sogar die Hand. Er kehrt zurück, um auch die Bürger zu Einstellung der Feindseligkeiten zu ermahnen. Kaum hat er einige Schritte gethan, so

fällt er durch die verrätherischen Kugeln der Garde von hinten durchbohrt.

☞ Ganz entgegengesetzt waren die Gesinnungen der Linientruppen. Ein Augenzeuge erzählt hierüber Folgendes: »Wir glaubten bereits alles geendigt und giengen in ein Haus, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich hörten wir ein furchtbares Feuer in der Straße des Petits-Champs. Aus dem regelmäßig und anhaltend genährten Peloton-Feuer schlossen wir, daß es ein Garderegiment sey, das durch die Straße Baillif debouchire. Wir giengen die Straße Coquilliere hinab. Der Rauch war so dick, daß man nicht auf 6 Schritte vor sich hinsehen konnte. Plötzlich hörte das Feuer auf und wir erstaunten, als wir Linientruppen erblickten, auf die wir so schöne Hoffnungen gesetzt hatten. Auf einer Bank saßen zwei Soldaten und rauchten ruhig ihre Pfeife, sie hielten folgende Unterredung: »Schändliches Handwerk! Ich habe gute Lust, meine Flinte zum Teufel zu werfen.« — »Sie haben mich diesen Morgen aus dem Arrest geholt. Sie hätten mich wohl darin lassen können.« — »Wir sind nicht gemacht, um auf unsere Mitbürger zu schießen. Da müßte man kein Herz im Leibe haben.« — »Wenn das so fortgeht, so gehe ich zum Teufel. Dazu habe ich mich nicht verpflichtet.« — Die umherstehenden Soldaten gaben über diese Rede ihren Beifall zu erkennen. Wir fragten sie hierauf, warum sie bei diesen Gesinnungen so eben ihre Mitbürger niedergeschossen hätten? Auf diese Frage entstand ein allgemeines Gelächter. Ein Unteroffizier sagte uns: »Meine Herren, stecken sie doch den Kopf um die Straßenecke und zählen Sie Ihre Todten!« Man

erblickte in der Straße weder Blut noch Leichname; diese wackeren Leute hatten blos in die Luft geschossen.

Am Abend des 29. trugen 20 Jünglinge mit unbedecktem Haupt und langsamen Schrittes einen Leichnam, über den ein blutiges Tuch ausgebreitet war. Vor ihm her wurde die Inschrift getragen:

Potier, für die Freiheit gestorben am 29. Juli 1830.

Alle Vorübergehenden nahmen die Hüte ab, neigten sich schweigend oder weinten. Eben so wurde jeder Verwundete durch Abnahme der Hüte begrüßt.

Die Beerdigungen der Todten, welche durch die allgemeine Verrammelung der Straßen fast unmöglich wurden, waren gleichwohl durch die große Hitze dringend geboten. Man beerdigte demnach mehrere Todte theils in den Gärten, theils in den Höfen, theils auf den terrassenartig gebildeten Wasen der Colonnade des Louvre gegenüber. Auf dem Quai machte man zwei große Gruben, in welche zwischen zwei Lagen von Kalk 80 Leichname begraben wurden. Einer der Arbeiter erkannte unter den Todten seinen Bruder, dessen Züge durch Blut und Staub entstellt und fast unkenntbar waren. Er warf sich unter jammervollem Geschrei auf den Leichnam und schnitt zum Andenken eine blutige Locke von seinem Haupt. Die Todten wurden mit allen militärischen Ehrenbezeugungen begraben. Der Geistliche der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois in seinem priesterlichen Ornate weihete die Erde. Die Gräber wurden mit Blumen und Lorbeeren bestreut, ein einfaches schwarzes Kreuz ist auf sie gepflanzt, mit der Inschrift:

Den Franzosen, die für die Freiheit gestorben sind.

Am 30. Juli fuhr ein großes Schiff die Seine herauf, von dem die schwarze Fahne wehte. Es hielt unterhalb der Morgue, um die Leichname der Gefallenen einzunehmen. Sie wurden auf Tragbahren an Bord gebracht. Man sah unter ihnen Kinder von 10 bis 12 Jahren, Weiber und Greise. Die Menge sah diesem traurigen Schauspiel, von Schrecken erstarrt, zu. Von Zeit zu Zeit unterbrachen Verwünschungen der Urheber dieser Mordthaten die tiefe Stille. Hier schienen sich die Worte zu bestätigen, die der Deputirte Bernard auf dem Rednerstuhl der Kammer aussprach: »Die Legitimität wird mit diesen Leichnamen begraben!«

Die Revolution in der Hauptstadt zündete wie ein elektrischer Funken. Sie ergriff mit Blitzesschnelle die Provinzen. An brennbarem Stoff fehlte es nirgends. Man war längst in ganz Frankreich der regierenden Familie übersatt. Sie war verhaßt wegen ihrer Unverbesserlichkeit, verachtet wegen ihres Mangels aller moralischen Eigenschaften.

Sobald die erste Nachricht von dem Aufstand der Pariser nach Elbeuf kam, so griff sogleich das Volk zu den Waffen. Ein Corps Freiwilliger, unter dem sich die Söhne der ersten Familien befanden, zog nach Rouen. Auf dem Wege nach dieser Stadt schloß sich das Landvolk, das überall die Waffen ergriff, an die Colonne der Freiwilligen an. So zogen sie in Rouen ein. Der gleiche Geist beseelte die Einwohner dieser Stadt. Schnell war eine große Schaar Freiwilliger gebildet. Am 31. brach der Kern einer Armee von 4 — 5000 Mann von Rouen nach Paris auf. Er kündigte durch Couriere

der Hauptstadt seine Ankunft an, mit dem Zusatz, daß er sich im Laufe des Marsches durch die Bewohner der Städte und Dörfer auf 20 — 30,000 Mann zu verstärken hoffe. Die Fahne, unter welcher diese Bürger marschirten, war mit einem schwarzen Saum umgeben und enthielt die Aufschrift: »Nach Paris! Es lebe die Charte!« Am Abend des 31. war diese muthige Schaar bereits zu Vernon eingetroffen.

Eine gleiche Begeisterung herrschte zu Orleans, zu Caen, zu Havre de Grace und in den andern Städten, in welchen die berüchtigten Ordonnanzen bereits zur öffentlichen Kunde gekommen waren. Aus Havre de Grace brachen sogleich mehrere tausend Mann nach Paris auf. Die Matrosen der Schiffe, die im Hafen lagen, schloßen sich an die bewaffneten Freiwilligen an. Die Seeleute der amerikanischen Fahrzeuge, eingedenk des Beistands den ihnen einst die Franzosen zur Erringung ihrer Freiheit geleistet hatten, traten in die Reihen der Nationaltruppen, die nach Paris marschirten. Die Linienregimenter zeigten überall wenige Neigung, die königliche Sache zu verfechten. Das 7. Regiment, zu Dünkirchen, das 8. Artillerieregiment zu Rennes und das 32. Linienregiment daselbst erklärten laut, daß sie nicht gegen ihre Mitbürger fechten würden. Selbst das Schweizerregiment zu Orleans brach mit sichtbarem Widerwillen gegen Paris auf. Nach seinem Abmarsch wurde sogleich die Nationalgarde organisirt. Am 1. August wehte bereits von der Hauptstadt bis an die Küsten des Oceans die dreifarbige Fahne auf den Thürmen aller Städte und Dörfer.

Am 31. Juli waren Sevres und Versailles noch von den Trümmern der königlichen Armee besetzt. Der Dauphin hielt Musterung über sie. Tiefe Muthlosigkeit mahlte sich auf den Gesichtern aller Soldaten. Als der Prinz vor der Fronte erschien, herrschte in den Reihen das Schweigen des Todes. Der Dauphin war von dem Marschall Marmont, dem Herzog von Guiche und zwei andern Generalen begleitet. Fünf bis sechs Gardes du Corps machten seine ganze Bedeckung aus. Er sprach den Truppen Muth ein. Ein bedeutungsvolles Schweigen war ihre Antwort. Endlich wendete er sich an einen Unteroffizier der Artillerie insbesondere mit den Worten: »Das irregeführte Volk von Paris hat es auf seinen König abgesehen. Aufrührer wollen seinen Thron stürzen. Es heißt, daß ihre Vorposten bereits anrücken. Werdet ihr uns vertheidigen?« — »Prinz,« erwiederte der Unteroffizier, »wir beklagen Ihre Lage und die des Königs; aber unser Herz blutet uns, daß wir gezwungen waren, auf unsere Mitbürger zu schießen. Von nun an wird dieß nimmer geschehen. Der König hat seinen Eid gebrochen, und somit sind wir auch des unsern quitt.«

Der Dauphin hörte diese Worte mit finsterm Schweigen an, wendete sein Pferd, hielt an der Brücke und sammelte seine Generale zur Berathschlagung um sich. Plötzlich hörte man in geringer Entfernung Schüsse fallen. Es war die Vorhut der Nationaltruppen. Überzeugt, daß die Soldaten nicht fechten würden, gab er Befehl zum Rückzug. An der Spitze marschirten die Schweizer, dann folgte das 3. Garderegiment, die Artillerie schloß den Marsch. Viele Soldaten verließen die Reihen, um sich an ihre Mitbürger anzuschließen; Niemand

konnte und wollte es hindern. Mehrere Offiziere sah man die Spitze ihrer Säbel zur Erde halten. Keine Trommel rührte sich. Man glaubte einen Leichenzug zu sehen. Der Dauphin schloß den Marsch. Einige Plänkler wurden zurückgelassen, um den anrückenden Feind zu beobachten. Sie thaten keinen Schuß. Die Vorhut der Pariser bestund aus weniger als 100 Mann. Sie pflanzte im Angesicht der königlichen Truppen, die an keinen Widerstand mehr dachten, die dreifarbige Fahne auf den Thürmen von Sevres und Saint-Cloud auf.

Zu Versailles stunden noch etwa 5000 Mann königlicher Truppen unter dem General Bordesoulle. Sie waren völlig entmuthigt und litten Mangel an allen Bedürfnissen. Sie hielten alle Zugänge der Stadt auf der Seite von Paris besetzt. Nachmittags um 3 Uhr machten sie einige Bewegungen, die auf Vorrücken deuteten. Um die dritte Stunde traf der klägliche Rest der Schweizer und des dritten Garderegiments zu Versailles ein; ihnen folgten die Lanzenträger in einem Zustande fast gänzlicher Auflösung. Ihr Obrist, verwundet, wurde durch zwei Soldaten auf dem Pferde gehalten. Diese sämmtlichen Truppen blieben bis zum Einbruch der Nacht stehen, um Carls X. Flucht zu decken. Nach ihrem Abmarsch, der um 6 Uhr erfolgte, pflanzten die Einwohner die dreifarbige Fahne auf. Bis Mitternacht blieb es stille. Dann hörte man Trommelschlag in der Richtung von Paris. Eine starke Colonne der Nationaltruppen zog unter dem Ruf: Es lebe die Freiheit! durch die Stadt und verfolgte die Royalisten in den verschiedenen Richtungen, welche sie eingeschlagen hatten. Meh-

rere Offiziere und viele Soldaten waren in Versailles zurückgeblieben. Sie kamen jetzt aus den Häusern hervor, mischten sich in die Reihen der Bürger und steckten die dreifarbige Cocarde auf.

Durch das ganze weite Frankreich herrschte der gleiche Geist der Freiheit. Zu Lyon wurden am 30., nachdem die königlichen Ordonnanzen bekannt waren, alle Läden geschlossen. Das Volk griff zu den Waffen und bemächtigte sich des Gemeindehauses. Während der Nacht wurde das Pflaster vor dem Gemeindehaus aufgerissen. Morgens um 5 Uhr trat die Nationalgarde auf dem Quai der Rhone unter die Waffen. Eine entschlossene Masse bewaffneter Einwohner hielt den Platz Perraux und die umliegenden Straßen besetzt. Von dieser drohenden Stellung aus, wurden die Behörden aufgefordert, den Bürgern die sämmtlichen Posten der Stadt zur Besetzung zu überliefern. Die Truppen hielten sich ruhig, die Behörden gaben nach. Auf solche Art wurde das Blutvergießen vermieden und die Nationalgarde besetzte die Posten gemeinschaftlich mit den Truppen.

Zu Verdun hatten die Befehlshaber der Besatzung am 30. Juli die Truppen versammelt, um ihnen einen neuen Eid der Treue für den König abzunehmen; aber Offiziere und Soldaten erklärten einmüthig, daß sie nicht gegen ihre Mitbürger marschiren würden. Der Marschall Oudinot, der sich auf seinem Landsitz in der Nähe von Bar le Duc befand, gab selbst 15 Flinten zur Bewaffnung der Nationalgarde dieser Stadt ab. Das Dragonerregiment, das zu Saint-Mihil in Besatzung lag, verweigerte gleichfalls den neuen Eid der Treue. Zu Nancy bildete sich die Nationalgarde

unter dem Befehl des Generals Drouot ohne den geringsten Widerstand der Truppen, welche die Gesinnungen des Volks vollkommen theilten. Das bei Lüneville gebildete Lager löste sich von selbst auf; die Regimenter marschirten ohne Befehl in verschiedenen Richtungen ab. Zu Douai wurden vor den Augen der Truppen alle königlichen Wappen zerschlagen. Sie machten keine Bewegung, es zu hindern.

Als am 28. die königlichen Ordonnanzen zu Nantes eintrafen, versammelten sich zahlreiche Haufen auf dem Platze Graslin unter dem Ruf: Es lebe die Charte! Eine Abtheilung des 10. leichten Regimentes versuchte vergebens, sie auseinander zu treiben. Die Stadt blieb bis zum 30. in einem Zustand halberklärter Feindseligkeit. Beide Theile standen sich drohend gegenüber. An diesem Tage traf die Nachricht ein, daß die liberalen Blätter in Paris den königlichen Ordonnanzen keine Folge geleistet, sondern in einem Aufruf an die Nation den Widerstand gegen die willkührliche Gewalt für gesetzmäßig erklärt hätten. Sogleich begaben sich die Chefs der angesehensten Handelshäuser auf das Gemeindehaus und verlangten die alsbaldige Organisation der Nationalgarden und die Auslieferung der Gefangenen, welche die Truppen den Tag zuvor gemacht hatten. Der Maire bat sich Bedenkzeit aus, um mit dem Gemeinderath zu berathschlagen. Während dessen verrammelte das Volk die Straßen und brach die Brücke von Dirmil ab, um den Einmarsch frischer Truppen in die Stadt zu hindern. Jezt ließ der berüchtigte General Despinois, der zu Nantes befehligte, das 10te Regiment gegen die bewaffneten Bürger vorrücken

Das Feuer begann auf beiden Seiten; mehrere Soldaten und Bürger wurden getödtet und verwundet. Die Nationalgarde hielt den Handelsplatz, den Theaterplatz und die umliegenden Straßen besetzt; der General Despinois schloß sich in die Citadelle ein. So blieb die Lage der Dinge, bis die Nachricht von den großen Ereignissen in Paris eintraf. Der General entfloh nun mit einer kleinen Truppenzahl, die ihm folgte, in die Vendee, wo er vergebens einen Aufstand zu organisiren suchte.

Zu Marseille setzte sich sogleich nach Verkündigung der königlichen Ordonnanzen die ganze Bevölkerung in Aufstand. Die Truppen hielten sich ruhig und der die Division kommandirende General gab selbst seine Bewilligung zur Bildung der Nationalgarde.

Zu Bordeaux hatten am 28. die Behörden die Pressen der constitutionellen Journale in Beschlag nehmen lassen; am 29. zerschlugen die jungen Leute die des ministeriellen Blattes. Zahlreiche Aufläufe strömten nach dem Präfektur-Hotel und entwaffneten den Posten. Der Präfekt, der den Degen gezogen hatte und einen jungen Mann tödtete, ward vom Volke ergriffen, das ihn peitschte und in den Straßen herumschleifen wollte. Nur einem einflußreichen Manne verdankte er seine Rettung.

Die Freiheit war errungen. Carl X., sein Sohn und Enkel hatten aufgehört zu regieren. Man fühlte das Bedürfniß, eine neue feste Ordnung der Dinge zu begründen. Dieses Bedürfniß war dringend, um nicht das durch Leidenschaften aufgeregte Volk in die Verwirrung der Gesetzlosigkeit fallen zu lassen. Für die Republick erhoben sich wenige Stimmen, für den Sohn Napoleons fast keine. Folgenden Aufruf, der am 30. Juli in den Straßen der Hauptstadt ausgerufen und angeheftet wurde, kann man als den Ausdruck der öffentlichen Meinung in Frankreich ansehen:

»Carl X. kann nicht mehr nach Paris zurück»kommen. Er hat das Blut des französischen »Volkes vergossen! Die Republick würde uns »schauderhaften Spaltungen aussetzen; sie würde »uns mit Europa entzweien! Der Herzog von »Orleans ist ein der Sache der Revolution er»gebener Prinz! Der Herzog von Orleans hat »sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog »von Orleans war zu Jemappes! Der Herzog »von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog »von Orleans ist mit den drei Farben in das »Feuer gezogen! Der Herzog von Orleans kann »sie allein noch tragen! Wir wollen keinen »andern! Der Herzog von Orleans spricht sich »nicht aus; er erwartet unseren Wunsch! Spre»chen wir diesen Wunsch laut aus, dann wird »er die Charte so annehmen, wie wir sie immer »verstanden und gewollt haben! Er wird seine »Krone von dem französischen Volke erhalten.«

Am nämlichen Tage versammelten sich 30 — 40 Pairs und 50 — 60 Deputirte in ihren gewöhnlichen Sitzungssälen. Die Berathungen waren ge-

heim. Das Resultat derselben war der Beschluß, den Herzog von Orleans in die Hauptstadt einzuladen und ihn zum Statthalter des Reiches zu ernennen. Einstweilen ernannte man ein provisorisches Ministerium, aus folgenden Personen bestehend: Minister des Innern: Herzog von Broglio, Pair der linken Seite, vermählt mit der Tochter der Frau von Stael. Des Äussern: Bignon, Abgeordneter der äussersten Linken, bekannt als diplomatischer Schriftsteller. Der Finanzen: Baron Louis, schon zweimal Minister. Der Justiz: Dupont de l'Eure, Abgeordneter der äußersten Linken. Des Kriegs: Gerard, General, unter welchem Bourmont desertirte. Der Marine: dem Viceadmiral Rigny angeboten. Des Unterrichts: Guizot, Abgeordneter der Linken, Pentefont, Generalsekretär unter Montesquieu, Doktrinär. Polizeipräfekt: Bavoux, Professor des Rechts, Abgeordneter der äussersten Linken. Postdirektor: Chardel, Abgeordneter, Richter. Präfekt der Seine: der berühmte Abgeordnete und Schriftsteller Graf Alexander de Laborde.

Bei weitem die Mehrzahl der Hauptstadt billigte die Ernennung des Herzogs von Orleans zum Statthalter. Doch gab es auch Unzufriedene, deren einer Theil die Republik wünschte, der andere zum wenigsten keinen Regenten aus dem Hause Bourbon wollte. Schon am 31. Juli erhob sich hie und da in den Straßen ein Murren. In einzelnen Gruppen wurde gerufen: Weg mit dem Herzog von Orleans; Andere in geringer Zahl trugen kaiserliche Adler durch die Straßen. Die große Mehrzahl war mit der Wahl zufrieden und nannte den Herzog einen Bürgerkönig. Bald hatte die öffent-

liche Meinung allgemein über den geringen Widerstand gesiegt. Man stimmte Freiheitslieder an und überließ sich der Freude über den errungenen Sieg, welche sich auf die mannigfachste Weise äußerte. Hier trug einer eine Puppe herum, den Fürsten Polignac vorstellend; ein anderer klebte bemalte Lithographien an: ein Bürger in Waffen mit der Aufschrift: »Sie haben es nicht anders gewollt! was sagst du dazu, Cottu?« Hier hob einer eine Gans in die Höhe und gab ihr bald den Namen: Herzogin von Angouleme, Herzogin von Berry oder irgend einer vornehmen Dame. Dort rühmte sich ein anderer, er habe auf dem Bette Carls X. gelegen. Die Nationalfarben wurden in den mannigfaltigsten Abzeichen getragen. Weiber lachten, daß man im Hause des Erzbischofs 4 Dutzend Weiberhemden gefunden habe. Man sah keinen Betrunkenen und es fiel kein Diebstahl vor.

Hier ist der Ort, einen kurzen Lebensabriß des Herzogs von Orleans zu geben: Ludwig Philipp von Orleans, Nachkomme Heinrichs IV. ist am 6. Oktober 1773 geboren, hieß anfangs Herzog von Valois, zwölf Jahre später Herzog von Chartres. In seiner frühen Jugend wagte er sein Leben, um einen Menschen aus dem Wasser zu retten. 1792 kämpfte er zu Quivrain und Baussu unter General Biron, in demselben Jahre unter d'Harville gegen den Herzog von Braunschweig; den 11. September wurde er Generallieutenant. Dann focht er mit Erfolg bei Saint-Ghislain und bei Jemappes. Als Befehlshaber des Bataillons von Mons war er siegreich, er kämpfte bei Andernach, Brüssel, Varraux, zog im November 1792 in Lüttich ein. Proscribirt, weil sein Führer Dumouriez Ludwig XVII. erheben

wollte, begab er sich zu Koburg, der ihm vergebens die Stelle eines Generallieutenants anbot. Der Herzog reiste nun mit geringen Mitteln durch die Alpen, war 1793 und 1794 Schullehrer in Reichenau, verweilte kurze Zeit in Hamburg, bereiste Europa bis zum Cap Nord und zwar zu Fuß. 1795 schiffte sich der nunmehrige Herzog von Orleans nach Philadelphia ein und rettete durch diese Reise seine Brüder. Er reiste mit einem Passe der französischen Regierung; der Herzog und seine Brüder drangen bis in die Wildnisse Nordamerikas vor. Als er 1798 seinen Verwandten, den König von Spanien, ersuchte, seine Staaten betreten zu dürfen, erhielt er keine Antwort. Immerhin wurde er bereitwillig in Cuba aufgenommen; Humboldt spricht in seinem Werke über Cuba von der Anhänglichkeit, welche die Bewohner der Insel noch für den Herzog von Orleans zeigten. Von Halifax in Neuschottland aus gelangte der Herzog 1800 nach England; sein Bruder Montpensier starb 1797. Beaujolais 1808. Hierauf begab sich Orleans nach Palermo und vermählte sich am 25. November 1809 mit der Tochter Ferdinands IV. 1810 wurde der Herzog von Chartres geboren. Bei der zweiten Restauration kehrte Orleans erst am Ende 1816 nach Frankreich zurück und wurde nicht in die Pairskammer berufen. Er gehörte zur Opposition, protestirte gegen die Legitimität des Herzogs von Bordeaux und war volksthümlicher als irgend einer seiner Verwandten. Er wohnte bis jezt im Palais-Royal, hat bedeutende Besitzungen, ist ein Freund der Künste und Wissenschaften, versteht die meisten europäischen Sprachen, und hat seine Söhne in den Pariser Gymnasien erziehen lassen. Sein ältester Sohn,

Ferdinand Philipp, Herzog von Chartres, zu Palermo am 3. November 1810 geboren, war bisher Obrist; nach zwei Prinzessinnen erhielt er 1814 einen zweiten Sohn, der Herzog von Nemours; die Familie ist sehr zahlreich.

Man fühlte allgemein die Nothwendigkeit, der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich unverweilt eine feste Grundlage zu geben. Diese Grundlage ließ sich nur in der repräsentativen Monarchie finden. In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 6. August machte der Abgeordnete Berard folgenden Antrag:

Der französische Thron ist erledigt, und es ist unumgänglich nothwendig, ihn wieder zu besetzen.

Die Kammer der Deputirten erklärt, daß den Wünschen und Interressen des französischen Volkes gemäß der Eingang und mehrere Artikel der constitutionellen Charte aufgehoben oder ermäßigt werden sollen.

Siehe die am Ende beigefügte Charte.

Die Kammer der Deputirten erklärt ferner, daß es unumgänglich erforderlich ist, so schnell wie möglich durch besondere Gesetze zu sorgen:

1) Für die Anwendung des Geschwornen-Gerichts auf correktionelle Vergehen und namentlich auf Preßvergehen.
2) Für die Verantwortlichkeit der Minister und untergeordneten Staatsbeamten.
3) Für die Ersetzung der Deputirten, die ein öffentliches Amt angenommen haben.
4) Für die alljährliche Bewilligung des Contingents der Armee.
5) Für die Organisation der Nationalgarde mit

der Befugniß der Nationalgarden, ihre Offiziere selbst zu wählen.

6) Für ein Militärgesetzbuch, das den Zustand der Offiziere aller Grade auf eine gesetzliche Weise sichert.

7) Für eine Gemeinde-Verwaltung mit freier Wahl der Bürger.

8) Für die Freiheit des öffentlichen Unterrichts.

9) Für die Abschaffung des doppelten Votums und die Bestimmung der Bedingungen des Wahlrechts und der Wahlfähigkeit.

Endlich sind alle Ernennungen neuer Pairs, die unter der Regierung Carls X, geschehen sind, für null und nichtig erklärt.

Die Kammer der Deputirten beschließt endlich: da das allgemeine und dringende Bedürfniß des französischen Volkes solches erheischt, Se. Königl. Hoheit Philipp Herzog von Orleans und dessen Nachkommen männlichen Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt, mit Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommen, für ewige Zeiten auf den französischen Thron zu berufen, im Fall derselbe die vorstehenden Bedingungen annehmen wird.

Der vorstehende Antrag wurde an eine Commission verwiesen. Die Kammer vertagte sich bis auf Abends 8 Uhr, um alsdann den Bericht der Commission anzuhören. Als sie sich um die genannte Stunde wieder versammelt hatte, ließ sich ein großer Tumult vor den Thüren des Saales hören. Mehrere Deputirte gingen ab und zu, unterhielten sich lebhaft und schienen ihren Collegen Bericht über störende Vorfälle von außen zu erstatten. Man erfuhr bald, daß ein Haufe von etwa 400 jungen

Männern in den Hof der Deputirtenkammer gedrungen sey, um gegen die Anerkennung einer erblichen Pairschaft zu protestiren. Sie bildeten eine doppelte Reihe und riefen, so oft ein Deputirter vorüberging: Weg mit der erblichen Pairschaft! Zu gleicher Zeit aber zogen sie ihre Hüte ab und mischten unter den obigen Ausruf den Beifallruf: Es leben die Deputirten! Inzwischen nahm allmählig die Unordnung zu; die Reihen lösten sich in Gruppen auf, in deren Mitte Redner sprachen. Hr. Benjamin Constant kam aus dem Saale und sprach ihnen freundlich zu, Vertrauen in die Deputirten zu setzen und ihre Berathungen nicht auf diese Art zu unterbrechen. Hr. Georg Lafayette erschien ebenfalls unter ihnen in der Nationaluniform und bat sie, sich zu entfernen. Endlich kam General Lafayette selbst, redete sie an, sprach zuerst von ihrem edeln Betragen während der »großen Woche« und fuhr dann fort: »Ich habe ein Recht auf Ihre Aufmerksamkeit, weil die Meinungen, die Sie hierher führten, die meinigen sind; aber ich weiß auch, wie ich sie zu behaupten habe und fürchte, Sie möchten sich dabei verirren. Erlauben Sie mir, so vielen andern Rücksichten eine ganz persönliche beizumischen; ich bin mit meiner Ehre dazu verpflichtet, daß keine Verwirrung, kein Aufstand auf die Berathungen der Kammer einfließe. Würde die Kammer gestört, würden unselige Auftritte vor den Thüren derselben statt finden, so wäre ich gewissermaaßen dafür verantwortlich. Es ist für mich eine Ehrensache; ich vertraue meine Ehre Ihrer Freundschaft.« Diese Äußerung hatte die Folge, daß der Ruf »Entfernen wir uns« ertönte, worauf sogleich viele junge Leute

weggingen. Andere verweilten noch einige Augenblicke und bildeten Gruppen, in deren Mitte eine aufrichtige und feste Opposition gegen dergleichen Aufstände herrschte und die sich dann unter Absingung einer Strophe aus der Marseiller Hymne entfernten. Endlich zerstreuten sich alle, einige mit der Drohung, morgen wieder zu kommen, andere mit ruhiger Stimmung und mißvergnügt, daß sie sich zu diesem Schritte hatten verleiten lassen.

Nachdem die Commission Bericht erstattet hatte, vertagte sich die Kammer auf den folgenden Tag Morgens 10 Uhr. In der Sitzung vom 7. August wurde die Diskussion über den Antrag des Deputirten Berard eröffnet. Wir wollen hier einen Theil der Verhandlungen mittheilen, um dem Leser zu zeigen, mit welchen Argumenten der in unseren Tagen als stehendes Prinzip angerufene Grundsatz der Legitimität vertheidigt und bestritten wurde.

Hr. von Conny (von der rechten Seite) bestieg zuerst den Rednerstuhl: »Meine Herren! In der furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, ist die Freiheit der Berathungen ein heiliges Recht, und wenn von unseren verlassenen Bänken sich einige Stimmen erheben, werden Sie ihnen ein Gehör nicht versagen. Ich betrete diese Tribune von meinem Gewissen aufgerufen; Schweigen wäre Feigheit. Erwarten Sie nicht lange Reden; unsere Pflichten liegen zu klar vor uns. Die gesellschaftliche Ordnung ist bis in ihre Grundfesten erschüttert. Diese tumultuarischen Bewegungen, die mit einem Schlag die Thätigkeit der legitimen Gewalten aufheben, sind Epochen der Leiden, die auf das Schicksal der Völker den traurigsten Einfluß üben. Die unerbittliche Geschichte, sich erhebend über die

Leidenschaften der Zeit, drückt diesen bejammernswerthen Tagen den Charakter auf, der ihnen gebührt, und laut ertönt der Ruf des Gewissens, um die ewige Wahrheit zu heiligen: Die Gewalt begründet kein Recht. In diesen Zeiten der Unruhe ruft man die Freiheit an; aber der Ausdruck der Überzeugung ist gefesselt, die Freiheit ist gebunden und geknebelt durch jenes Blutgeschrei, das Schrecken in alle Gemüther wirft. Dies ist Unterdrückung, und die schlimmste von allen, denn sie tritt auf im Namen der Freiheit und ist umkleidet mit Wuth und Heuchelei. Sie werden sich nicht unterjochen lassen durch das Geschrei, das um uns ertönt; Staatsmänner bleiben ruhig inmitten der Gefahr. Wenn verworrene Stimmen den Sohn Napoleons auf den Thron rufen, oder die Republick fordern, oder den Herzog von Orleans proclamiren, so werden Sie, unerschütterlich in Ihrer Pflicht, sich Ihrer Eide erinnern und die geheiligten Rechte des königlichen Kindes anerkennen, das die Vorsehung nach so vielen Leiden dem schönen Frankreich schenkte. Ich frage, mit welchem Rechte will sich die Kammer die Befugniß anmaßen, die Thronfolgeordnung zu ändern? Carl X. und sein Sohn haben abgedankt; aber zu wessen Gunsten? Waren sie berechtigt, ihrer Abdankung eine Bedingung beizufügen? Gewiß, sie waren es. Ihr Recht auf Frankreichs Krone war ein göttliches Recht, das wir ihnen nicht entreißen können. Denken Sie an das Urtheil der Nachwelt; es wäre schrecklich. Sie werden nicht wollen, daß eines Tages die Geschichte von uns sage: Sie brachen ihren Eid. Europa blickt auf uns. Zu lange wechselten wir die Parthei so oft, als der Sieg die

Fahne wechselte. Durch das Unglück zur Wahrheit zurückgeführt, bedecken wir mit unserer Achtung und unseren Thränen großes, königliches Unglück. Geheiligte Dynastie, empfange unsere Huldigungen! Erlauchte Tochter der Könige, der so viel Liebesrufe in Frankreich entgegenschallten, möchte auf dem Boden der Verbannung, den du noch einmal erblickst, unser Schmerz so große Leiden lindern! Bleiben Sie Ihren Pflichten getreu, so ersparen Sie unserm Vaterlande alles Unglück und alle Verbrechen, die im Gefolge der Usurpation schreiten. Mit festem Auge die Loose Frankreichs betrachtend, sehe ich die doppelte Geisel des Bürgerkriegs und des auswärtigen Kriegs unserem Vaterlande drohen; ich sehe die Freiheit verschwinden ohne Wiederkehr, ich sehe französisches Blut fließen, und dieses Blut, es fällt auf unsere Häupter. Ich stimme gegen den Vorschlag.«

Hr. Benj. Constant: »Es ist ein glückliches Gefühl für mich, auf dieser Tribune durch die Aufmerksamkeit, die Sie dem Redner vor mir geschenkt haben, die vollkommenste Meinungsfreiheit geheiligt zu sehen. Wir alle nehmen sie in Anspruch, wir alle werden sie zu achten wissen. Möge diese Freiheit die stete Richtschnur unseres Benehmens seyn. Jetzt werde ich sie gebrauchen, um mit wenigen Worten die Versicherungen zurückzuweisen, die die Grundlage dieser Rede bildeten. Ein Volk, das der Freiheit würdig ist, muß sich erheben, wenn man seine Rechte antastet, und wenn die Regierung selbst die Bande der Ordnung gelöst hat, so ist die Epoche, wo die Freiheiten ihre Herrschaft wieder gewinnen, wo das Leben der Bürger gegen eine brutale Gewalt geschützt wird, gewiß keine

traurige Epoche. Der Redner sagt, die Gewalt begründe kein Recht. Darf man uns der Gewalt anklagen, uns, die wir, um furchtbaren Grundsätzen das Übergewicht zu verschaffen, mit Kartätschen empfangen wurden? Haben wir die Waffen ergriffen, um die Charte zu zerstören? Nein, um sie zu vertheidigen, bewaffnete sich das Volk von Paris, als sich eine drohende Gewalt gegen dasselbe erhob, die, das Leben der Menschen und ihre Rechte verachtend, unser Frankreich zum Zustande Portugalls erniedrigen wollte. Andere griffen zur Gewalt, als wir das Recht anriefen. Wir haben es vertheidigt und werden es stets vertheidigen mit Mäßigung, mit Großmuth; wir werden es vertheidigen, weil dieses unser Mandat ist, als Deputirte, und eine Pflicht für jeden, der die Unabhängigkeit und die Verbesserung des Menschengeschlechts will. Wir werden es vertheidigen durch gesetzliche Mittel, so lange man den gesetzlichen Weg offen läßt; aber wir werden zur Gewalt greifen, wenn die Gewalt uns entgegentritt. Nein, es ist keine traurige, es ist eine glückliche Zeit, die aus der französischen Nation das schönste, das heldenmüthigste Volk der Welt machte. Sie kennen sein Betragen, Sie zollen ihm alle Ihre Huldigung. Man spricht von dem Prinzip der Legitimität. Ich habe stets geglaubt, daß im friedlichen Zustande die friedliche Übertragung des Throns, wobei alle Mitbewerber entfernt sind, alle Ehrfurcht schweigt, eine glückliche Einrichtung für den Staat sey. Aber die Unterwerfung eines Volks unter eine Familie die es nach ihrem bon plaisir behandelt; die absolute Gewalt, die Bürger zu fesseln, mit Füßen zu treten, was sie Theures haben und Heiliges; die

Gewalt, die durch den Mund der Kanonen spricht, wenn dies Legitimität ist, so kehren wir das Antlitz von ihr ab, wir verwerfen, wir verabscheuen sie. Gibt es ein Gemüth, das sich Carl X. vorstellen könnte, zurückkehrend in diese Stadt mit ihrem blutgerötheten Pflaster? Seht, wie er vorübergeht an dem Grabe unserer Tapfern, das kaum mit ein wenig Erde überdeckt ist. Ich will sein Unglück nicht schmähen, aber nie darf Frankreich, nie darf Paris die wieder sehen, die seine Bürger in den Tod schickten. Eine Versöhnung kann nicht eintreten über den Leichnamen unserer Vertheidiger. Durch welche Eide könnte sie verbürgt werden, da alle Eide zerrissen wurden? Wir bedürfen einen andern Prinzen, als den, dessen Vorgänger so beklagenswerth, so schrecklich sind; wir bedürfen einen Bürgerfürsten, der gekämpft hat in unseren Reihen, und mit unseren Farben geschmückt ist. Europa weiß, daß wir Freiheit wollen; wir wollen aber gegen keine andere Nation feindlich seyn; dies zeigt schon die Mäßigung, die wir nach dem Siege bewiesen. Europa ist nicht drohend. Alle Kabinette wissen, daß wir blos eine konstitutionelle Freiheit wollen, die Niemand Besorgnisse einflößt. Wir haben einem Angriffssysteme entsagt, das zuerst durch fremden Angriff provocirt wurde und das uns so verderblich ward durch die Überschreitung einer so ausgedehnten Gewalt. Europa wird den Adel unseres Widerstandes anerkennen und nichts fürchten von unserem Ehrgeiz.«

Hr. Hyde de Neuville: »Nur wenige Worte sind es, die ich zu sagen habe, auch bin ich zu bewegt, um alle Fragen prüfen zu können. Ich richte Niemand; die Überzeugungen sind nicht alle

denselben Einflüssen unterworfen. Männer von Ehre, Männer, die das Gute wollen, folgen oft verschiedenen Bahnen. Was mich betrifft, so habe ich alles gethan, was ein Mann von Muth, alles, was ein guter Franzose thun konnte, um so schreckliches Unglück zu verhindern. Ich habe diese königliche Familie nicht getäuscht, die von Unsinnigen und Elenden in den Abgrund gestürzt wurde. Ich habe sie im Glück nicht verrathen, ich verrathe sie auch im Unglück nicht. Thäte ich es, so verdiente ich Ihre Verachtung. Ich verwerfe daher mit aller Kraft meiner Überzeugung diese souveräne Autorität, dieses Recht über die Gewalt zu verfügen, mit dem Ihre Commission sie bekleiden will. Es ist dies, meine Herren, ein sehr ernster Schritt, der wohl erwogen werden will. Gefährlich ist's, die Zukunft, die ganze Zukunft eines Volkes, eines großen Volks, auf die Eindrücke, auf die Leidenschaften des Augenblicks zu gründen. Aber ich habe vom Himmel nicht die Macht empfangen, den Stral des Blitzes aufzuhalten, ich vermag nichts gegen den Strom, der aus seinen Ufern tritt, ich werde mich daher diesen Akten, die ich nicht unterstützen, nicht billigen kann, nur durch mein Stillschweigen und meinen Schmerz widersetzen. Ich rede nicht, meine Herren, ohne heiße Gebete an den Himmel zu richten, für die Ruhe, das Glück und die Freiheiten meines Vaterlandes. Gott weiß, ob diese Gebete aufrichtig sind.«

Graf Alexander de Laborde: »Mit Rührung haben wir die Gesinnungen dessen gehört, der so eben diese Tribune verließ; sie waren uns bereits bekannt; sie haben nie in ihm gewechselt; sie sind ehrenvoll für sein Herz, aber Alles hat

seine Grenzen. Was kann er von dem Lande fordern, dessen Rache man aufgerufen hat? Was anders, als Mitleid für das Unglück? Dieses Mitleid zollt es. Was spricht man von Legitimität, wenn die Rechte des Volks, wenn das Dasein der Bürger mit Füßen getreten wurden? Wissen Sie, was die Folge der Legitimität eines Kindes wäre? Man zwänge den tugendhaften Prinzen, den wir an die Spitze des Landes stellen wollen, das Haupt zu beugen vor einem Schattenkönige, der uns an nichts mahnen würde, als an Leiden und Verbrechen. Man führe ihn herum in den Mauern von Paris! Was zeigen sie ihm? Leichname, Hospitäler, mit Verwundeten angefüllt, Wittwen, Waisen! Dieses Schauspiel, das ihm alle Herzen verschließen würde, hält uns die Tugenden einer anderen Familie vor Augen. Die Söhne des Herzogs von Orleans haben inmitten ihrer Jugendgenossen gekämpft; seine Gattin reichte den Opfern des Bürgerkrieges die hilfreiche Hand. Die Legitimität, die man anruft, ist untergegangen im Blute der Franzosen. Nur e i n e Legitimität blieb: die Intervention des Volks bei Berathung seiner Interessen. Da man indessen von Legitimität spricht, so will ich noch weiter gehen. Der Prinz, den wir auf den Thron berufen, stammt noch näher, in direkter Linie, als der gefallene Zweig, von dem einzigen Könige ab, dessen Andenken das Volk bewahrt hat, von Heinrich IV.« (Lebhafte Ausrufungen zur Linken: Keine Legitimität! Nein! Nein!)

Die Diskussionen über die einzelnen Artikel übergehen wir und heben blos noch aus, was der General Lafayette bei der Berathung über die Erblichkeit der Pairswürde äusserte: »Wenn ich, sagt

dieser Veteran der Freiheit, eine Meinung aussspreche, die von vielen Freunden der Freiheit bestritten wird, hat man mich wohl nicht im Verdacht, daß ich mich durch Leidenschaft hinreißen lasse, oder um eine Popularität buhle, die ich nie meinen Pflichten vorzog. Die republikanischen Gesinnungen, die ich zu allen Zeiten und vor allen Gewalten an den Tag legte, hinderten mich nicht, der Vertheidiger eines konstitutionellen Thrones zu seyn. In der gegenwärtigen Krise schien es zweckmäßig, einen anderen Nationalthron zu errichten und ich darf sagen, daß meine Neigung für den Prinzen, dessen Wahl Sie beschäftigt, sich verstärkte, als ich ihn näher kennen lernte. Aber ich werde mit vielen von Ihnen über die Frage der erblichen Pairie verschiedener Meinung seyn. Als ein Zögling der amerikanischen Schule hielt ich stets dafür, daß der gesetzgebende Körper in zwei verschiedene organisirte Körper getheilt seyn sollte, aber ich begriff nie, wie man erbliche Gesetzgeber und Richter haben könne. Die Aristokratie, meine Herren, ist ein schlimmes Ingredienz in den öffentlichen Institutionen, ich drücke daher so stark, als ich kann, meinen Wunsch für die Abschaffung der erblichen Pairie aus und bitte meine Kollegen zugleich, nicht zu vergessen, daß, wenn ich stets der Mann der Freiheit war, ich deßwegen nie aufhörte, der Mann der öffentlichen Ordnung zu seyn.«

Das Ergebniß der Diskussionen war folgende Erklärung der Kammer: »Die Deputirtenkammer, in Erwägung der dringenden Nothwendigkeit, die aus den Ereignissen des 26. 27. 28. und 29. Juli und der folgenden Tage, und aus der allgemeinen Lage hervorgieng, in der sich Frankreich in Folge

der Verletzung der konstitutionellen Charte befand; in Erwägung ferner, daß in Folge dieser Verletzung und des heldenmüthigen Widerstandes der Bürger von Paris Se. Majestät Carl X., seine königliche Hoheit Louis Antoine, Dauphin, und alle Mitglieger des älteren Zweigs des königlichen Hauses in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen, erklärt, daß der Thron faktisch und von Rechtswegen erledigt und es unumgänglich nöthig ist, dafür eine Vorkehrung zu treffen. Die Deputirtenkammer erklärt zweitens, daß nach dem Wunsche und dem Interesse des französischen Volkes der Eingang der konstitutionellen Charte als eine Verletzung der Nationalwürde aufgehoben ist, indem er den Franzosen die Rechte zu oktroiren scheint, die ihnen wesentlich angehören, und daß die nachstehenden Artikel derselben Charte auf die hier anzugebende Weise aufgehoben und modifizirt werden sollen. Art. 6. Aufgehoben. (Dieser Artikel lautet: »Die katholische, römisch-apostolische Religion ist die Staatsreligion.«). Art. 7. Die Diener der katholischen, apostolischen und römischen Religion, welche die Mehrheit der Franzosen bekennt, und diejenigen der anderen christlichen Kulte, bekommen Gehalte aus dem öffentlichen Schatze. Bisher lautete der 7. Art.: Die Diener der katholischen Religion und die der andern christlichen Kulte erhalten allein Gehalte aus dem Schatz. Art. 8. Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, indem sie sich den Gesetzen fügen. Die Censur kann nie wieder eingeführt werden. Art. 14. Der König ist der oberste Staatschef, er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Friedens-,

Allianz-

Allianz- und Handelstraktate, ernennt zu allen Stellen der öffentlichen Verwaltung und macht die nöthigen Verordnungen und Ordonnanzen zur Vollziehung der Gesetze, ohne jemals die Gesetze selbst suspendiren, noch von ihrer Vollziehung dispensiren zu können. Es dürfen keine fremden Truppen anders als in Gemäßheit eines Gesetzes in den Staatsdienst zugelassen werden. Art. 15. Auslassung der Worte: Der Departemente. (Bisher lautete der Artikel: »Die Gesetzgebungsgewalt wird collektiv von dem König, der Pairskammer und der Kammer der Deputirten der Departemente ausgeübt. (Der Beisatz der Departemente wurde gestrichen, weil es auch Bezirksdeputirte giebt.) Art. 16. und 17. Der Vorschlag der Gesetze gebührt dem Könige, der Pairskammer und der Deputirtenkammer (bekanntlich hatte bis jezt blos der König die Initiative). Gleichwohl muß jedes Auflagegesetz zuerst von der Deputirtenkammer votirt seyn. Art. 19, 20 und 21. Aufgehoben und durch folgende Verfügung ersetzt: Wenn ein Gesetzesvorschlag von einer der drei Gewalten verworfen ward, so darf derselbe nicht wieder in derselben Session vorgelegt werden. Art. 26. Jede Versammlung der Pairskammer, die ausser der Zeit der Session der Deputirtenkammer gehalten würde, ist unerlaubt und von Rechtswegen nichtig, ausgenommen in dem einzigen Falle, wo sie als Gerichtshof versammelt wird, und dann kann sie nur gerichtliche Verrichtungen ausüben. Art. 30. Die Prinzen von Geburt sind durch das Recht der Geburt Pairs; sie sitzen unmittelbar nach dem Präsidenten. Art. 31. Aufgehoben. (Der Artikel bezog sich auf die Gegenwart der Prinzen in der Pairs-

kammer und ist also durch den vorhergehenden Artikel überflüssig.) Art. 32. Die Sitzungen der Pairskammer sind öffentlich, wie die der Deputirtenkammer. (Bisher waren die Verhandlungen der Pairs geheim.) Art. 36. Aufgehoben. (Der Artikel lautete: Jedes Departement wird dieselbe Zahl von Deputirten haben, die es bis jezt hatte.) Art. 37. Die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt (bisher auf 7 Jahre). Art. 38. Kein Deputirter kann in die Kammer zugelassen werden, wenn er nicht 30 Jahre alt ist und andere durch das Gesetz bestimmte Bedingungen vereinigt. (Bisher wurde ein Alter von 40 Jahren erfordert.) Art. 39. Sollten sich gleichwohl in dem Departement keine 50 Personen von dem angezeigten Alter finden, die den durch das Gesetz bestimmten Wahl-Census von 1000 Franken direkter Steuern bezahlen, so soll ihre Zahl durch die Höchstbesteuerten unter dem Tarif dieses Census vervollständigt werden und leztere sollen gemeinschaftlich mit den ersteren gewählt werden können. Art. 40. Niemand ist Wähler, wenn er unter 25 Jahr, (bisher 30 Jahr) alt ist und nicht die andern durch das Gesetz bestimmten Bedingungen erfüllt. Art. 41. Die Präsidenten der Wahlkollegien werden durch die Wähler ernannt. Art. 43. Der Präsident der Deputirtenkammer wird bei Eröffnung jeder Session von ihr gewählt. Art. 46 und 47. Aufgehoben. (In Folge der Initiative.) Art. 63. Es können keine ausserordentlichen Commissionen und Tribunale, unter welchem Titel und unter welcher Benennung dies seyn möchte, geschaffen werden. Art. 73. Die Colonieen werden durch besondere Gesetze regiert. Art. 74. Der König und seine Nachfolger werden bei ihrer Thron-

besteigung in Gegenwart der versammelten Kammern schwören, die konstitutionelle Charte treu zu beobachten. Art. 75. Die gegenwärtige Charte und alle Rechte, welche sie weiht, bleiben dem Patriotismus und dem Muthe der Nationalgarde und aller französischen Bürger anvertraut. Art. 76. Frankreich nimmt wieder seine Farben an. In Zukunft soll keine andere Kokarde mehr als die dreifarbige getragen werden. Art. 75. und 96. Aufgehoben. Besondere Verfügung. Alle Ernennungen und neue Erschaffungen von Pairs, unter der Regierung Carls X. erfolgt, sind für null und nichtig erklärt. Der 27. Art. der Charte (in Betreff des Rechts der Krone, Pairs zu creiren) soll in der Session von 1831 einer neuen Prüfung unterworfen werden. Die Deputirtenkammer erklärt drittens, daß es nöthig sey, allmählich durch besondere Gesetze und in möglich kürzester Frist für folgende Gegenstände zu sorgen: 1) die Anwendung der Jury auf Preßvergehen und auf politische Vergehen. 2) die Verantwortlichkeit der Minister und anderer Agenten der Gewalt; 3) die Wiedererwählung der zu öffentlichen besoldeten Verrichtungen beförderten Deputirten; 4) das jährliche Votum des Contingents der Armee; 5) die Organisation der Nationalgarde unter Dazwischenkunft der Nationalgarde bei der Wahl ihrer Offiziere; 6) Verfügungen, die auf eine gesetzliche Weise den Stand der Offiziere von jedem Grade zu Land und zur See sichern; 7) Departemental- und Municipal-Institutionen auf ein Wahlsystem gegründet; 8) öffentlicher Unterricht und Lehrfreiheit; 9) Abschaffung des doppelten Votums und feste Bestimmung der Wahlrechts- und Wählbarkeitsbedingungen; 10) Erklärung, daß alle

Gesetze und Ordonnanzen in dem, was sie den angenommennen Verfügungen zur Reform der Charte Entgegengesetztes enthalten, von jezt an annullirt und abgeschafft sind. Mittelst der Annahme dieser Verfügungen und Vorschläge erklärt endlich die Deputirtenkammer, daß das allgemeine und dringende Bedürfniß des französischen Volkes Se. königliche Hoheit Louis Philipp, Herzog von Orleans, Lieutenant-General des Königreichs und dessen Nachkommen auf ewige Zeit, in männlicher Linie nach der Ordnung der Erstgeburt und mit beständiger Ausschließung der Frauen und deren Nachkommenschaft, zum Throne beruft. In Folge dessen soll Se. kgl. Hoheit Louis Philipp von Orleans, Herzog v. Orleans, Lieutenant-General des Königreichs, eingeladen werden, die oben ausgesprochenen Clauseln und Verpflichtungen, die Beobachtung der constitutionellen Charte und der angezeigten Modificationen anzunehmen und zu beschwören, und wenn er dies vor den versammelten Kammern gethan hat, den Titel König der Franzosen anzunehmen. Berathschlagt in dem Pallaste der Deputirtenkammer am 7. August 1830. (Unterzeichnet der Präsident und die Sekretäre, Laffite, Vicepräsident, Jacqueminot, Pavée de Vandoeuvre, Cunin-Gridaine, Jars.«)

Der 9. August war der Tag, an welchem der Herzog von Orleans den Thron von Frankreich bestieg. Schon um 8. Uhr Morgens umlagerte eine große Menschenmasse den Pallast der Deputirtenkammer, in dem sich die Pairs und die Abgeordneten Frankreichs versammeln sollten, um die Eidesleistung des Herzogs zu empfangen. Um Mittag wurden die Pforten geöffnet, und schnell waren

alle Tribunen von einer glänzenden Versammelung erfüllt. An der Stelle der Rednerbühne und des Präsidentenbüreaus erblickte man, wie bei der Eröffnungssitzung am 3. August, eine Estrade aufgeschlagen, auf welcher, unter reichem Purpurbaldachin der Thron sich erhob. Zur Rechten und Linken desselben waren vier große dreifarbige Fahnen entfaltet, alle Lilien aber, mit denen sonst die sammtenen Draperien übersäet waren, verschwunden. Auf einer Tafel zur Rechten des Throns lagen auf purpurnen Kissen die Attribute der königlichen Gewalt, die Krone, der Scepter, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit. Auf der Bank, auf der in den Sitzungen der Kammer die Minister sitzen, dem Throne gegenüber, bemerkte man die mit rothseidenen Draperien behängten Plätze der beiden Präsidenten der Kammern; Hrn. v. Pasquier und Hrn. Casimir Perrier. Das Amphitheater des Saals, das gewöhnlich von den Deputirten eingenommen ist, war für die Mitglieder beider Kammern bestimmt, die rechte Seite für die Pairs, die linke für die Deputirten. Die Tribunale der Journalisten hatte man auch diesmal wieder dem diplomatischen Corps eingeräumt. Von den fremden Gesandten war keiner sichtbar; man bemerkte nur einige Legationssekretäre und den Obristen Fitz-Clarence. Mehrere darin befindlichen Damen von Rang waren mit dreifarbigen Schärpen geschmückt. Um halb zwei Uhr begaben sich die Deputirten in den Conferenzsaal, um die große Deputation durchs Loos zu bestimmen. Bald kehrten sie zurück, von vielen Pairs begleitet. Im ganzen waren ungefähr 100 Pairs und gegen 300 Deputirte anwesend. Unter den lezteren sah man nur äusserst wenige Mitglieder

der rechten Seite; die Mitglieder des rechten Centrums waren in großer Zahl zugegen. Sämmtliche Pairs und Deputirte trugen einfache schwarze Kleidung und keine andere Dekoration als das Band der Ehrenlegion. Um ein Viertel auf 3 Uhr öffnete sich eine reservirte Tribune und es erschien die nunmehrige Königin, Herzogin von Orleans, an ihrer Seite ihre Stiefschwester Mademoiselle d'Orleans und umgeben von ihren drei Prinzessinnen Töchtern und ihren beiden jüngeren Söhnen, dem Prinzen von Joinville und dem Herzog von Aumale. Der leztere, ungefähr 8 Jahre alt, blieb neben seiner erlauchten Mutter stehen. Der jüngste Sohn, der Herzog von Montpensier, der erst 6 Jahre zählt, war allein abwesend. Die Prinzessinnen Töchter trugen einfache weiße Kleider, die Prinzen hellblaue Fracks.

Um halb drei Uhr verkündigten Kanonendonner und die Töne der Musik der Nationalgarde, welche die Marseillaise und la Victoire est à nous spielte, vor allem aber der Freudenruf des Volkes, das Nahen des Herzogs, der zu Pferde ankam, zwischen seinen beiden ältesten Söhnen, den Herzogen von Chartres und von Nemours. Er erscheint im Saale, blos von wenigen Offizieren begleitet. Ihm voraus treten vier Marschälle von Frankreich, Oudinot, Mortier, Macdonald und Molitor. Wiederholter Ruf: Es lebe der Herzog von Orleans! empfängt ihn. Er steigt ernst und langsam die Stufen des Throns hinan und setzt sich auf den Stuhl vor demselben, umgeben von seinen Söhnen, den Marschällen und den provisorischen Ministern. Er bedeckt sich und ladet die Versammlung ein, sich zu setzen. Dann wendet er sich an Herrn Casimir Per-

rier mit den Worten: »Herr Präsident der Deputirtenkammer, lesen Sie gefälligst die Erklärung der Deputirtenkammer.« Nachdem dies geschehen, legt der Präsident die Erklärung in die Hände des Herzogs, der hierauf auch an Herrn v. Pasquier die Worte richtet: »Herr Präsident der Kammer der Pairs, übergeben Sie mir gefälligst die Beitrittsakte der Kammer der Pairs zu der Erklärung der Kammer der Deputirten.« Es geschieht. Nachdem der Herzog sich verneigt und sich dann wieder gesetzt und bedeckt hatte, spricht er zur Versammlung: »Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Mit großer Aufmerksamkeit habe ich die Erklärung der Kammer der Deputirten und die Beitrittsakte der Kammer der Pairs gelesen. Ich habe alle Ausdrücke derselben erwogen und überdacht. Ich nehme ohne Beschränkung oder Vorbehalt die Bestimmungen und Verpflichtungen an, welche diese Erklärung einschließt und den Titel, König der Franzosen, den sie mir überträgt. Ich bin bereit, deren Beobachtung zu beschwören.« Der Herzog erhebt sich mit seinen Söhnen. Das Gleiche thun alle Pairs und Deputirten. Hr. Dupont de l'Eure, die Funktionen als Siegelbewahrer erfüllend, legt die Eidesformel in die Hand des Herzogs, der das Haupt entblößt und unter tiefster Stille, mit fester Stimme und erhobener Hand die Worte des Eides spricht: »In Gegenwart Gottes schwöre ich, die constitutionelle Charte mit den in der Erklärung ausgedrückten Modifikationen getreulich zu beobachten; nur durch die Gesetze und nach den Gesetzen zu regieren; gutes und genaues Recht zu sprechen, jedem, wie ihm gebührt; und in allen Dingen nichts vor Augen zu haben, als das Interesse,

das Wohl und den Ruhm des französischen Volks.« Da ertönt von allen Seiten der Ruf! »Es lebe der König! Es lebe Philipp! es lebe der König der Franzosen!« Die Marschälle von Frankreich ergreifen die königlichen Attribute und überreichen sie Seiner Majestät. Der Herzog von Tarent bietet die Krone dar, der Herzog von Reggio den Scepter, der Herzog von Treviso das Schwert, der Marschall Molitor die Hand der Gerechtigkeit. Herr Dupont de l'Eure übergibt dem Könige eine Feder, der sie ergreift und unterzeichnet. Neues Lebehoch. Nun wird der Sessel, auf dem bisher der Herzog von Orleans saß, weggenommen und der Herzog besteigt als König Ludwig Philipp I. den Thron, setzt und bedeckt sich und spricht, abermals zur Versammlung sich wendend, mit ernster aber bewegter Stimme: »Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirten! Ich habe so eben einen großen Akt vollendet. Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, die er mir auflegt; ich trage das Bewußtseyn in mir, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Überzeugung habe ich den Vereinigungs-Vertrag angenommen, der mir vorgelegt war. Ich hätte lebhaft gewünscht, nie den Thron einzunehmen, auf den so eben der Nationalwunsch mich berief; aber das in seinen Freiheiten angegriffene Frankreich sah die öffentliche Ordnung in Gefahr; die Verletzung der Charte hatte Alles erschüttert; die Thätigkeit der Gesetze mußte wieder hergestellt werden und den Kammern stand es zu, dafür Vorsorge zu treffen. Sie thaten es, meine Herren; die weisen Modifikationen, die wir so eben in der Charte vornahmen, verbürgen die Sicherheit der Zukunft,

und Frankreich, ich hoffe es, wird glücklich im Innern, geachtet nach aussen seyn und der Frieden Europas mehr und mehr befestigt werden!«

Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution.

Abdankungs-Urkunde Carl X. und des Dauphin, Herzogs von Angouleme.

Am 2. August Nachts 11 Uhr, erhielt der Herzog von Orleans nachstehende Abdankungsurkunde des Königs Carl X. und des Dauphins, welche auf Befehl desselben in dem Archive der Pairskammer niedergelegt wurde:

Rambouillet, den 2. August 1830.

»Mein Neffe, ich bin zu tief über das Unglück bekümmert, das meine Völker heimsucht, oder sie bedrohen könnte. Ich habe daher den Entschluß gefaßt, die Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, niederzulegen. Der Dauphin, der mit mir gleiche Gesinnungen hegt, verzichtet ebenfalls auf seine Rechte zu Gunsten seines Neffen. Sie werden also als General-Lieutenant des Königreichs die Gelangung Heinrichs V. zur Krone ausrufen lassen. Zudem werden Sie alle Ihnen zustehenden Anordnungen treffen, um die Form der Regierung, während der Minderjährigkeit des neuen Königs zu regeln. Hier beschränke ich mich darauf, diese Gesinnungen zu eröffnen,

als ein Mittel noch vieles Unglück zu vermeiden. Sie werden meine Absichten dem diplomatischen Corps mittheilen, und mir so schnell wie möglich die Proklamation zusenden, durch welche mein Enkel als König unter dem Namen Heinrich V. anerkannt wird. Den Generallieutenant von Foissac-Latour beauftrage ich, Ihnen dieses Schreiben zu überbringen. Auch ist ihm befohlen, sich mit Ihnen über die Maßregeln zu Gunsten der Personen, die mich begleitet haben, so wie über die zweckmäßigen Anordnungen in Betreff meiner und meiner übrigen Familie zu verständigen. Wir werden alsdann die andern Maßregeln anordnen, die die Folge der Regierungsveränderung seyn werden.«

»Ich erneuere Ihnen, mein Neffe, die Versicherung der Gesinnungen, mit denen ich bin Ihr wohlgeneigter Vetter.

Karl. — Ludwig Anton.«

Drei Tage eines Bürgers von Paris.

Am 27sten Juli Abends um 7 Uhr verließ ich mit dem jüngsten meiner Commis mein Haus. Wir waren unbewaffnet, wir wollten blos sehen, nicht handeln, da wir nicht glaubten, daß die Sachen bereits so weit gediehen seyen. Wir durchliefen die Straßen de la Verrerie, des Lombard und de la Ferronnerie. Die Laden waren bereits geschlossen oder man schloß sie eben. Eine ungeheuere Menschenmenge wog in den Straßen hin und her. Am Eingange der Halle wurde die Masse durch einen Gend'armerie-Posten aufgehalten, der entschlossen schien, bei der geringsten Bewegung Feuer

zu geben. Die Menge hatte Halt gemacht, Niemand wagte weiter zu gehen: die Röthe stieg mir ins Gesicht, es trieb mich unwiderstehlich vorwärts. Mit fester Haltung ging ich ihre Reihen entlang vorüber. Sie hatten ihre Gewehre angelegt, aber sie schossen nicht. Mein Commis folgte mir. Wir gelangten durch die Straße Cordonnerie in die Straße Saint-Honore. In der Straße Prouvaires hörten wir ein starkes Gewehrfeuer. »Frisch,« rief ich meinem jungen Gefährten zu, wir können nicht zugeben, daß man unsere Brüder auf solche Art mordet!« Wir setzen uns in Lauf. In der Straße Arbre-Sec stoßen wir auf einen tumultuarischen Haufen, aus dessen Mitte heftiges Geschrei ertönt. Wir nähern uns, es sind zwei Verwundete, die man wegträgt.

Mein junger Gefährte, für mein Leben fürchtend, will mich hindern, weiter zu gehen; aber aufgeregt, wie ich bereits war, drang ich immer vorwärts. Er verließ mich nicht. Wir kommen an der Barriere des Sergeants an. Bei der Straße du Coq war eine Abtheilung Linientruppen aufgestellt. Ich war der Meinung, daß diese Abtheilung es sey, welche Feuer gegeben und die beiden verwundet habe. Ich trete auf den Hauptmann zu, der die Abtheilung befehligt. Es war ein alter Schnurrbart. « Schämen Sie sich nicht,« rede ich ihn mit Heftigkeit an, »Sie, ein Offizier der alten Armee, auf unbewaffnete Bürger schießen zu lassen?« — »Sie irren sich, mein Herr,« erwiedert er von Schmerz durchdrungen, »es waren Gendarmen. Ich werde niemals auf Franzosen feuern lassen.«

Im nämlichen Augenblicke kam eine Abtheilung Gendarmerie zu Pferd, vom Platze des Palais-Royal her, in gestrecktem Galopp mit bloßem Säbel gegen uns angeritten. Ich war durch die Leiden und das Geschrei meiner Mitbürger und durch das Blut, das ich hatte fließen sehen, so aufgeregt, daß ich störrisch mitten in der Straße stund. Es war vielleicht um uns geschehen, wenn nicht die Abtheilung plötzlich in die Straße Croix-des-Petits-Jean eingelenkt hätte.

In der Verwirrung dieses Augenblickes hatte sich mein Gefährte von mir verloren. Ich verfolgte allein meinen Weg gegen das Palais-Royal. Der Platz war voll von Reiterei. Man konnte nur schwer passiren, aber doch passirte man. Ich nahm meine Richtung nach der Straße Saint-Honore, durch die ich in die Straße der Pyramiden gelangte. Überall Truppenabtheilungen, überall Bürgerhaufen! Einige Handwerksleute waren mit Prügeln bewaffnet, traten kühn den Truppen gegenüber und schrien aus vollem Halse: Es lebe die Charte! Man rief: Es leben die Linientruppen! während man die Gendarmen mit Steinen begrüßte.

Es war jetzt ungefähr acht Uhr Abends. Bei der Pyramiden-Straße hatte sich ein Bürgerhaufe gebildet, in welchem hitzig und fruchtlos debattirt wurde. Man bezeichnete uns in unserer Gruppe einen verdächtigen Menschen. »Zum Henker!« rief ich laut aus; »soll man sich um einen Polizeispion kümmern, wenn man die Gewehre der Soldaten nicht fürchtet!« Die Menge jauchzte mir Beifall. Sie schien viele Leute zu zählen, die, gleich mir, zum äußersten entschlossen waren. Ein Hauptmann der Linientruppen näherte sich unserer Gruppe und

bat uns, nicht länger hier stehen zu bleiben. Aus seinem verlegenen und niedergeschlagenen Wesen ging hervor, daß er wider sein inneres Gefühl handelte. »Capitain,« sagte ich zu ihm, »wenn wir hier nicht an unserem Platze sind, so sind Sie, wie ich glaube, auch nicht an dem Ihrigen.« Er erwiederte nichts und ich entfernte mich.

Ich stieß auf einen Notar von meiner Bekanntschaft. Alle dem Palais-Royal nahe gelegenen Straßen waren durch die Truppen eingeschlossen. Wir gelangten über den Marktplatz der Jakobiner auf den Boulevard. Hier waren weniger Läden geschlossen, weniger Gährung herrschte. Wir lenkten in die Straße Poissonniere ein. In allen Straßen, durch die wir kamen, bis zum Siegesplatze, fingen die Handwerksleute an, sich bei den Waffenschmieden mit Waffen zu versehen. Man gab sie ihnen gerne und freiwillig ab.

Auf dem Siegesplatze war bereits Blut geflossen. Ein armes Weib, das friedlich vorüberging, wurde von zwei Kugeln getroffen. Es waren Gendarmen, die geschossen hatten. Die allgemeine Entrüstung stieg; alles deutete auf einen furchtbaren Ausbruch am folgenden Tage. Wir kamen beim Palais-Royal an. Der Garten war geschlossen, die Gallerien fast gänzlich verlassen. In dem Brunnenhofe, wo mein Freund von mir Abschied nahm, schlug ein Haufe im Angesicht einer Gendarmerie-Abtheilung die Laternen zusammen. Die Gendarmen zeigten bereits Furcht. Der Branntwein schien ihren Muth aufrecht zu erhalten. Sie ließen sich durch Mädchen, die in ihren Reihen auf und abgingen, fleißig einschenken.

Ich mischte mich unter die Gruppen, die größtentheils aus Handwerkern bestunden. Aus ihren Äußerungen entnahm ich, daß man für den folgengenden Tag auf die Mitwirkung der ganzen arbeitenden Classe der Hauptstadt, mit geringer Ausnahme, und auf die Unthätigkeit der Linientruppen rechnen dürfe.

Wir begannen in der Straße Saint-Honore eine Verrammlung zu errichten. Es war Nachts 11 Uhr. Eine Abtheilung Linientruppen zog vorüber. Wir empfingen sie unter dem tausendfach wiederholten Rufe: Es lebe die Charte! Es lebe das fünfzehnte Regiment! Wir mischten uns in ihre Reihen; drückten Soldaten und Offizieren die Hand. Aus ihrem Benehmen schien hervorzugehen, daß die Linientruppen nicht Feuer geben würden. Diese Überzeugung erfrischte unseren Muth und wir griffen sogleich den Gendarmerie-Posten an der Fruchthalle an. Einige von uns hatten Flinten. Sobald uns die Gendarmen erblickten, zogen sie sich in ihr Wachthaus zurück und feuerten aus dessen Öffnungen. Wer von uns mit Schießgewehr bewaffnet war, erwiederte das Feuer. Wie es weiter ging, weiß ich nicht. Ich war zur Rolle eines müßigen Zuschauers verurtheilt, da ich keine Waffen hatte. Dieser Unthätigkeit überdrüssig, ging ich nach Hause, mit dem Vorsatz, am folgenden Morgen anders aufzutreten. Ich war erschöpft und legte mich zur Ruhe.

Am andern Morgen stund ich mit Tagesanbruch auf, hing einen Säbel um, steckte zwei Pistolen und einen Dolch in meinen Gürtel und bedeckte den Kopf mit einer blauen griechischen Mütze. So ausgerüstet sah ich nicht übel einem Parthei-

führer gleich. Ich war entschlossen, mich an die Spitze der Handwerker zu stellen und glaubte, ihnen durch meinen Aufzug Vertrauen einzuflößen.

Mein erster Gang war auf das Gemeindehaus. Die Gendarmen hatten es bereits geräumt. Bürgerhaufen stürzten hinein, suchten nach Waffen, läuteten die Sturmglocke. Ein brennender Eifer trieb mich, ich rannte von Straße zu Straße. Überall rief ich mich lauter Stimme: »Zu den Waffen, zu den Waffen, Bürger! Reißt die Straßen auf, verrammelt euch, tragt Steine in eure Zimmer!« Die Wirkung war wunderbar. Hunderte von Stimmen wiederholten den nämlichen Ruf, tausende legten Hand ans Werk.

Ich stieß auf einen Haufen Handwerksleute, die zum Theil bewaffnet, zum Theil ohne Waffen waren. Ich setze mich an ihre Spitze. Einen Tambour voran, durchziehen wir die Straßen. Alles ist überall in voller Bewegung. Das Pflaster wird aufgerissen, Steine, Ziegel und Wurfmaterial aller Art in die Häuser geschafft.

Die königliche Garde hatte das Gemeindehaus wieder genommen. Wir waren zu schwach, sie anzugreifen und beschossen sie aus allen Straßenecken und Winkeln. Nach zwölf Uhr verbreitete sich das Gerücht, daß Cürassiere und Linientruppen in die Straße Sanct-Anton einrücken würden. Ich legte mich mit einem Dutzend meiner Gefährten in der Straße Jouy in Hinterhalt. Als die Cürassiere an diesem Punkte anlangten, waren sie bereits halb besiegt. Die ganze Antonsstraße entlang regnete es von allen Seiten Steine und Ziegel auf sie. Sie bückten sich auf ihren Pferden und wußten

nimmer, wie sie diesem unaufhörlichen Hagel ausweichen sollten. Jezt trete ich kek hinzu, faße meinen Mann und mein Schuß wirft ihn vom Pferde, es war ein Lieutenant. Im nämlichen Augenblicke schoß ein junger Handwerker von 17 Jahren, dem ich eine meiner Pistolen geliehen hatte, einen Cürassier vom Pferde. Die Cürassiere zogen sich aus der Straße zurück. Wir hatten keinen Mann verloren. Mich traf ein Stein, der für die Truppen bestimmt gewesen war; er warf mich beinahe zu Boden; doch spürte ich keine Folgen von dem Wurf. Dieser erste Zug meines Muthes hob mich in den Augen meiner Gefährten. Ich erlangte ein gewisses Ansehen und benützte es dazu, das Straßenpflaster aufreißen, die Steine in die Häuser schaffen und Verrammelungen errichten zu lassen. Niemand war von dieser Arbeit ausgenommen. Jeder mußte Hand ans Werk legen. Ich stellte an beiden Enden der Straße Posten auf. Jedermann wurde hereingelassen, hinaus Niemand. So war das Werk in kurzer Zeit vollendet. Die Steine wurden bis in die obersten Stockwerke hinaufgeschafft und am Eingang jedes Zimmers niedergelegt. Bei einem der darauf folgenden Angriffe thaten sie treffliche Dienste.

Plötzlich tönte der Ruf: Zu den Waffen! Zu den Waffen! Eine Abtheilung des dritten Garderegimentes rückte im Sturmschritt heran. Sie war bereits bis zur Seitenstraße Fourcy vorgedrungen, von allen Seiten wurde sie mit einem Hagel von Kugeln und Steinen empfangen. Ihr Marsch schwankte, sie machte Halt. »Vorwärts, Kameraden! sie sind unser,« rufe ich begeistert aus und springe über die Verrammelung weg. Ein

großer

großer starker Mann in blauem Fuhrmannshemd, ein alter Soldat, folgte mir auf dem Fuße. Zwanzig andere ahmen unser Beispiel nach. Wir gehen, mit der Pistole in der Hand, gerade auf die Abtheilung los. Unsere Kühnheit schreckte sie, sie setzten das Gewehr bei Fuß, wir mischen uns in ihre Reihen, drücken ihnen die Hände und Alles läßt sich bestens an. In diesem Augenblicke aber rückte das ganze Regiment an, dessen Vorhut diese Abtheilung gebildet hatte. Meine Gefährten eilen hinter die Verrammlung zurück. Ein unwiderstehlicher Eifer treibt mich vorwärts. Ich gehe gerade auf den Bataillonschef zu. »Um Gotteswillen, Comandant,« rede ich ihn an, »lassen Sie Halt machen. Wir können großes Unglück verhüten.« — »Das ist Niemand lieber, als mir,« erwiederte er, »kommen Sie als Parlamentair?« — »Nein, ich habe von Niemand Auftrag; ich wollte blos das Blutvergießen hindern.« — »Niemand kann dies eifriger wünschen, als ich; ich will das Feuer einstellen, aber lassen Sie uns durchpassiren.« — »Wenn ich es auch wollte, ich könnte es nicht. Niemand würde mir Folge leisten. Blicken Sie um sich, alle Einwohner sind gegen Sie.« — »Welche Lage! Lieber Herr, mein Leben gäbe ich darum, wenn ich nicht hier wäre,« rief der Offizier in Verzweiflung aus und drückte mir krampfhaft die Hand. Zugleich wendete er sich gegen seine Soldaten und befahl ihnen das Feuer einzustellen.

Zum Unglück fielen in diesem Augenblicke zwei Soldaten, von den Kugeln durchbohrt. Ihre Cameraden werfen sich wüthend auf mich und wollen mich ermorden. Der Bataillonschef deckt mich mit

seinem Körper. Ihm danke ich mein Leben. Mit Stimme und Gebehrde gebietet er die Einstellung des Feuers. Seine Bemühungen sind vergeblich. Es entbrennt von allen Seiten mit neuer Heftigkeit. Eine Kugel der Bürger trifft den edeln Mann, während er noch mit mir redet, von hinten, fährt ihm durch den Hals und streckt ihn todt zu meinen Füßen nieder. Entsetzt eile ich weg und klopfe an die erste beste Thüre. Der Besitzer des Hauses hatte Muth genug, mir zu öffnen. Es war der Doktor Tallard. Ohne diesen edelmüthigen Bürger wäre ich wahrscheinlich nicht mehr, denn ich befand mich zwischen zwei Feuern, und wäre ohne Zweifel durch eine Kugel getroffen oder durch Pflastersteine zerschmettert worden, ehe ich die Verrammelung wieder gewinnen konnte.

Das Gefecht dauerte über eine Stunde. Die Truppen wurden zum Weichen gebracht, nachdem sie viele Leute verloren hatten. Die Bürger hoben die verwundeten Soldaten auf und trugen sie in die Häuser, wo sie verbunden wurden. Einige Soldaten hatten sich in offene Häuser geflüchtet. Die Bürger wollten sie in der ersten Wuth umbringen, ließen sich jedoch besänftigen. Man nahm ihnen ihre Waffen ab und führte sie gefangen auf die Mairie. Für heute war hier das Gefecht beendigt. Ich blieb jedoch den Abend und einen Theil der Nacht fortwährend auf den Beinen, theils um die Vertheidigungsmittel zu organisiren, theils um die bewaffneten Handwerker, in denen man einen Geist der Unzufriedenheit angefacht hatte, in der Ordnung zu halten.

Am Morgen des 29. begab ich mich auf die Mairie. Man sprach bereits von einer provisorischen

Regierung, vom General Lafayette, vom General Gérard ꝛc. ꝛc. Wir beschlossen, eine Deputation an die provisorische Regierung abzusenden. Ich setze mich an die Spitze einer Abtheilung und marschire mit ihr auf das Gemeindehaus. Wir zogen unter Trommelschlag in guter Ordnung. Auf dem Gemeindehaus angekommen, fanden wir keine provisorische Regierung. Sie sey noch nicht eingesetzt, hieß es, aber man erwarte sie jeden Augenblick. Man versicherte uns, daß wir im Kloster Petits-Peres die Generale Lafayette und Gerard finden würden. Wir marschirten dahin ab. Unser Haufe vergrößerte sich im Marsch. Wir wurden überall auf dem Wege mit Jauchzen empfangen. Einer aus unserer Mitte, mit einer Stentorsstimme begabt, rief den Umstehenden zu: »Wir ziehen zur provisorischen Regierung.« Das Wort »provisorische Regierung« hatte einen magischen Einfluß auf die Gemüther. Wir verbreiteten den Glauben daran und wußten selbst noch nicht, ob und wo sie war. Wir kamen im Kloster der Petits-Peres an, kein General Lafayette, kein General Gerard! Wir fanden blos ein Individuum vor, das sich Adjutant des Generals Dubourg nannte und uns ganz ausser Athem ankündigte, daß sein General sich auf dem Gemeindehaus einfinden und an die Spitze der Bewegung setzen werde. Dies war nicht die provisorische Regierung, die ich suchte. Man sagte mir, daß sie auf der Börse zu finden sey; ich begab mich allein dahin. Dort sagte man, die provisorische Regierung sey auf dem Gemeindehaus, von wo ich eben kam. Andere versicherten mich, ich werde sie

in der Straße Saint-Honore, wieder andere, in der Vorstadt Saint-Germain finden. Ich suchte sie überall und fand sie nirgends.

Es war eilf Uhr Mittags; ich hatte noch nichts genossen. Ich gieng in das Haus eines guten Freundes und nahm einige Nahrung zu mir. Man gab mir Proklamationen, die eben erschienen waren. Ich eilte damit auf die Straße, theilte sie aus, las sie laut vor, fügte ihnen einige patriotische Worte bei. Mein entschlossenes Wesen, meine feierliche Sprache schienen etwas Anziehendes zu haben. Man drängte sich um mich, man hörte mir gierig zu und die Scene endigte sich jedesmal durch einen lebhaften Beifallruf.

Jezt kehre ich auf das Gemeindehaus zurück. Es war von Nationalgarden und bewaffneten Handwerkern gemeinschaftlich besetzt. Die ersteren versagten mir den Eingang, aber unter den lezteren erkannten mich mehrere an meiner blauen Mütze und riefen laut: »Platz unserem wackeren Hauptmann!« Ich trete in einen großen Saal; in einem Cabinet rechts waren einige Bürger versammelt, die sich zu berathschlagen schienen. Man verweigerte mir den Eingang; ich harrte in Geduld der Dinge, die da kommen sollten. Inzwischen unterhielt ich mich mit den im Saale anwesenden Personen. Ich traf hier unter Anderen den jungen Las-Cases, der am Morgen dieses Tages tapfer gefochten hatte. Plötzlich steckte man auf dem Balkon eine schwarze Fahne aus. Dies schien der erste Akt der geheimen Berathungen im Kabinet rechter Hand zu seyn. Das Volk verstand dieses Zeichen und begrüßte die Fahne mit einem tobenden Rachegeschrei.

Zwischen ein und zwei Uhr kam der General Dubourg an. Er war der erste der Generale, der sich voranstellte. Seine Generallieutenants-Uniform machte einen großen Eindruck auf den Geist des Volkes. Man kündigte den General Lafayette an. Ich glaubte in den Berathungen einiges Schwanken zu bemerken. Der General Dubourg schickte einen Tagesbefehl in die Druckerei, jedoch ohne ihn zu unterzeichnen. Der Drucker brachte ihn zurück und erklärte, daß er ihn ohne die Unterschrift des Generals nicht abdrucken werde. Nun unterzeichnete Dubourg. Gegen drei Uhr vernahmen wir das tausendfach wiederholte Geschrei: Es lebe der General Lafayette! Er traf in Begleitung des Hrn. v. Schoonen auf dem Gemeindehaus ein.

Um fünf Uhr Abends verlangte man plötzlich Freiwillige, um gegen die Tuillerien zu marschiren. (Sie waren schon lange eingenommen). Ich lade meine Pistole und marschire mit. Der Enkel des Generals Lafayette führte uns zu Pferde an. Wir waren mehr als 2,000 Mann stark. Als wir auf dem Punkt eintrafen, fanden wir die Tuillerien eingenommen und alle Zugänge zu denselben frei. Ich weiß nicht, was der Grund dieser überflüssigen Bewegung war.

Wir kehrten zurück. Auf dem Quai de Louvre begegnen wir einer Kalesche, worin drei Personen saßen. Wir begrüßten sie unter dem Ruf: »Es lebe die Charte! Herren und Kutscher schwenken die Hüte und wiederholen den Ruf. — »Wer sind Sie?« — »Pairs von Frankreich, der Herzog von Semonville, der Graf von Argout ꝛc. ꝛc. Wir kommen von Saint-Cloud,« rief uns der Herzog zu. »Alle eure Bitten sind erhört, die Ordon-

nanzen sind zurückgenommen, die Minister entlassen, die Preßfreiheit wieder hergestellt.« Das Volk rief: Es leben die Pairs: Weg mit den Ministern! Vor allem keine Bourbons mehr! Die Abgesandten Carls X. konnten das Schwierige ihrer Mission hieraus leicht erkennen. Sie gelangten nur mit Mühe auf das Gemeindehaus. Es war ein sonderbares Schauspiel, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit je und je das Volk den Wagen, Menschen und Pferde über die Trümmer der Verrammelungen weghob. Vielleicht hatte unsere Bewegung nach den Tuillerien den geheimen Zweck, den Eingang dieser Deputation zu schützen.

Hier endigt dieser Bericht eines Augenzeugen. Was er noch hinzufügt, ist von keinem Interesse für den Ausländer.

Die königliche Garde während der Ereignisse vom 26. Juli bis 5. August 1830.

Niemand wird sich wundern, sagt der Verfasser in dem Eingang, wenn nach einer glücklich durchgeführten Umwälzung der Haufe der Speichellecker, der gestern noch die gefallene Gewalt beräucherte, heute sich an den Triumphwagen des Siegers spannt und diejenigen verkleinert, die er erst noch erhoben hatte. Wenn ephemere Schriftsteller sich der Idee des Tags bemächtigen, um den Vorurtheilen einer so empfänglichen Nation zu dienen, wie die französische ist, so kann man es den

vernünftigen Männern aller Partheien überlassen, diese Meinungen und vergänglichen Schriften ihrem wahren Werthe nach zu würdigen. Wenn aber eine einflußreiche Behörde (die Pariser Municipalcommission), wenn sonst ehrenwerthe Männer sich von der Überspannung des Partheigeistes zu gleichen Ansichten hinreißen lassen, so ist es Zeit, an die öffentliche Meinung zu appelliren. Unter allen Truppen wird die königliche Garde am heftigsten angegriffen. Nicht nur verdammt man ihr politisches Benehmen in allen seinen Theilen, sondern man will ihr sogar den militärischen Muth absprechen. Ihre Mäßigung und Schonung des Volks, ihr Widerwille gegen bürgerlichen Krieg, werden ihr als Feigherzigkeit ausgelegt. In allen Berichten wird sie als zu schmählicher Flucht gezwungen geschildert. Wenn sie dagegen ihre Stellungen gegen einen oft hundertfach überlegenen Feind vertheidigt, so geschieht dies blos, um »sich das barbarische Vergnügen zu machen, auf die Bürger zu schießen.« Wenn sie endlich, den Rückzug des gefallenen Monarchen, dem sie in den Tagen seines Glücks gedient hatte, deckend, gleichwohl vor dem Gedanken des Bürgerkriegs zurückschaudert und am letzten Ende vor einer unklugen Verfolgung weicht, der sie Gleichheit der Zahl, Überlegenheit der Taktik und der Waffen entgegensetzen konnte, so schildert man sie als »schreckenbleich fliehend.«

Wir gehen zu den Thatsachen über: Am 25. Juli bestund die Besatzung von Paris aus folgenden Truppen:

	Bat.	Mann	Schw.	Mann
Königliche Garde.				
Infanterie. 3 Regim. das 1. 3. und 7. der Schweizer	8	3800	—	—
Reiterei. 2 Regim. Lanzenträger und Cüraſſiere	—	—	8	800
Artillerie. 2 Batterien (12 Stücke)		150	—	—
Truppen von der Linie.				
Das 5., 50., 53. und 15 leichte Regiment	11	4400	—	—
Sedentaire Füſſiliere 11 Comp. .	—	1100	—	—
Eliten- u. Municipal-Gendarmen		700	—	600
	19	10150	8	1400

Effektiv-Stand der Garniſon 11550 Mann.

Um aber die Zahl der Truppen, die an den Ereigniſſen der Tage des Julius Theil nehmen konnten, genau zu berechnen, muß man abziehen:

Die Linientruppen, die zu folge ihrer ſeit dem 27. Julius angenommenen Haltung ſich von der Garde trennten	4400	7350 Mann.
Die ſedentären Füſſiliers, die bei der erſten Aufforderung ihre Waffen niederlegten	1100	
Der ordentliche von der Garde zu Paris, Saint-Clond ꝛc. ꝛc. geleiſtete Dienſt	1300	
Von der Gendarmerie gelieferte Poſten, die daſſelbe Schickſal hatten, wie die der Garde, und in ihren Caſernen entwaffnete Gendarmen 5 — 600	550	

blieben also noch am Morgen des 28. disponibel 4200 Mann an Infanterie, Cavallerie nebst 12 Stücken Geschütz.

Die andern Garderegimenter waren folgende:

Infanterie.		Cavallerie.	
Caen	3 Bat.	Compiegne	1 Schw.v.Dep.
Rouen . . .	3 —	Meaux .	6 —
Versailles . .	3 —	Melun .	1 Schw.v.Dep.
Saint-Denis .	2 —	Fontainebleau	6 Schw.
Vincennes mit dem		Corbeil .	6 —
Artillerieregiment	1 —	Versailles	12 —
Orleans . . .	3 —	Sévres .	2 —

Die Leibwachen des Königs zu St. Cloud, Versailles, Saint-Germain und Paris bestanden in 1000 Reitern und 300 Mann Infanterie.

Sämmtliche Garden, mit der Leibwache des Königs, gaben demnach einen effectiven Stand von 19 — 20000 Mann.

Mittlere Summe .	19500	25900 nebst 36 Stücken bespannten Geschützes.
Linientruppen . .	4400	
Sedentaire Füsiliere	700	
Gendarmerie	1300	

Hätte man vierzehn Tage vorher die nöthigen Anstalten getroffen, so konnte man der obigen Zahl die Truppen der Lager von Lüneville und von Saint-Omer beifügen und die überflüssigen Truppen der Besatzungen der nördlichen und östlichen Departements beiziehen. Auf solche Art wäre eine Armee von 36 — 40000 Mann mit fünfzig Stücken Geschütz zusammengebracht worden.

Am 26. Juli erschienen die berüchtigten Ordonnanzen. Sie setzten alle Franzosen ohne Ausnahme der Parthei in Bestürzung. Man nahm seine Zuflucht zur Gewalt, und die bewaffnete Macht war nirgends zusammengezogen. Was vermochte die schwache Besatzung von Paris gegen eine so zahlreiche, so leicht aufzuregende und vielleicht zum Widerstande vorbereitete Volksmasse? In Paris waren 30000 Individuen, die vom Buchhandel, den Druckereien, den Journalen und anderen mechanischen Professionen lebten, mit einem Schlage verabschiedet und hatten mithin die Perspektive der Verdienstlosigkeit und des Mangels, die zur Verzweiflung bringen mußte. Bereits versammelten sich Haufen in den Straßen, tobten, verwünschten die Regierung, schlugen die Laternen zusammen ꝛc. ꝛc. und weder von Seiten der Polizei noch der Militärbehörde war irgend eine Vorsichtsmaaßregel getroffen. Die Fahrlässigkeit ging so weit, daß man in diesem Augenblicke Offizieren den nachgesuchten Urlaub ertheilte.

Als am 27. die öffentlichen Blätter mit Beschlag belegt wurden, stieg die Gährung auf den höchsten Grad. Der Temps, dessen Nummern den Nachforschungen der Polizei zu entgehen wußten, gab die offene, von allen Eigenthümern unterzeichnete Erklärung von sich: »Der Staatsvertrag ist zerrissen, alle Mittel des Widerstandes müssen ergriffen werden.« Wer Paris an diesem Tage gesehen hat, mußte gewahr werden, daß das Volk diese Erklärung in ihrem buchstäblichen Sinne nahm. Ein anderes Journal, das nicht erschien, gab seinen Abonnenten eine kurze Anzeige davon, die sich mit den Worten

schloß: »Der Kampf zwischen Recht und Gewalt kann nicht lange dauern. Bald, wir zweifeln nicht daran, wird man die Nationalfahne wehen sehen.« Und an diesem Tage hatten die Truppen um vier Uhr Abends noch keinen Befehl. Blos einige Regimenter waren von ihren Obristen in die Casernen consiguirt. Um 4½ Uhr endlich erscheint der Befehl, daß sämmtliche Truppen zu den Waffen greifen und sich auf dem Carousselplatze, auf dem Platze Ludwigs XV. und auf den Boulevards aufstellen sollen. Viele Offiziere waren abwesend, weil sie von nichts wußten.

Die Linienregimenter stellten ein mehr oder minder starkes Bataillon, die Garderegimenter zwei Bataillons, jedes sechs Pelotons von sechzehn Gliedern zwei Mann hoch. Die Reiterregimenter stellten jedes zwei Schwadronen, deren jede hundert Mann stark war. Die Artillerie lieferte vier bespannte Stücke.

Die Truppen nahmen folgende Stellungen ein: Hr. v. Polignac ließ sein Hokel durch ein Bataillon der Garde und zwei Kanonen besetzen. Die Lanzenträger patrouillirten auf den umliegenden Boulevards. Drei Gardebataillons stunden auf dem Carousselplatze und auf dem Platze des Palais-Royal, zwei Bataillons mit zwei Stücken auf dem Platze Ludwigs XV. Die Linientruppen hatten den Platz Vendome, die Boulevards Saint-Martin, Saint-Denis und den Elephantenplatz besetzt. Das fünfzehnte leichte Regiment lieferte an diesem Tage blos ein Piquet auf den Platz des Pantheon.

Gegen sechs oder sieben Uhr Abends war die Menge in den Straßen Richelieu und Saint-Honore so sehr angewachsen, daß sie den freien Durchgang

sperrte. Die Gendarmerie von Paris, die gleichfalls unter den Waffen war, suchte vergebens die Circulation wiederherzustellen. Man fürchtete hauptsächlich, daß die Menge in die Läden der Waffenhändler, welche sich in der Gegend des Palais-Royal befinden, eindringen und die Waffen wegnehmen werde. Abtheilungen der Garde wurden aufgeboten, um die Gendarmerie zu unterstützen. Es gelang ihnen nicht ohne Mühe, da sie anfangs von ihren Waffen nicht Gebrauch machen wollten, die genannten Straßen ein wenig zu säubern; bald aber wurden sie mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln angefallen. Eine dieser Abtheilungen, die achtzehn Mann stark und von einem Unterlieutenant befehligt war, wollte durch die Straße des Herzogs von Bordeaux, jetzt Straße des 29. Juli genannt, debouchiren, fand sich aber in der Nähe des Hotel Meurice dergestalt gedrängt, während ein Hagel von Steinen auf sie fiel, daß sie einige Zeit weder vorwärts noch rückwärts konnte. Der Anführer dieser Abtheilung hoffte immer noch die Nothwendigkeit vermeiden zu können, feuern zu müssen, aber ein Flintenschuß, der aus dem königlichen Hotel, Pyramidenstraße und Straße Saint-Honore Nro. 193, fiel, bewog ihn, Feuer geben zu lassen. Herr Fox, ein Verwandter des verstorbenen englischen Ministers dieses Namens, bewohnte dieses Hotel; als die Abtheilung vorüber marschirte griff er nach einer Jagdflinte und gab Feuer durch das Fenster. Auf diesen Schuß machten die Soldaten ein Pelotonfeuer auf das Haus, wodurch Hr. Fox, nebst zwei Bedienten, in seinem Zimmer getödtet wurde. Dies waren die ersten Opfer, welche in dieser neuen Revolution fielen. Eine andere

zahlreiche Abtheilung, Gendarmen und etliche Ordonnanzen der Lanzenträger an der Spitze, rückte unter dem Commando eines Generals aus der Straße Echelle in die Straße Saint-Honore. Diese Straße war mit Menschen vollgepfropft; die einen waren aus dem Palais-Royal zurückgeworfen worden, die andern strebten vorwärts nach dem nämlichen Punkte. Hier stieß man auf die erste Verrammlung; sie bestand blos aus einem umgestürzten Omnibus. Der General ließ die Menge zum Rückzug auffordern; man erwiederte diese Aufforderung mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln. Jezt stieg der General vom Pferde, ließ seine Reiterei durch den Durchgang Delorme abziehen und befahl dem Fußvolk, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Offizier, der das Fußvolk befehligte, ließ seine Truppen in Sektionen vorrücken. Es erfolgte eine zweite und sogar eine dritte Aufforderung; sie wurden beantwortet, wie die erste. Der General passirte selbst die Verrammlung und das erste Pelotonfeuer erfolgte; es wurde blos in die Luft abgeschossen. Die Menge begann sich zurückzuziehen. Die Abtheilung, nachdem sie wieder geladen hatte, rückte langsam, Gewehr in Arm, vor. Jenseits der Kirche Saint-Roch, in der Nähe der Straße Sourdiere, begann der Steinhagel auf's Neue und stärker als je. Ein zweites Feuer erfolgte, abermals in die Luft, aber es hatte nur die Wirkung, die Angreifer zu ermuthigen; ein drittes Feuer, diesmal zum Theil auf die vorrückenden Gruppen gerichtet, verwundete einen Mann aus dem Volke schwer. Seine Kameraden hoben ihn alsbald auf und trugen ihn weg. Es scheint, daß dies der Mann war, der, sterbend oder bereits todt, die Nacht

über durch verschiedene Quartiere der Hauptstadt getragen wurde, um sie zum Aufstand aufzureizen. Nach diesem dritten Feuer verlief sich die Menge ziemlich schnell.

Die Abtheilung vereinigte sich in der Straße Castiglione mit jener, welche durch die Straße des Herzogs von Bordeaux marschirt war, und beide zusammen kehrten durch die Straße Rivoli zu ihrem Corps zurück. Bei der Verrammelung wurde eine Wache zurückgelassen. In der Straße Richelieu hatte eine Compagnie die Circulation wiederhergestellt, und in Kurzem waren die Straßen ziemlich frei. Patrouillen giengen in allen Richtungen ab und wechselten von einer halben Stunde zur andern.

Inzwischen war die Nacht eingebrochen. Ein Theil der Straßenlaternen wurde nicht angezündet, ein anderer konnte nicht angezündet werden, weil sie zertrümmert waren. Fast sämmtliche Straßen befanden sich in einer völligen Dunkelheit. Hiedurch mußte der Kampf nothwendig auf den folgenden Tag verschoben werden.

Fast alle Truppen der Garnison waren an diesem Tage in Bewegung gesetzt worden. Es war augenscheinlich, daß sie am anderen Morgen 60 — 80,000 Individuen, zum Theil bewaffnet, sich gegenüber haben würden. Es befanden sich in Paris 40,000 Gewehre, die der alten Nationalgarde gehörten; die Versuche, die Waffen bei den Waffenschmieden wegzunehmen, waren nicht alle mißlungen, und am folgenden Tage konnten sie erneuert werden; es war leicht, die verschiedenen einzelnen Posten zu entwaffnen; das Arsenal enthielt ebenfalls Waffen und Munition. Die Pulvermühle deux-Moulins war nicht besetzt. Es konnte demnach den Einwoh-

nern von Paris weder an Waffen noch an Munition fehlen. Die Anführer der königlichen Parthei mußten diese Nacht benützen. Es standen mehrere Wege offen, den Ereignissen zuvorzukommen, die sich bereits als sehr ernster Natur zeigten. Es geschah aber nichts, gar nichts. Man machte Vorstellungen, sie wurden nicht gehört. Die Verblendung, die Unfähigkeit, ein unglückseliges Verhängniß siegten.

Um eilf Uhr Nachts erhielten die Truppen Befehl, in ihre Kasernen zurückzukehren. In den Straßen, durch welche sie zogen, herrschte eine Todtenstille. Die große Stadt war schweigend und wie verlassen. Diese anscheinende Ruhe vermehrte noch die Sorglosigkeit des Fürsten Polignac und seiner Rathgeber.

Am 28. Juli erhob sich die Volksmenge von Paris mit den ersten Strahlen der Sonne. Nationalgarden, in Uniform und bewaffnet, erschienen in den Straßen und traten in ihren Vierteln in Reihe und Glied zusammen. Zahlreiche Haufen sammelten sich auf den öffentlichen Plätzen und Straßen; Abtheilungen wurden zu den Waffenschmieden geschickt, die ohne Widerstand ihre Waffen auslieferten. Alle Läden und Thüren wurden geschlossen; die Höflieferanten nahmen ihre Schilde ab; die Menge zertrümmerte alle königlichen Wappen. Eine dreifarbige Fahne, die erste, erschien unter dem Jubelruf des Volkes. Die Entwaffnung der einzelnen Wachtposten, die Einnahme des Arsenals und der Pulvermühle ꝛc. ꝛc. — Alles erfolgte, wie man es Abends zuvor vorhergesagt hatte. Das Volk bemächtigte sich des Gemeindehauses; alles ging ohne Widerstand vor sich und war um die achte Stunde been-

digt, um welche sich die Truppen noch in ihren Casernen befanden.

Morgens um 9 Uhr stellten sich fünf Bataillons der Garde, in sechs Pelotons zu sechzehn Gliedern zwei Mann hoch, (also etwa 220 Mann per Bataillon) auf dem Carousselplatze auf. Zwei Bataillons Schweizer (etwa 800 Mann) besetzten den Platz Ludwigs XV.; drei Schwadronen Lanzenträger und acht Stücke Geschütz (Achtpfünder) schlossen sich an die königl. Garde auf dem Carousselplatze an. Das fünfte, fünfzigste und drei und fünfzigste Linienregiment sollte den Platz Vendome und die Boulevards bis zum Bastilleplatz besetzen und die Communication mit den Garde-Cürassieren in der Cölestiner-Caserne erhalten. Das fünfzehnte leichte Regiment sollte den Platz des Pantheon, den Justizpallast und das Gemeindehaus besetzen. Diese letztere Bewegung sollte schon am frühen Morgen geschehen. Endlich befahl man dem Garderegiment, das zu Saint-Denis und Vincennes stund, alle entbehrliche Mannschaft nach Paris zu senden; es lieferte etwa fünfhundert Mann, die um eilf Uhr auf den elisäischen Feldern eintrafen. Drei Schwadronen Grenadiere zu Pferd waren ebendaselbst von Versailles angekommen. Das Hauptquartier des Marschalls Marmont, der die sämmtlichen Truppen befehligte, war auf dem Carousselplatze.

Um 9¼ Uhr Morgens entsendete der Marschall Marmont einen Offizier mit fünfzehn Mann, um zu erfahren, ob das fünfzehnte leichte Regiment die ihm angewiesenen Stellungen eingenommen habe. Der diesem Offizier ertheilte Auftrag beweist hinlänglich, daß sich der Marschall über die Lage von Paris in völliger Unwissenheit befand, denn diese

schwache

schwache Patrouille wäre unfehlbar aufgehoben worden, wenn nicht das Anrücken des fünfzehnten Regiments sie gesichert hätte. Eine Viertelstunde darauf schien man bereits bessere Notizen zu haben. Ein ganzes Bataillon wurde auf dieser Seite zur Recognoscirung abgeschickt. Es hatte den Auftrag, den Justizpalast so lange besetzt zu halten, bis das fünfzehnte leichte Regiment angekommen seyn würde.

Inzwischen war der Offizier mit seiner Abtheilung von fünfzehn Mann bis zu dem Greveplatz vorgerückt. Er fand ihn mit bewaffneten Bürgern bedeckt und als er sich näherte, um zu parlamentiren, erhielt er eine volle Ladung, durch die einer seiner Leute getödtet, er selbst, nebst vier andern, verwundet wurde. Er zog sich zurück, so gut es gehen wollte. Das Anrücken des fünfzehnten Regiments deckte ihn. Nun kehrte er mit dem Garde-Bataillon auf den Carousselplatz zurück.

Etwa um 10 Uhr erfuhr der Marschall, daß das Gemeindehaus noch nicht besetzt war, und daß das fünfzehnte Regiment keine Bewegung machte, sich dahin zu begeben. Nun traf er folgende Dispositionen: Eine Colonne, aus einem Gardebataillon, einem Zug Lanzenträger und zwei Kanonen bestehend, durch das fünfzehnte leichte Regiment unterstützt, sollte unter dem Befehl eines Generalmajors gegen das Gemeindehaus marschiren. Zwei Gardebataillons mit zwei Kanonen und dreißig Gendarmen sollten den Marktplatz des Innocens besetzen. Von da aus sollte eines dieser Bataillons bis zum Thore von Saint-Denis, das andere bis zum Platze Chatelet vorrücken, dann beide auf den nämlichen Platz zurückkehren und daselbst neue Be-

fehle abwarten. Eine dritte Colonne, aus einem Gardebataillon, zwei Kanonen und drei Schwadronen Reiterei bestehend, sollte durch die Straße Richelieu und über die Boulevards bis zum Antons-Platze marschiren und durch die Antonsstraße gegen das Gemeindehaus zurückkehren, um sich dort mit der ersten Colonne zu vereinigen. Eine vierte Colonne endlich, ein Gardebataillon, zwei Kanonen und zwei Schwadronen Grenadiere enthaltend, sollte von den elisäischen Feldern nach der Magdalenenstraße marschiren, über die Boulevards bis zur Straße Richelieu vorrücken und auf die elysäischen Felder zurückkehren.

Auf solche Weise wagte der Marschall seine sämmtlichen Truppen auf große Entfernungen, ohne daß sie sich gegenseitigen Beistand leisten konnten. Er warf sie in Quartiere der Stadt, welche meist enge Straßen mit ungemein hohen Häusern enthalten, die am meisten bevölkert sind und deren Bevölkerung die beweglichste von ganz Paris ist. Zugleich entblößte er den Louvre, die Tuillerien und die elisäischen Felder, wo während dieser Bewegungen kaum die numerische Stärke eines Bataillons zurückblieb.

Die Colonne, die von den elisäischen Feldern abmarschirte, begann ihre Bewegung etwa um die Mittagsstunde. Als sie in der Königsstraße eintraf, wurde sie von der Magdalenenkirche aus mit einem heftigen Flintenfeuer empfangen. Der General ließ eine Compagnie Voltigeurs vorrücken, welche eine von Balken errichtete Barrikade wegnahm und die Bürger, welche sie besetzt hielten, verjagte. In dieser Stellung blieb die Colonne den ganzen Tag über, ohne daß sich etwas Merkwürdiges ereignete.

Die Colonne, welche durch die Straße Richelieu und über die Boulevards marschirte, stieß daselbst auf eine bedeutende Volksmenge, die sich aber nicht feindselig gegen die Truppen zeigte. Erst am Thore von Saint-Denis fiel ein Flintenschuß auf die Colonnenspitze der Lanzenträger. Der Adjutant dieses Corps fiel schwer verwundet vom Pferde. Der Mensch, der geschossen hatte, verlor sich wieder unter der Menge, welche Raum gab, um die Truppen durchzulassen. Einige Schüsse fielen von dem Triumphbogen herab. Der General ließ eine Abtheilung am Thore von Saint-Denis zurück, um das Bataillon zu erwarten, das durch die Straße Saint-Denis vorrückte und setzte mit den übrigen Truppen seinen Marsch nach dem Bastilleplatz fort. In der Nähe des Thors Saint-Martin wurde er mit einem heftigen Flintenfeuer empfangen; er ließ sofort die Reiterei hinter das Fußvolk rücken, das, nun demaskirt, ein Pelotonfeuer gab. Dies war das erste Feuer dieser Colonne. Die Artillerie schoß ebenfalls zweimal, und die Colonne überschritt die Verrammlung, die man auf dem Boulevard aufzurichten begann. Am Eingang der Antonstraße stieß die Colonne auf eine neue Barrikade. Eine Abtheilung Fußvolk wurde aus derselben durch ein Flintenfeuer empfangen, das mehrere Soldaten und einen Staabsoffizier verwundete. Dieses Feuer schien zum Signal zu dienen, denn zu gleicher Zeit wurden die Truppen aus allen Winkeln der Straße beschossen. Sie erwiederten das Feuer und hielten sich auf diesem Punkte ohne bedeutenden Verlust. Da inzwischen der General in Kenntniß gesetzt wurde, daß man in der Straße Sct. Anton mehrere Barrikaden errichte, so hielt er es theils für schwierig, theils für

nutzlos, seine militärische Promenade fortzusetzen und kehrte über die südlichen Boulevards nach den Tuillerien zurück.

Der General, der den Marktplatz des Innocens besetzen sollte, wurde daselbst durch ein heftiges Feuer empfangen, das zum Theil von den Fenstern ausgieng, aus denen man auch Steine, Geräthschaften ꝛc. warf. Die Truppen erwiederten das Feuer ihrer Gegner und brachten es bald zum Schweigen. Inzwischen aber vermehrte sich von Minute zu Minute die Zahl der bewaffneten Bürger. Um vier Uhr Abends war diese Colonne in einer bedenklichen Lage. Sie konnte nicht vorrücken und auch der Rückzug war schwierig. Es begann hier ein mörderisches Gefecht, ihre Communikation mit den Tuillerien war abgeschnitten, denn während des Treffens hatten sich in ihrem Rücken Verrammelungen erhoben und bewaffnete Haufen gebildet. In dieser kritischen Lage erbot sich der Adjutant des Generals, dem Marschall Nachricht zu überbringen. Er schnitt sich den Schnurrbart ab, zog bürgerliche Kleidung an und gelangte glücklich in die Tuillerien. Der Marschall, der von andern Seiten ähnliche klägliche Berichte erhalten und nach allen Seiten Verstärkungen abgeschickt hatte, hatte nur noch ein einziges Schweizerbataillon zu seiner Verfügung. Er schickte es sogleich der bedrängten Colonne zu Hülfe, welche nun ihren Rückzug bewerkstelligte. Die Colonne, welche das Gemeindehaus besetzen sollte, vollzog diesen Befehl nicht ohne große Schwierigkeiten. Sie schlug sich den ganzen Tag über mit der stets wachsenden Volksmenge und am Abend war selbst ihr Rückzug schwierig. Sie hatten fünfzig bis 60 Verwundete, welche sie

nicht zurücklassen wollten. Nachts um eilf Uhr brach sie in aller Stille auf und erreichte glücklich den allgemeinen Sammelplatz.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli waren sämmtliche Colonnen wieder in die Tuillerien und deren Umgebungen eingerückt. Ihr Verlust belief sich auf mehr als 300 Todte und Verwundete. Diese Truppen hatten alles geleistet, was Menschen nur immer möglich ist. Seit acht und vierzig Stunden hatten sie keinen Augenblick Ruhe gehabt, seit dem 27. keinen Bissen Brod genossen. Die Hitze war ungewöhnlich; sie stand auf 28 Grad Reaumür. Gleichwohl hatte die Garde ihre militärische Haltung nicht verloren. Man versprach den Soldaten Brod auf den folgenden Morgen; es konnte aber blos der vierte Theil einer Ration ausgetheilt werden, die aus dem gewöhnlichen Bedarf der benachbarten Bäcker entnommen war.

Bei der Rückkehr der Truppen hieß es, und Jedermann glaubte daran, daß der König und die Prinzen am Abend angekommen seyen, als aber der Tag anbrach, sah man die Fahne nicht auf dem Schlosse wehen. Die Soldaten äußerten ihren Verdruß hierüber in ihrer kräftigen Sprache, und selbst die Offiziere konnten die Sorglosigkeit des Hofes nicht begreifen. Der Marschall Marmont besaß das Vertrauen der Truppen nicht. Diejenigen der Soldaten, die ihm noch am geneigtesten waren, fürchteten das Unglück, das sich an alle seine militärischen Unternehmungen knüpfte; die andern mißbilligten seine politischen Handlungen. Diejenigen endlich, die ihn, sey es bei der Armee, bei Hof oder im Privatleben, näher kennen gelernt hatten, gaben zu, daß er Geist und Kenntnisse habe, ohne

jedoch etwas anderes zu seyn, als ein Theorieen-Mann, der weder in den Angelegenheiten des Staats, noch in seinen eigenen, noch im Kriege, in welchem er blos durch seine Niederlagen bekannt war, sich zur Praxis zu erheben vermochte.

Die Stellungen, welche die Truppen bei Tagesanbruch besetzt hielten, waren die nämlichen, welche sie am Morgen zuvor inne hatten, mit Ausnahme der Boulevards bis zur Friedensstraße, welche die Linienregimenter, deren Casernen durch das Volk besetzt worden waren, geräumt hatten. Ein Bataillon hatte die Militärschule besetzt. In der Caserne Babylone befand sich ein Depot von 50 bis 60 Rekruten der Schweizer unter dem Commando des Majors des Regiments. Der weite Umfang des Invalidenhauses war den Veteranen und den Zöglingen der Schule des Generalstabs zur Vertheidigung anvertraut. Das Palais Bourbon war von Linientruppen, der Louvre von zwei Schweizerbataillons, die Bank von hundert Mann der Garde, das Palais-Royal und die Straße Saint-Honore jedes von einem Gardebataillon, die Friedensstraße, der Platz Vendome und die Straße Castiglione von dem fünften und drei und fünfzigsten Linienregiment besetzt. Auf dem Carousselplatze stund ein Schweizerbataillon, das am Abend zuvor von Ruelle angekommen war. In dem Garten der Tuillerien waren das fünfzigste und das fünfzehnte leichte Regiment und drei Bataillons der Garde aufgestellt.

Auf den elisäischen Feldern, in der Königsstraße und auf dem Boulevard der Capuziner stunden zwei Gardebataillons, die am Abend zuvor von Versailles angekommen waren. Durch frisch ange-

kommene Truppen hatte das Corps eine Verstärkung von 1,200 Mann Fußvolk und 500 Pferden erhalten. Was von der Gendarmerie noch übrig war (viele waren den Tag zuvor in ihren Casernen und auf ihren Posten entwaffnet worden), stund auf dem Platze des Palais-Royal oder war dem Generalstab auf dem Platze Vendome beigegeben.

Die Gesammtheit der Truppen belief sich auf eilf Gardebataillons, 3,000 Mann enthaltend, und auf dreizehn Escadrons, die zusammen 1300 Mann stark waren, und auf acht Bataillons oder auf etwa 2400 Mann Linientruppen, auf die man jedoch nicht rechnen konnte; da aber sechshundert Mann von der Garde die Militärschule, die Bank, das Palais-Royal und die Häuser der Straße Saint-Honore besetzt hielten, so waren blos ungefähr 3700 Mann disponibel, auf die man mit Sicherheit zählen durfte.

Fast die ganze Nacht durch hörte man aus dem Innern der Stadt die Sturmglocke ertönen. Die Einwohner vermehrten und vervollkommneten die Verrammlungen; neue Kämpfer fanden sich in den Reihen der Bürger ein und ihre Haufen konnten sich besser bilden, da der größte Theil der Stadt frei war. Zu dieser Stunde hatten sich viele jener Leute, die sich jetzt als die Vertheidiger der Volkssache ausschreien lassen, noch nicht einmal gezeigt, viel weniger an die Spitze gestellt. Sechzig Zöglinge der polytechnischen Schule sprengten die Thüren und vereinigten sich mit dem Volke.

Wenn es einerseits viele Leute gibt, die dafür gelten wollen, mit dem Volke, das doch allein alles gethan hat, gekämpft zu haben, so muß man andererseits ebenfalls gestehen, daß auf der Seite der

Tuillerieen oder des Royalismus blos Offiziere und Soldaten fochten. Wir werden später Gelegenheit finden, die Schlechtigkeit der Höflinge zu Saint-Cloud und Rambouillet in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Die nämlichen Menschen, die sechzehn Jahre zuvor den Kaiser Napoleon zu Fontainebleau verlassen hatten, die nämlichen, welche die Rechte des Volkes mit Füßen traten und stets zu den verderblichen Staatsstreichen anriethen, waren die ersten, die von Saint-Cloud und Rambouillet nach dem Palais-Royal strömten, um der neu entstehenden Macht zu huldigen.

Der Morgen verging unter stetem Manoeuvriren der Truppen. Jetzt stellte man sie hier, dann dort auf. Plätze und Commando wurden jeden Augenblick gewechselt. Die Garde, längst in Brigaden eingetheilt, wurde in diesem unpassenden Augenblicke aufs Neue organisirt, und zwar auf eine so seltsame Weise, daß man Infanterie unter den Befehl von Cavallerie-Offizieren, und umgekehrt, stellte. Bei jeder Bewegung erfolgte eine neue Änderung in den Commandos. Der Generalstab, der sich auf dem Carousselplatz gesetzt hatte, verfügte alle diese Änderungen blos durch mündliche Befehle. Es war den Generalen unmöglich, sich von den Truppen, welche sie zum Commando übernehmen sollten, im Augenblicke anerkennen zu lassen. Die Verwirrung war so hoch gestiegen, daß mehrere Befehlshaber die ihnen zugetheilten Truppen nicht auffinden konnten, weil sie bereits ohne Befehl ihre Stellungen geändert hatten. Während aber dieser sonderbaren Manoeuvres, welche die Unschlüßigkeit des Marschalls Marmont deutlich an den Tag legten, sah man ihn selbst in der

Nähe seiner Wohnung spazieren gehen, als ob er die frische Morgenluft schöpfen wollte, und sofort in das Schloß zurückkehren, ohne mit Jemand gesprochen zu haben.

Die Einwohner von Paris machten am Morgen dieses Tages keinen ernstlichen Angriff auf die Truppen. In der That war auch ein entscheidender Angriff fast unmöglich, denn die Angreifenden konnten sich nirgends decken und mußten durch einen langen offenen Raum vor Stellungen rücken, die nicht durch einen Handstreich genommen werden konnten. Man beschoß sich gegenseitig von der Seite der Kais Malaquais und Voltaire und von der Straße Bac. Diese Gefechte waren bei weitem nicht so lebhaft, als diejenigen des vorigen Tages. Die Rollen hatten gewechselt. Der Tag, der in der Hauptstadt die Gewalt Cals X. endigte, bot im Anfang keinen so entscheidenden Anblick dar.

Um 11½ Uhr etwa fanden Unterhandlungen zwischen dem Volke und dem Offizier der Linientruppen statt, der am Palast Bourbon befehligte; er versprach neutral zu bleiben und stellte seine Truppen in dem einspringenden Winkel am Garten des Prinzen von Conde auf. Auf dieses hin errichtete das Volk Verrammlungen auf dem Platze vor dem Palast, im Winkel der Straße Burgund und an der Straße Bourbon. Plänkler vom Volke stellten sich unter der Säulenreihe der Deputirtenkammer und im Pavillon des Prinzen Conde auf und fingen an, auf die Truppen zu schießen, die auf dem Platze Ludwigs XV. standen. Das fünfzehnte leichte Regiment zog sich, nachdem es nur einen Verwundeten gehabt hatte, aus dem Bereiche des Feuers zurück, und alle Schüsse

der Angreifenden richteten sich nun auf die Truppen der Garde, die in Schlachtordnung auf dem Platze aufgestellt waren. Die Ungleichheiten des Bodens deckten diese Truppen jedoch so ziemlich. Gleichwohl wurde eine Abtheilung Voltigeurs entsendet, welche die Plänkler der Bürger aus ihren Stellungen vertrieben.

Während dieses vorgieng, hatten das fünfte und drei und fünfzigste Regiment, die auf dem Platze Vendome standen, ihre Bajonnette abgeschraubt, den Lauf zur Erde und die Kolben in die Luft gehoben, und sich mit dem Volke vereinigt. Der General Wall, der diese beiden Regimenter befehligte, war während dieser Bewegung verschwunden. Der Marschall wurde sogleich von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt und befahl, daß ein Schweizerbataillon sich an der Straße Castiglione aufstellen solle, um die Lücke auszufüllen. Durch eine sonderbare Verirrung des Geistes ließ er eines der Bataillons aus dem Louvre zu diesem Dienste befehligen, da er doch zwei Gardebataillons unter Hand hatte, welche bei dem Hotel des Seeministeriums standen, wo sie völlig überflüssig waren.

Da der Marschall Marmont endlich einsah, daß er sich nicht länger auf die Linientruppen verlassen könne, hielt er für angemessen, einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Dieser Antrag wurde durch Offiziere des Generalstaabs und Polizeikommissäre auf die verschiedenen Punkte gebracht, welche die Truppen besetzt hielten. Den Generalen und Befehlshabern der Corps wurde aber nichts davon mitgetheilt. Wenn auf der Seite der Königlichen nichts mit Ordnung geschah, so konnte nothwendig

auf der Seite des Volks keine größere Ordnung herrschen. Gleichwohl wurde auf einigen Punkten des Palais-Royal das Feuer eingestellt.

Inzwischen war der Befehl des Marschalls im Louvre angelangt. Der Befehlshaber der Schweizer zog ungeschickter Weise gerade dasjenige seiner beiden Bataillone weg, das die Colonnade und die Fenster des Museums besetzt hielt, und mithin den Zugang in das Innere und die ganze Stellung vertheidigte. Mit dem andern Bataillon blieb er im Hofe des Louvre stehen. Sobald die Pariser sahen, daß nimmer aus den Fenstern des Louvre geschossen wurde, näherten sie sich den Mauern und gelangten bald durch Hinterthüren in das Innere des Gebäudes. Jezt schossen sie aus den Fenstern, die auf den innern Hof gehen, auf das dort aufgestellte Bataillon der Schweizer. Andere eilten in die Gemäldegallerie und gaben von dort Feuer auf den Carousselplatz. Die Kunde von dem Abfall der Linienregimenter, vielleicht auch das Andenken an den 10. August 1792, verbunden mit dem plötzlichen Erscheinen der Pariser über ihren Häuptern, übten großen Einfluß auf die Einbildungskraft der Schweizeroffiziere und Soldaten; sie räumten in Unordnung den Louvre und zogen sich auf die Tuillerien zurück. Nachdem sie auf dem Carousselplatze angekommen waren, stießen sie dort auf ihr drittes Bataillon, das den Vorposten der Pariser auf dieser Seite gegenüber stand. Das Bataillon, das sich durch die Straße des Carroussel zurückzog, wurde von den bewaffneten Bürgern mit Flintenschüssen verfolgt; die Pariser, welche bereits die Fenster des Museums besetzt hatten, feuerten nun auch auf die Lanzenträger, die im Hofe aufgestellt waren. Die-

sem Beispiele folgte man nun von allen Seiten und das Feuer eröffnete sich jezt auch da wieder, wo bisher der Waffenstillstand beobachtet worden war.

Solche Augenblicke, die an sich unbedeutend sind, bestimmen öfters Sieg und Niederlage. Wenn ein Mann von Kopf an der Spitze steht, so weiß er durch eine unvorhergesehene und schnelle Disposition oft das Treffen wieder herzustellen. Aber ein solcher Mann fehlte an diesem Tage! Die Schweizer stürzten zum Triumphbogen hinaus, drängten sich und wurden nur auf einen Augenalick durch die Lanzenträger, die sich durch den nämlichen Paß zurückzogen, wieder zum Stehen gebracht. Nachdem aber der Ausgang wieder frei war, entströmten sie in größter Unordnung durch denselben. Zwei wohl angeführte Pelotons wären hinreichend gewesen, auf diesem Punkt der rückgängigen Bewegung Einhalt zu thun; sie hätten leichtlich die Pariser, die weder zahlreich noch in Ordnung waren, aufhalten können.

Der Marschall, dem diese Flucht unerwartet kam, mußte nun schnell sein Hauptquartier räumen; er ließ darin, wie es heißt, 120,000 Franken zurück und zog sich durch die Straße Rivoli in den Garten der Tuillerien. Zwei Kanonenschüsse von der Wasserterrasse hielten die Verfolger im Zaume und die Bataillons der Schweizer bildeten sich im Garten der Tuillerien auf's Neue. Nachdem die Ordnung wiederhergestellt war, tratt der Marschall den Rückzug nach Saint-Cloud an.

Die Nachricht von dem Abfall des fünften und dreiundfünfzigsten Linienregiments war auf dem Platze Ludwigs XV. angelangt. Als nächste Folge davon zog man die Plänkler aus dem Palais-Bour-

bon zurück, die Truppen nahmen die Gewehre, die in Pyramiden aufgestellt waren, zur Hand und hielten sich auf jedes Ereigniß gefaßt. Es liefen verschiedene Gerüchte in ihren Reihen um: Der Friede mit den Parisern war geschlossen, der Marschall hatte den Befehl niedergelegt, der Dauphin kam an ꝛc. ꝛc. Kurz darauf fuhren mehrere Wagen mit königlicher Bespannung, nebst einem Deckelwagen, über den Platz. Es waren die Minister und der Intendant der Civilliste, die nach Saint-Cloud flohen.

Die ersten Truppen, die aus dem Garten der Tuillerien abmarschirten, nahmen ihre Richtung nach den elisäischen Feldern. Die Truppen, die auf dem Platze Ludwigs XV. aufgestellt waren, folgten derselben Richtung. Die Pariser, welche sich längs den elisäischen Feldern durchgeschlichen hatten, feuerten auf die abziehenden Colonnen, aber eine Compagnie Plänkler, auf der Seite des Gartens aufgestellt, brachte sie zum Schweigen. Die Reiterei gewann die Ebene von Neuilly und stellte sich dort auf. Die Bataillons der Garde, die sich aus der Straße Saint-Honore und der Friedensstraße zurückzogen, bildeten die Nachhut. Das fünfzehnte leichte Regiment und ein Bataillon des fünfzigsten folgten mit der Garde vermischt. Zwei Kanonen und zwei Züge der Garde blieben auf der Höhe der Weingartenstraße stehen, um den Rückzug zu decken. Es ist übrigens leicht begreiflich, daß die Pariser nicht die Mittel besaßen, dem Rückzuge der Truppen ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen. Die Einwohner von Chaillot und Passy wollten die Barrieren streitig machen. Der Obrist des fünfzehnten leichten Regimentes ritt voraus und winkte

mit seinem Schnupftuch, zum Zeichen, daß er mit ihnen sprechen wolle. Man lies ihn ungehindert durch, aber die Spitze seines Regimentes, das nun sorglos folgte, ward durch ein Flintenfeuer begrüßt, das einen Hauptmann tödtete, zwei Offiziere und zehn Soldaten verwundete. Als jedoch ein andrer Theil der aus Paris abziehenden Truppen durch die Straße Longchamp gegen diese Barriere anrückte, mußten sich die Einwohner zurückziehen und den Paß frei geben.

Die abziehenden Truppen vereinigten sich im Gehölze von Boulogne. Hier begegnete ihnen der Dauphin, begleitet von zwei seiner Adjutanten, den Herzogen von Guiche und von Levis.. Die Truppen marschirten auf, um den Prinzen zu empfangen. Man glaubte, daß er nach Paris gehe. Dieser Schritt schien, obwohl sehr spät, doch natürlich. Der Prinz ritt aber nur an der Fronte der Truppen hinab und kehrte dann nach Saint-Cloud zurück. Nach dieser Musterung setzten die Truppen ihren Marsch nach Saint-Cloud fort.

Die Räumung von Paris, die Ankunft der Garde zu Saint-Cloud waren nicht vermögend, den Hof aus seiner Lethargie zu wecken. Nichts geschah, den Lauf der Ereignisse zu hemmen und die erlittene Niederlage wieder gut zu machen. Es war so leicht, die telegraphischen Linien, die mit der Schnelle des Gedankens die Nachricht unerhörter Ereignisse und die Befehle der provisorischen Regierung in die Provinzen trugen, zu unterbrechen; aber es geschah nicht, und Niemand im höheren Bereiche dachte vielleicht daran; die Poststraßen wurden nach allen Seiten frei gelassen, Posten, Kuriere, Reisende passirten ungehindert. Einige wohlpostirte Schwadro-

nen wären hinreichend gewesen, die Verbindung abzuschneiden oder wenigstens zu erschweren. Aber es schien, als sey am Abend des 29. Juli die ganze Aktion der Regierung Carls X. in die Grenzen des Parks von Saint-Cloud eingeschlossen gewesen. Man traf nicht die mindeste Verfügung, man machte nicht den geringsten Versuch, den Eindruck aufzuhalten oder zu mildern, den die Correspondenz aus der Hauptstadt in den Departements hervorbringen mußten. Die Truppen, die man unter der Hand hatte, wurden im Park von Saint-Cloud aufgeschichtet und Befehle gingen ab, die neue Truppen-Corps herbeiriefen. Diese Befehle wurden aufgefangen. Warum und wie? Weil man sie — kaum ist es glaublich! — durch die ordinaire Pariser Post expedirte.

Als die von Allem entblößten und abgematteten Truppen zu Saint-Cloud ankamen, strömten die Hofleute in den Park, um sie zu beschauen. Ihr Anblick erregte im Anfang blos ein dumpfes Staunen. Nachdem aber die Hofleute in sich gegangen waren und die Folgen der Ereignisse klüglich berechnet hatten, nahmen sie ihre Maaßregeln im Stillen. Schon am Abend des 29. Juli waren nicht Wagen genug aufzutreiben, um die Hofleute Carls X. von Saint-Cloud nach Paris überzuführen. Die Vorzimmer des Königs und der Prinzen leerten sich sichtbar. Am folgenden Morgen war der Dienst bei dem Zug des Königs in die Messe höchst unvollständig und wenige Stunden darauf sah man den Hof fast gänzlich verlassen.

Die Truppen aller Waffengattungen lagen vorläufig in der großen Allee des untern Parks. Von da entsendete man sie in verschiedene Stellungen.

Sie erhielten am 30. Juli blos eine Ration Brod und Wein, und beide nicht einmal vollständig. Zugleich kündigte man ihnen an, daß die HHrn. von Semonville, von Vitrolles und der Obrist-Jägermeister Graf Girardin als Bevollmächtigte des Königs nach Paris abgegangen seyen. Der Name des dritten dieser Bevollmächtigten erregte das Gelächter der Truppen und gab Veranlassung zu manchem derben Scherze. Dieser Obristjägermeister war den Soldaten der Garde gar wohl bekannt; sie sahen ihn oft bei den großen Jagden, wo er die Evolutionen der Treiber leitete. Die Soldaten der Garde versahen bisweilen diesen Dienst gegen Bezahlung und hatten dem Grafen Girardin, der zugleich Generallieutenant war, den Zunamen Kaninchen-General gegeben. Noch ein anderer Umstand erregte die Spöttereien und zugleich den Unmuth der Soldaten: Die Parkwächter, getreu der Etikette der Contrealleen und der Gazons, beklagten sich bei den Regiments-Obristen, daß ihre Truppen die grünen Rasen nicht respektirten. Es war allerdings der schicklichste Zeitpunkt, vor allen Dingen an die Gazons des Parks von Saint-Cloud zu denken.

Um sieben Uhr Morgens nahmen die Regimenter der Garde die ihnen angewiesenen Stellungen ein. Drei Bataillons mit drei Kanonen besetzten den untern Theil von Sevres, drei andere das Gehölz von Varenne und die Porzellainmanufaktur; fünf Bataillons blieben zu Saint-Cloud stehen und beobachteten die Straße von Boulogne und Surene; das fünfzigste Linienregiment (nur noch ein Bataillon) kam nach Ville-d'Avray, das fünfte leichte Regiment beobachtete die Straße von Villeneuve. Die

Artillerie

Artillerie fuhr in den großen Alleen zwischen Saint-Cloud und Sevres auf. Das Regiment der Lanzenträger und ein Jägerregiment zu Pferd nahmen Stellung in den Alleen des Parks.

Die beiden Grenadierregimenter zu Pferd, 250 Mann vom Depot des vierten Garderegimentes zu Fuß, eine Batterie und die Trümmer der Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd marschirten unter dem Befehl eines Generallieutenants der Garde gegen Versailles, wo sich bereits zahlreiche Bürgerhaufen gebildet hatten. Als diese Truppen in der Nähe von Versailles ankamen, lagerten sie. Der General kam mit dem Commandanten der Nationalgarde und einem der Adjunkten überein, daß er erst am folgenden Morgen in der Stadt einrücken werde. Mit Anbruch des Tags wurden die Thore geöffnet und die Nationalgarde räumte sämmtliche Posten, mit Ausnahme der Wache am Gemeindehaus. Die Truppen bezogen die Casernen und die Ordnung wurde nicht gestört. Die Nationalgarde und die Bürger trugen fortwährend die dreifarbige Kokarde, welche sie am Tage zuvor aufgesteckt hatten.

Die Stellung von Sevres und Saint-Cloud ist in militärischer Beziehung eine der schlechtesten, die sich denken läßt. Sie besteht aus einer Kette waldiger Höhen, durch welche blos eine einzige Straße läuft, die ein langer Paß von Dörfern, Parks und Gehölzen ist. Die anderen Wege sind keine angemessenen Communicationen für Truppenbewegungen. Das Thal von Sevres würde entweder zum Grab oder zu den caudinischen Gabeln einer Armee, die von hier aus Paris beobachten wollte. Die verbündete Armee hat davon im Jahr 1815 die leidige Erfahrung gemacht. Das französische

Heer debouchirte bereits über Chatillon und Velesy auf Chaville und Viroflai, als Fouché durch seinen Traktat noch zu rchter Zeit Wellingtons militärischen Fehler gut machte.

In politischer Beziehung war diese Stellung nicht besser. Nach Besetzung der beiden Brücken und der Wiedereinnahme der Brücke von Neuilly blieb den königlichen Truppen die Straße von Issy und das Gehölz von Meudon, von wo aus es schwer war, die Communikationen mit der Hauptstadt zu unterbrechen. Es wurde übrigens nicht einmal der Versuch dazu gemacht, denn die Zufuhren zur Hauptstadt passirten ungehindert dicht an den königlichen Truppen vorüber, die an allem Mangel litten. In einem gewöhnlichen Kriege tritt bisweilen entweder durch den Mangel an Umsicht der Armeeverwaltung oder durch ein schnelles Vorrücken oder einen Rückzug Mangel an Lebensmitteln ein. Dann nimmt der Soldat seine Zuflucht zum Marodiren, welches das einzige übrige Mittel ist, sich seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Wenn auch dieses Marodiren von den Befehlshabern möglichst organisirt wird, so ist es dennoch der Manneszucht immer höchst nachtheilig. In der Lage, worin sich die königlichen Truppen befanden, war jedoch dieses Mittel nicht einmal anwendbar, denn die Soldaten hätten es selbst verschmäht, wenn es ihnen auch gestattet worden wäre. Nun verbreiteten sie sich in den Dörfern, um für ihr eigenes Geld Lebensmittel einzukaufen, welche jedoch in den umliegenden Ortschaften bald erschöpft und um keinen Preis mehr zu haben waren. Hieraus entstund Unordnung im Dienste und Verfall der Disciplin. Die Truppen der Garde hatten ihre Caser-

nen in Eile und in verschiedenartigem Anzug, wie für einen augenblicklichen Dienst, verlassen. Da sie nun nimmer in dieselben zurückkamen, so waren sie nicht mit den nöthigen Werkzeugen versehen, um ihre Kleidung und Rüstung zu reinigen und auszubessern. Abgesehen von den Unbequemlichkeiten, die daraus entstunden, hatte die schlechte Haltung der Truppen einen unbestreitbaren moralischen Einfluß sowohl auf sie selbst, als auf das Volk, das sie in diesem Zustande erblickte. In dieser Lage kamen die Truppen in den Stellungen von Saint-Cloud an und Offiziere sowohl als Soldaten, welches im übrigen ihre politischen Meinungen seyn mochten, fanden sich gedemüthigt, daß man durch so ungeschickte und thörichte Maaßregeln die Ehre ihrer Waffen aufs Spiel gesetzt hatte. Die kleine Zahl derjenigen, die als Anhänger der Minister bekannt waren, fiel schon von den ersten Tagen an bis zu einem solchen Grade von Entmuthigung herab, und zeigte sich so kleinmüthig, daß ihre Stellung, ihren Kameraden gegenüber nimmer haltbar war; mehrere entfernten sich sogar selbst vom Corps.

Am 30. Juli zeigte ein Tagsbefehl den Truppen an, daß der König den Dauphin zum Generalissimus ernannt habe. Da die Verbindungen nicht unterbrochen waren, so fanden sich viele Individuen aus Paris ein, theils um ihre Bekannte zu sprechen, theils mit dem geheimen Auftrag, die Truppen zu beobachten und zu gewinnen. Nichts wurde hierin vernachläßigt: Geld, Versprechen der Beförderung und, ein bisweilen noch wirksameres Mittel, Weiber. Bürgerliche Kleidungen waren für die Soldaten bereit, welche sich verführen ließen. Gedruckte und

geschriebene Proclamationen, die Akte des Gemeinderaths von Paris ꝛc. wurden im Lager fast eben so ungehindert colportirt, wie in den Straßen der Hauptstadt. Blos der Eifer einiger Offiziere und Unteroffiziere entfernte etliche der Abgeordneten und machte die andern vorsichtiger; die Generale selbst jedoch empfingen und gaben in dieser Beziehung keinen Befehl. Etliche Desertionen fanden statt, aber nur in geringer Zahl; es waren natürlich, wie das immer geschieht, die schlechtesten Subjekte des Corps, die sich dazu verleiten ließen.

Am Abend des 30. erblickte man im Schlosse von Saint-Cloud lauter schweigsame und düstere Gesichter. Die Etikette fing an in Verfall zu kommen. Trotz der angeblichen Ernennung des Herzogs von Mortemart zeigte sich der Fürst Polignac immer noch in seiner Ministeruniform; seine Brüder, im großen Hofcostüm, ließen ihre Unruhe vor den Offizieren, die den Dienst hatten oder aus Neugierde aus dem Lager gekommen waren, deutlich blicken. Im Übrigen zeigte nichts an, daß der Hof eine Parthei ergriffen habe, wie sie den Umständen gewachsen war. Man wußte, daß sich zu Paris eine provisorische Regierung gebildet hatte, und die Ankunft des Herzogs von Orleans in der Hauptstadt war angekündigt. Man sah nun wohl ein, daß Carl X. seine Dynastie blos durch Abdankung auf dem Throne erhalten könne. Diejenigen, welche noch am meisten hofften, rechneten auf eine Regentschaft mit dem Herzog von Bordeaux. Öffentlich gab man jedoch zu verstehen, daß der Dauphin die Stelle seines Vaters einnehmen werde.

Inzwischen hatte das 50. Regiment, das Ville d'Avray besetzt hielt, seine Waffen in Pyramiden

stehen lassen und zur Vermeidung der Posten der königlichen Garde um Meudon herum den Weg nach Paris eingeschlagen. Mit Ausnahme des Obristen, eines Unterlieutenants und zwölf bis fünfzehn Soldaten, welche die Fahne zu sich nahmen, folgten sämmtliche Offiziere dem Regiment. Man schreibt diesen Abfall dem Einfluß eines Oberfeldwebels zu.

In der Nacht wurde ein Tagsbefehl des Marschalls Marmont bekannt gemacht, worin es hieß, daß alles beendigt, die Ordonnanzen zurückgenommen, die Minister entlassen seyen ꝛc. Da dieser Tagsbefehl des Herzogs von Ragusa weder dem König noch dem Dauphin als Generalissimus vorgelegt worden war, so fand sich der letztere dadurch sehr beleidigt. Dies ist der wahre Grund der Verhaftung des Marschalls, welche man anderen Ursachen beimessen wollte. Die Formen, unter denen der Prinz den Arrest verfügte, waren vielleicht eine Folge des Verdrusses, den er über das Benehmen des Marschalls während der Ereignisse von Paris in sich fühlte.

Am 31. mit Tagesanbruch zog die Hofdienerschaft, von weinenden Weibern und Kindern begleitet, durch den Bivouak der Truppen, um die Brücke von Sevres zu passiren. Diese Leute sagten aus, daß man sie verabschiedet habe, daß der König in der Nacht abgereist sey, daß man nicht wisse, wohin er sich begebe ꝛc. Diese Nachrichten verbreiteten sich wie ein Lauffeuer und machten einen üblen Eindruck auf die Soldaten. Sie beruhigten sich jedoch, als sie erfuhren, daß der Dauphin geblieben sey, und als sie ihn selbst ankommen sahen, um die Stellungen zu besichtigen.

Am Morgen des 31. begannen sich die Höhen, welche Sevres beherschen, mit bewaffneten Volkshaufen zu füllen. Sie schossen auf den Posten der Garde, der die Straße von Issy besetzt hielt. Da man ihnen lange nicht antwortete, so rückten sie näher heran, und ein Soldat dieses Postens wurde verwundet. Jetzt erwiederte der Posten das Feuer, aber bald darauf hörte es von beiden Seiten auf.

Man schickte sich eben zum Rückzug auf Versailles an, als bewaffnete Bürgerhaufen sich an der Brücke von Saint-Cloud zeigten. Der Hauptmann, der den äussersten Posten an der Brücke befehligte, ging mit einem Theile seiner Soldaten zu den Bürgern über. Ein Unteroffizier der Artillerie folgte ihm mit seinen Leuten und einer Kanone. Nun besetzte man die Brücke mit einem ganzen Bataillon und ließ den Parisern sagen, daß die Garde nicht schießen werde, wenn man sie nicht angreife. Sie bewilligten einen Waffenstillstand bis zur Räumung von Saint-Cloud und Sevres, die eben vor sich ging. Hierauf setzten die Bataillons ihre Bewegung fort und rückten durch den Eingang von Breteuil in den Park.

Man hatte ein Bataillon Schweizer und eine Abtheilung Lanzenträger als Nachhut am Gitterthor von Breteuil zurückgelassen. Einige Minuten darauf, als die Garde in den Park eingerückt war, drängte das Volk von Sevres, durch viele Fremde vermehrt, die Schweizer und umwickelte sie. Diese, von allen Seiten umgeben, verloren den Kopf. Ein Theil von ihnen warf die Waffen weg und suchte zu entfliehen. Die Lanzenträger setzten sich in Trab, um ihnen Luft zu machen, und sprengten die Menge auseinander. Aus den Volkshaufen fielen einige

Schüsse und ein Obristlieutenant wurde verwundet. Wenige Schweizer sammelten sich; nur etwa sechzig Mann mit dem Bataillonschef gewannen den Park; die übrigen zerstreuten sich. Die Schweizertruppen waren durch die Flucht aus dem Louvre gänzlich demoralisirt.

Am Abend dieses Tages lagerte die Garde bei Trianon. Hier traf die Dauphine von ihrer Reise zurück im Hoflager ein. Der König reiste noch am nämlichen Tage nach Rambouillet ab; der Dauphin blieb zu Trianon. Er ließ den Soldaten, die beim Pavillon lagerten, alle noch übrigen Vorräthe an Lebensmitteln und Wein austheilen. Dies war jedoch eine geringe Hülfsquelle für 8—10000 Mann. Etliche Corps-Befehlhaber waren so glücklich, zu Versailles für ihre Truppen Lebensmittel kaufen zu können.

Um acht Uhr Abends setzten sich die Truppen gegen Trappes in Marsch. Das fünfte leichte Regiment folgte der Bewegung nicht länger, sondern blieb stehen, um nach Paris umzukehren. Beim Abmarsch der Truppen wurde verlesen; es fehlten viele Leute. Es war keine allgemeine Disposition für den Marsch getroffen; die Truppen wußten nicht welche Stelle sie in den Colonnen einnehmen sollten. Die Brigaden, die Regimenter waren bald vornen, bald hinten, je nach dem Schritte dessen, der sie führte; die Reiterei setzte den Weg für sich fort, überholte die Infanterie, machte Halt, folgte ihr hinten nach und überholte sie abermals. Hieraus entstund große Ermüdung der Soldaten und unbeschreibliche Unordnung in den Reihen. In kurzer Zeit waren alle Corps und alle Waffengattungen unter einander gemischt, bis man endlich um Mit-

ternacht zu Trappes Halt machte und sich in mehreren Linien links und rechts von der Straße lagerte.

Die Unordnung dieses Nachtmarsches, die einzig der Nachlässigkeit des Generalstabs zuzuschreiben ist, entmuthigte die Soldaten noch mehr. Den andern Morgen um eilf Uhr setzte man den Marsch nach Rambouillet fort. Viele Soldaten hatten sich in die umliegenden Dörfer begeben, um Lebensmittel zu kaufen. Als sie zurückkamen, waren die Truppen abmarschirt. Einzelne Soldaten wurden auf der Landstraße von den Bauern niedergemacht. Hier muß man bemerken, daß die Garde durch ihr Benehmen zu solchen Handlungrn der Grausamkeit nicht die mindeste Veranlassung gegeben hatte: das Eigenthum wurde überall heilig gehalten, die Soldaten bezahlten Alles, was man ihnen verkaufen wollte, mit baarem Gelde und oft doppelt und dreifach über dem wahren Werthe. Die ermordeten Soldaten waren keine Schweizer, wie man etwa glauben möchte, sondern Franzosen, und man könnte die Regimenter und Compagnien benennen, zu denen sie gehörten.

In der Nacht vom 1. auf den 2. August verließen drei Regimenter schwerer Reiterei ihre Stellungen und kehrten in ihre alten Garnisonen zurück. Am Morgen des 2. August brach das zweite Grenadierregiment zu Pferd auf, nachdem es zuvor seine Fahne dem König zurückgeschickt hatte. Die leichte Reiterei, obwohl sie mit der schweren Cavallerie vermischt lagerte, rührte sich nicht und blieb bei ihren Fahnen. Dieses verschiedene Benehmen ist schwer zu erklären, da, mit Ausnahme der Leibesgröße, die beiden Waffengattungen aus den

nämlichen Elementen zusammengesetzt waren. Der Abmarsch dieser Reiterei, wovon ein Theil mitten durch den Bivouac der Infanterie zog, mußte natürlich diese letztere in Erstaunen setzen. Der Dauphin kam mit Tagesanbruch nnd ritt an der Fronte der Truppen hinab. Bei der Rückkehr nach Rambouillet begegnete er dem abziehenden Grenadier-Regiment zu Pferd. Es marschirte in Schlachtordnung auf, machte die üblichen Honneurs und setzte dann ruhig seinen Marsch fort.

Am 4. August verließen die letzten Hofleute unter verschiedenen Vorwänden den König und die Prinzen. Diese unglückliche Familie war nur noch von Offizieren und Soldaten umgeben.

Am 3. August bestund das königliche Armee-Corps zu Rambouillet noch aus folgenden Truppen:

20 Gardebataillons	5500 Mann
4 Regimenter leichter Cavallerie	2000 —
königliche Leibwachen . . .	1300 —
	8800 Mann.

Die Artillerie bestund aus 7 bespannten Batterien, im Ganzen 42 Stücke. Diese Truppen waren zwar dem Bürgerkrieg abgeneigt, aber fest entschlossen, die Person des Königs zu vertheidigen, wenn ihr Gefahr drohen sollte.

Unter solchen Umständen kam die Nachricht von dem Anmarsch der Pariser gegen Rambouillet. Das Gerücht hatte ihre Zahl bis auf 80000 Mann vergrößert. Der König fragte einen der Commissäre, welche den Auftrag hatten, ihn zur Abreise nach Cherbourg zu bewegen, ob wirklich 80000 Pariser gegen Rambouillet in Marsch seyen? Dieser erwie-

derte verlegen: »Sire, ich habe sie nicht gezählt, aber es sind ihrer viele.« — »Können Sie Ihr Ehrenwort geben, daß es 80000 sind?« — »Ich habe die Ehre, Euer Majestät zu wiederholen, daß ich sie nicht gezählt habe, aber es sind ihrer viele . . . es könnten wohl 80000 seyn.« In Folge dieser Versicherung soll sich der König entschlossen haben, die Reise nach Cherbourg anzutreten.

Zu Maintenon entließ Carl X. auf Verlangen der Commissäre der Regierung seine Garde. Die Truppen traten unter die Waffen und die königliche Familie fuhr an ihnen vorüber, um Abschied zu nehmen. Carl X. hatte die Augen voll Thränen und konnte kein Wort hervorbringen. Die Prinzessinnen weinten ebenfalls. Die Dauphine sagte wiederholt zu mehreren Staabsoffizieren: »Glauben Sie ja, meine Herren, o glauben Sie ja, daß ich an Allem, was geschehen ist, nicht Schuld bin.« —

So ging also Carl X. mit seiner Familie zum drittenmale in die Verbannung; ein Flüchtling auf dem heimathlichen Boden, der ihm noch vor wenigen Tagen als Könige gehuldigt hatte. Ein warnendes Exempel für Fürsten, die nach unbegrenzter Gewalt streben, und des Volkes Rechte mit Füßen treten! Die Commissäre der Regierung begleiteten ihn bis nach Cherbourg, dem zur Einschiffung bestimmten Orte. Langsam ging die Reise. Wahrscheinlich zählte Carl noch auf den Beistand des Volkes, aber umsonst. Überall, wo der Zug hinkam, wurde er mit Schweigen empfangen; die dreifarbige Fahne wehete überall. So gelangte er endlich am 16. nach Cherbourg, und, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, wendete sich der Zug nach dem großen Hafen, wo zwei amerikanische Schiffe

gemiethet waren, um den König und sein Gefolge nach England überzusetzen.

Hier sagte Carl und seine Familie, dem Vaterlande, das sie so schändlich betrogen hatten und nie wieder sehen sollen, das letzte Lebewohl. Der Hofpomp, das Schmettern der Trompeten, die letzten Grüße einer überflüssigen Garde (noch ohngefähr 800 Mann waren dem Könige bis nach Cherbourg gefolgt), das Schweigen der zahlreichen Zuschauer, alles gab dieser großen Scene einen theatralischen, traurigen Anblick. Sechzig Personen begleiteten die königliche Familie, welche zuerst das Schloß Lulworth in England bezog, und am 16. Oktober sich nach dem Schlosse Holyrood in Schottland begab, wo sie sich seither aufhielt.

Constitutionelle Charte der Franzosen,

wie solche in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 7. August modifizirt und am 9. August 1830 von dem durch die Kammern ernannten König der Franzosen, Ludwig Philipp I., beschworen worden.

Oeffentliches Recht der Franzosen.

*Art. 1. Die Franzosen sind gleich vor dem Gesetze, ohne Unterschied des Titels und Ranges.

«2. Sie tragen ohne Unterschied, nach Verhältniß ihres Vermögens zu den Staatslasten bei.

*3. Sie können ohne Unterschied, zu allen Civil- und Militärstellen gelangen.

*4. Ihre persönliche Freiheit ist gleichmäßig gewährleistet, indem niemand verfolgt oder verhaftet werden kann, außer in den durch das Gesetz bestimmten Fällen und in der Form, welche dasselbe vorschreibt.

*5. Jeder bekennt sich zu seiner Religion mit gleicher Freiheit und erhält für seinen Cultus den gleichen Schutz.

6. Die Diener der katholischen, apostolischen und römischen Religion, zu welcher sich die Mehrzahl der Franzosen bekennt, so wie diejenigen der übrigen christlichen Kirchen, erhalten ihr Einkommen aus dem öffentlichen Schatze.

7. Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, indem sie sich nach den Gesetzen richten. Die Censur kann niemals wieder eingeführt werden.

*8. Alles Eigenthum, ohne Ausnahme der sogenannten Nationalgüter ist unverletzlich, indem das Gesetz keinen dießfälligen Unterschied festsetzt.

*9. Der Staat kann die Aufopferung des Eigenthumes zu Gunsten eines gesetzlich bestimmten öffentlichen Interesses (Staatszweckes) fordern, jedoch nur nach vorheriger Entschädigung.

*10. Jede Nachforschung in Betreff der bis zur Restauration geäußerten und abgegebenen Meinungen sind untersagt. Dieselbe Vergessenheit wird sämmtlichen Gerichtshöfen und Bürgern anbefohlen.

*11. Die Conscription ist abgeschafft. Die Art der Rekrutirung der Land- und Seearmee wird durch ein Gesetz bestimmt.

Regierungsform des Königs.

*12. Die Person des Königs ist unverletzlich und heilig. Seine Minister sind verantwortlich. Dem König allein steht die vollziehende Gewalt zu.

13. Der König ist das Oberhaupt des Staates, er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Frieden, Bündnisse und Handelsverträge, ernennt zu allen Ämtern der öffentlichen Verwaltung und macht die zur Vollziehung der Gesetze nöthigen Reglements und Ordonnanzen, ohne jemals die Gesetze selbst suspendiren oder von deren Vollziehung dispensiren zu können. Niemals können fremde Truppen zum Dienste des Staates zugelassen werden, außer in Folge eines Gesetzes.

14. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich vom König, der Pairs- und Deputirtenkammer ausgeübt.

15. Der Vorschlag der Gesetze kommt dem Könige, der Pairs- und Deputirtenkammer zu. Jedes Auflagengesetz soll jedoch zuerst von der Deputirtenkammer votirt werden.

*16. Jedes Gesetz muß frei berathen und von der Majorität beider Kammern votirt werden.

17. Wenn ein Gesetzvorschlag von einer der drei Gewalten verworfen worden, so kann er in der gleichen Sitzung nicht wieder vorgebracht werden.

*18. Dem König allein steht die Bestätigung und Bekanntmachung der Gesetze zu.

*19. Die Civilliste wird für die ganze Dauer der Regierung durch die erste gesetzgebende Versammlung nach der Thronbesteigung des Königs festgesetzt.

Pairskammer.

*20. Die Kammer der Pairs ist ein wesentlicher Theil der gesetzgebenden Gewalt.

*21. Sie wird durch den König gleichzeitig mit der Deputirtenkammer zusammenberufen. Die Sitzung der einen beginnt und endigt sich gleichzeitig mit der andern.

22. Jede außer der Sitzungszeit der Deputirtenkammer abgehaltene Versammlung der Pairskammer ist gesetzwidrig und rechtlich ungültig, den einzigen Fall ausgenommen, wo sie als Gerichtshof versammelt ist, alsdann aber darf sie keine andere als gerichtliche Funktionen ausüben.

*23 Die Ernennung der Pairs von Frankreich steht dem Könige zu. Ihre Zahl ist unbestimmt, er kann nach Gutfinden über die Pairswürde verfügen, dieselbe lebenslänglich ertheilen oder erblich machen.

*24. Die Pairs haben mit dem 25. Jahre Sitz in der Kammer, berathende Stimme jedoch erst mit dem 30. Jahr.

*25. Präsident der Pairskammer ist der Kanzler von Frankreich und in dessen Abwesenheit ein von dem König dazu ernannter Pair.

26. Die Prinzen vom Geblüte sind Pairs durch das Recht der Geburt, und folgen im Rang unmittelbar dem Präsidenten.

27. Die Sitzungen der Pairskammer sind öffentlich wie diejenigen der Deputirtenkammer.

*28. Die Pairskammer entscheidet über die Verbrechen des Hochverraths und der durch das Gesetz bestimmten Eingriffe in die Sicherheit des Staats.

*29. Kein Pair kann wegen Kriminalvergehen verhaftet werden ohne Vollmacht der Kammer, welcher auch allein der richterliche Entscheid darüber zusteht.

Deputirtenkammer.

*30 Die Deputirtenkammer wird gebildet aus den Deputirten, welche von den Wahlkollegien erwählt worden, deren Organisation durch Gesetze bestimmt wird.

31. Jedes Departement soll die nämliche Anzahl Deputirte haben, die es bisher hatte.

32. Die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt.

33. Kein Deputirter kann in die Kammer aufgenomen werden, wenn er nicht 30 Jahre alt ist, und die übrigen durch das Gesetz bestimmten Erfordernisse erfüllt.

34. Wenn sich jedoch in dem Departement nicht 50 Personen finden sollten, welche das angegebene Alter besitzen und die durch das Gesetz als Bedingung der Wahlfähigkeit festgesetzte Abgabe bezahlen,

so soll deren Zahl durch diejenigen vervollständigt werden, deren Abgaben zwar jene Taxe nicht erreichen, derselben jedoch sich am meisten nähren, und diese können alsdann in Verbindung mit den ersten gewählt werden.

35. Niemand kann Wähler seyn, wenn er nicht 25 Jahre alt ist, und den übrigen gesetzlichen Bedingungen entspricht.

36. Die Präsidenten der Wahlkollegien werden von den Wählern ernannt.

*37. Wenigstens die Hälfte der Deputirten soll aus der Zahl der Wahlfähigen gewählt werden, welche ihren politischen Wohnsitz im Departement haben.

38. Der Präsident der Deputirtenkammer wird von ihr selbst bei Eröffnung jeder Sitzung erwählt.

*39. Die Sitzungen der Kammern sind öffentlich, allein der Wunsch von 5 Mitgliedern ist hinreichend, um dieselbe in ein geheimes Comite zu verwandeln.

40. Die Kammer theilt sich in Büreau, um die Gesetzvorschläge zu berathen.

*41. Ohne Zustimmung beider Kammern und Genehmigung des Königs kann keine Abgabe eingeführt und erhoben werden.

*42. Die Grundsteuer wird nur für 1 Jahr bewilligt, während die indirekten Steuern für mehrere Jahre festgesetzt werden können.

43. Der König beruft die beiden Kammern alle Jahre; er verschiebt sie und kann die Deputirtenkammer auflösen, muß aber in diesem Fall innerhalb des Zeitraums von 3 Monaten eine neue zusammenberufen.

*44.

*44. Während der Sitzung, so wie 6 Wochen vor und nach derselben können gegen kein Mitglied derselben gerichtliche Zwangsmittel angewendet werden.

*45. Kein Mitglied der Kammer kann während der Dauer der Sitzung wegen Kriminalvergehen verfolgt oder verhaftet werden, ausgenommen, wenn es auf frischer That ergriffen worden, und die Kammer dessen Verfolgung gestattet hat.

*46. Jede Bittschrift kann nur schriftlich der einen oder andern Kammer gemacht oder eingereicht werden. Es ist gesetzlich verboten, solche persönlich vor die Schranken zu bringen.

Minister.

*47. Die Minister können Mitglieder der Pairs- und Deputirtenkammer seyn. Sie haben überdieß Zutritt zu den Sitzungen beider Kammern, und müssen gehört werden, wenn sie es verlangen.

*48. Die Deputirtenkammer hat das Recht, die Minister in Anklagestand zu versetzen und sie vor die Pairskammer zu ziehen, welcher allein der richterliche Entscheid zusteht.

Gerichtsordnung.

*49. Alle Gerechtigkeit geht vom König aus. Sie wird in seinem Namen durch die von ihm ernannten und eingesetzten Richter ausgeübt.

*50. Die vom König ernannten Minister können nicht entfernt (abgesetzt) werden.

*51. Die gegenwärtig bestehenden ordentlichen Gerichtshöfe und Gerichte werden beibehalten. Es wird daran nichts geändert, außer in Kraft eines Gesetzes.

*52. Das gegenwärtige Institut der Handelsrichter wird beibehalten.

*53. Die Friedensgerichte werden ebenfalls beibehalten. Die Friedensrichter, obwohl durch den König ernannt, können dennoch entfernt werden.

*54. Niemand kann sich seinen natürlichen Richtern entziehen.

55. Es können daher unter keinem Titel und Namen ausserordentliche Commissionen und Gerichtshöfe errichtet werden.

*56. Die Verhandlungen in Kriminalsachen sind öffentlich, sofern diese Öffentlichkeit die Ordnung und die Sitten nicht gefährdet, was durch ein Urtheil des Gerichtshofes erklärt wird.

*57. Das Institut der Geschwornen-Gerichte wird beibehalten; die Änderungen, welche in Folge längerer Erfahrung als nothwendig erachtet werden sollten, können nur durch ein Gesetz verwirklicht werden.

*58. Die Strafe der Güter-Confiscation ist abgeschaft und kann nie wieder hergestellt werden.

*59. Dem Könige kommt das Recht der Begnadigung und Milderung der Strafen zu.

*60. Der Civilcodex und die zur Zeit bestehenden Gesetze, welche nicht mit der gegenwärtigen Charte im Widerspruche sind, bleiben in Kraft, bis sie auf gesetzlichem Wege abgeschafft sind.

Besondere vom Staate gewährleistete Rechte.

*61. Die im aktiven Dienst stehenden Militärs, die verabschiedeten Offiziere und Soldaten, so wie die pensionirten Wittwen, Offiziere und Soldaten, behalten ihren Grad, ihre Auszeichnungen und Pensionen.

*62. Die Staatsschuld ist garantirt. Jede vom Staate eingegangene Verpflichtung gegen seine Gläubiger ist unverletzlich.

*63. Der alte Adel erhält seine Titel wieder. Der neue behält die seinigen. Der König erhebt nach Belieben in Adelstand, allein er ertheilt den Betreffenden nur den Rang und Ehrentitel, ohne sie von irgend einer Last und Pflicht der Gesellschaft entbinden zu können.

*64. Die Ehrenlegion ist beibehalten. Der König bestimmt die innere Reglements und Ehrenzeichen.

65. Die Colonieen werden durch besondere Gesetze regiert.

66. Der König und seine Nachfolger schwören bei ihrer Thronbesteigung, vor den versammelten Kammern, die konstitutionelle Charte getreu zu beobachten.

67. Die gegenwärtige Charte und alle die Rechte, welche sie verleiht, bleiben dem Patriotismus und Muth der Nationalgarden und aller französischen Bürger anvertraut.

68. Die Nation nimmt ihre Farben wieder an. In Zukunft soll keine andere als die dreifarbige Kokarde getragen werden.

Nachträgliche Verfügungen.

Die Deputirtenkammer erklärt die Nothwendigkeit, nach und nach, und zwar in möglichst kurzer Zeitfrist, durch besondere Gesetze nachstehende Gegenstände zu reguliren:

a) Die Anwendung der Jury auf Preßvergehen.
b) Die Verantwortlichkeit der Minister und der anderen Diener der Gewalt.
c) Die Wiedererwählung der zu besoldeten öffentlichen Ämtern Beförderten.
d) Die jährliche Abstimmung über den Bestand der Armee.
e) Die Organisation der Nationalgarde nebst der Theilnahme der Nationalgarden an der Wahl ihrer Offiziere.
f) Verordnungen, wodurch der Etat der Offiziere aller Grade, sowohl der Land- als See-Armee, auf gesetzlichem Wege festgesetzt wird.
g) Departemental- und Municipal-Einrichtungen, welche auf ein Wahlsystem sich gründen.
h) Der öffentliche Unterricht und die Lehrfreiheit.
i) Die Abschaffung des zweifachen Stimmens und die Feststellung der Wahl- und Wahlfähigkeitsbedingnisse.

Besondere Verfügungen.

Alle unter der Regierung König Carl X. geschehenen Pairsernennungen sind für null und nichtig erklärt.

Der Art. 23 der gegenwärtigen (Art. 27 der alten) Charte wird in der nächstjährigen Sitzung der Deputirtenkammer einer neuen Prüfung unterworfen.

Anmerkungen.

1) Die oben mit * bezeichneten Artikel der alten Charte sind unverändert in die gegenwärtige neue Charte aufgenommen worden.

2) Die 74 Grundartikel der alten Charte sind in der vorliegenden neuen Charte auf 68 Artikel reducirt worden.

Das Jahr 1830.

Darstellung

der merkwürdigsten

politischen Ereignisse

im Jahre 1830.

Zweiter Band.

Kaiserslautern.
Bei Buchdrucker Kohlhepp.

1831.

Unruhen in Deutschland.

Die Ereignisse zu Paris vom 26. Juli und den folgenden Tagen waren vorüber. Die Nationen Europas hatten sie mit der lebendigsten Theilnahme wahrgenommen, und viele deutsche Länder sehnten sich, nach einer, zwar nicht so blutigen, aber doch nach einer friedlichen Umgestaltung ihrer Regierungsform. Sie sehnten sich nach dem, was man ihnen vor 17 Jahren schon versprochen hatte, nämlich nach einer wahrhaft konstitutionellen Regierungsart. Zwar fielen an einigen Orten Exzesse vor, die keinen weitern Zweck hatten, als Bereicherung des Pöbels durch Plünderung der Reichern. Wir wollen zuerst alle Unruhen in unserm deutschen Vaterlande, der Reihe nach, aufzählen, und ihre Resultate bemerken, und dann zu jenem blutigen Aufstande Belgiens übergehen.

Auflauf in Aachen.

Die Stadt Aachen, in Rheinpreussen, war die erste Stadt in Deutschland, in welcher unruhige Bewegungen ausbrachen. Am 30. August zogen betrunkene Fabrikarbeiter nach dem Gefangenenhause, um daselbst die Sträflinge zu befreien. Zwei bedeu-

tende Fabrikwerke wurden zerstört, die Polizei mißhandelt, die Gendarmen entwaffnet. Von den Behörden konnte augenblicklich kein Widerstand geleistet werden, da sich nur eine kleine Truppenabtheilung in der Stadt befand. Das Gefangenhaus wurde förmlich bestürmt; 30 bis 40 kräftige Bürger vertheidigten es gegen die zügellose Rotte. Andere Unruhestifter waren in eine der großen Fabriken eingedrungen. Die herbeieilenden Polizeibeamten wurden von dem Haufen zurückgedrängt und nun zog dieser, nachdem er an den Maschinen der Fabrik einiges zerstört hatte, über den Capizinergraben zum Hause des Hrn. Cockerill. Das ganze Innere dieses Hauses wurde zerstört und geplündert. Auf einen der vorgefundenen Wagen wurde eine Fahne gepflanzt, deren Flagge aus einer Bettgardine bestand. Mit diesem zogen die Meuterer nach dem Gefangenenhause, um dessen Erstürmung zu versuchen. Schon war aber aus rechtlichen Bürgern eine Wache gebildet. Diese zog gegen die Ruhestörer aus und feuerte vor dem Gefangenenhause auf dieselben. Viele der Meuterer fielen, namentlich wurde derjenige, der die Fahne auf dem Wagen schwenkte, und ein Hauptanführer, der eben beschäftigt war, das Gefangenhaus zu erbrechen, auf der Straße erschossen. Die übrigen zerstreuten sich und gegen sechs Uhr war den Excessen ein Ende gemacht. Es erschien darauf folgende Bekanntmachung: »Bei den dringenden, die öffentliche Ruhe, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährdenden Verhältnissen ist es durchaus erforderlich, daß sich alle guten, wahrhaften Bürger dieser Stadt zur Handhabung der gesetzlichen Ordnung vereinigen; es wird nöthig, starke Patrouillen an-

zuordnen und es ergeht in dieser Hinsicht die dringendste Aufforderung an sämmtliche gute Bürger hiesiger Stadt, sich bei dem allgemeinen Sammelplatze auf dem Prinzenhofe heute Abends präcis 8 Uhr einzufinden. Die Oberbürgermeisterei.« Diesem Befehl wurde Folge geleistet. Es fiel weiter kein Exzeß vor und die in der Nacht patrouillirende Bürgerwache verhaftete viele der Meuterer. Die Ruhestörer waren Menschen aus der niedrigsten Volksklasse. Nur wenige Fabrikarbeiter fanden sich dabei; die Übrigen, deren Zahl nicht bestimmt werden kann, die aber höchstens ein paar hundert betrug, waren Bettelvolk, sogenannte Aachner Dummgrafen oder betrügerische Müßiggänger, Karrenschieber, Thürsteher ꝛc. Der Schaden, den sie indeß angerichtet haben, war ziemlich bedeutend; der in der Wohnung des Hrn. Cockerill angerichtete Schaden wird auf 50 bis 80,000 Thaler geschätzt. Auch wurden, ausser sechs bis acht getödteten Meuterern, zwei unschuldige Menschen erschossen. Die gestohlenen Sachen wurden bei hellem Tage in die Wohnungen der Diebe getragen. Ein Knabe, der höchstens vierzehn Jahre alt war, hatte die Hände und Taschen voll Silberzeug. Als ihn ein rechtlicher Mann anrief und zur Rede stellte, hatte er die Frechheit, mit einem Messer nach ihm zu stechen. Die gestohlenen Gegenstände wurden gleichwohl größtentheils wieder eingebracht.

Unruhe in Hamburg.

Zu Hamburg sammelte sich am 30. August ein Haufen junger Leute, meistens Müßigänger, in dem Pavillon im Jungfernstieg an der Alster,

fiel ohne die geringste Veranlassung über die dort anwesenden Juden her und verjagte sie unter Geschrei und Mißhandlungen. Hierauf zogen die Ruhestörer mit Musik, welche die Marseiller-Hymne spielen mußte, nach dem nahen schönen Gasthofe Belvedere bei Marsily, wo sich aber zufällig gar keine Juden befanden. Am Abend des ersten September wurden in dem ganz mit Menschen erfüllten Jungfernstieg mehrere Leute durch die Polizeibedienten verhaftet und zum Theil ins Stadthaus, zum Theil auf die Hauptwache des Bürgermilitärs abgeführt. Ein Haufe Volks wollte sie befreien. Da trat die Wache ins Gewehr; der kommandirende Hauptmann ließ den Generalmarsch schlagen und seine Leute das Bajonet fällen, wodurch weitere Excesse verhütet wurden. Am 2. September wurden Zettel in die Häuser vertheilt, worauf mit rother Dinte die Worte geschrieben waren: »Nieder mit den Juden! Nieder mit Rautenberg! (einem hyper-orthodoxen Prediger in Sct. Georg.) Nieder mit der Accise! aux armes!« Abends versammelten sich gegen 6 — 7000 Menschen aus allen Ständen in der Gegend des Jungfernsteigs; einige Gruppen blieben am Stadthause gaffend stehen. (Es war eine Mondsfinsterniß zu sehen.) Plötzlich sprengten aus dem breiten Eingange dieses Gebäudes Uhlanen der Garnison zwischen die Menschen, die keinen Unfug verübten, und fuchtelten einige mit der Säbelklinge. Darüber aufgebracht, beklagte sich eine Anzahl geachteter Männer bei dem Polizeidirektor, der sofort auch den Uhlanen den Befehl gab, ihre Klingen nicht zu mißbrauchen; die Menge wogte bis nach Mitternacht hin und her, einige

wurden verhaftet, später aber die Ruhe wieder hergestellt.

Aufstand in Sachsen.

In Leipzig fielen zwischen dem 3. und 5. September Unruhen vor. Ein Schmiedelehrling war bei einem Zusammenlaufen im Brühl, wo ein sogenannter Polterabend Menschen herbeigezogen hatte, von einem Polizeidiener verhaftet und blutrünstig geschlagen worden. Handfeste Schlosser und Schmiedegesellen nahmen sich des Menschen an. Am späten Abend, gerade wie eine Mondsfinsterniß total wurde, verfinsterte man auch einige Gassen durch Zerbrechung der Laternen und bestürmte die Wohnung des Polizeipräsidenten, zerstörte durch Steinwürfe Vieles in den Zimmern und drohte die Thürflügel zu erbrechen, welches aber durch vorgeschobene Fässer verhindert wurde. Am 4. erließ sowohl das Polizeiamt als der Magistrat eine Bekanntmachung, worin alle Meister aufgefordert wurden, die Lehrlinge und Gesellen von neun Uhr Abends zu Hause zu halten. Gleichwohl füllten sich, so wie der Abend dunkelte, der Markt und die Gasse vor dem Polizeiamte mit Gesellen und anderen Handlangern, Trägern und Markthelfern, wovon viele Hunderte in den nächsten Dörfern um die Stadt herum wohnen. Nachdem ein Haufen durch Übermacht die in den lezten Tagen Verhafteten aus dem Polizeigefängnisse befreit hatte, durchzogen andere mit Zertrümmerung aller Laternen die Straßen, zertheilten sich in mehrere Haufen und überfielen mit wüthendem Geschrei und Toben die Wohnungen mehrerer zum Rath und zum Polizeibüreau gehörigen Aktuare und Beamten. Sie brachen ein und zer-

störten, was sie fanden, oder warfen es zum Fenster hinaus. Schreckliche Auftritte waren von acht Uhr Abends bis um drei Uhr nach Mitternacht in den Vorstädten, wo unter andern auch einige übelberüchtigte Häuser zerstört wurden, und in der Umgegend. Dort wurde der Garten und die schöne Sommerwohnung des Banquiers und Rathsbaumeisters Erkel völlig demolirt und alle Gewächse zu Boden getreten. Ein Haufe zog brüllend vor die große Druckerei der Gebrüder Brockhaus, wo zwei Schnellpressen und andere Maschinen in Bewegung sind, um sie zu zerstören. Doch gelang es dem Druckereiherrn, durch Vorstellungen den Sturm zu beschwören, indem er bewies, daß er über 120 Menschen täglich beschäftige. Der Sonntagsmorgen wurde zu Errichtung einer Municipalgarde und zu dringenden Sicherheitsmaßregeln angewendet. In mehreren Kirchen wurden zweckmäßige Kanzelvorträge gehalten. Die Studirenden hatten sich bisher aller Theilnahme völlig enthalten. Der Rektor der Universität, Krug, berief den akademischen Senat und alle Studirenden in die Universitätskirche im Paulinum, und stellte ihnen in einer kräftigen Anrede die Nothwendigkeit vor, zur Ruhe und Ordnung thätigst mitzuwirken. Schon Nachmittags fünf Uhr zogen sie bewaffnet in sechs Abtheilungen aus dem Paulinenhofe, patrouillirten abwechselnd mit der Bürgergarde und besetzten mit dieser zugleich die Wache und Sicherheitsposten, wodurch die öffentliche Ruhe wieder hergestellt wurde. Am 6. erließ die königliche Commission eine Proklamation, worin nach Belobung der zu Wiederherstellung der Ordnung getroffenen Einrichtungen, alle Mitwisser oder Theil-

nehmer an dem Exzesse auf das ernstlichste bedroht und diesen angedeutet wurde, daß man mit militärischer Gewalt, auch wenn es mit Gefahr des Lebens geschehen sollte, gegen die Ungehorsamen verfahren werde. Die Studirenden kehrten am 7. September Nachmittags zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurück.

In Dresden brach am 9. Septbr. Nachts gegen 10 Uhr ein zusammengerotteter Haufe, aus Lehrburschen und Gesellen, besonders derjenigen Handwerksinnungen bestehend, die mit Feuer und Metall zu thun haben, plötzlich hervor, zerschlug die Laternen der Gasbeleuchtung auf der Schloßgasse und auf anderen Plätzen, brach in das Rathhaus auf dem Altmarkt ein, indem man mit Leitern den Balkon erstieg, und von da in die Rathsstube und Versammlungszimmer und verschonte nichts als die Vormundschaftsstube nebst den Depositengeldern, warf aus den zertrümmerten Fenstern die Masse von Akten und Papieren herab auf den Vorplatz und verbrannte sie zugleich mit den dort gefundenen Tischen und Meubles. Ein anderer Haufe stürzte sich auf das nicht weit davon entfernte Polizeihaus, erbrach alle Stuben und Aktenbehältnisse und übergab dies alles dem vor dem Hause angeschürten Feuer; welches, die ganze Nacht durch in hellen Flammen auflodernd, die Stadt mit Feuerlärm erfüllte. Was von Besatzung an Reiterei und Fußvolk in der Stadt war, hatte sich auf dem Altmarkt aufgestellt, war aber der wüthenden Menge zum Angriffe nicht gewachsen. Man hörte oft das Geschrei: Brod, Arbeit! Die Kassen aus den bestürmten öffentlichen Häusern waren in die von

der Bürgergarde besetzte Hauptwache gelegt worden, aber alle Arrestanten in der Polizei waren entkommen.

Der Aufstand, der in Sachsen von den unteren Klassen ausging, gab dem eigentlichen Bürgerstande die Waffen in die Hände, die er nach unten zur Handhabung der Ordnung und nach oben zur Abhülfe mehr oder minder gegründeter Beschwerden auf gesetzlichem Wege benützte. In Dresden und Leipzig, jetzt auch in anderen Städten des Königsreichs Sachsen, bildeten sich Bürgergarden, die ihrer Zahl und Haltung nach sowohl der Regierung als dem Pöbel Achtung einflößten, und der öffentlichen Meinung einen Stützpunkt gaben. Der Aufstand erhielt auf solche Weise eine Basis, die ihn zu einer regelmäßigen Entwickelung fähig machte. Die Folgen konnten nicht ausbleiben und mußten für das Land günstig seyn. Der Mittelstand trat als bewaffneter Vermittler zwischen den Verirrungen der herrschenden Kasten und den rohen Ausbrüchen der ausschweifenden Menge auf, die Regierung, wollte sie sich nicht den Gefahren der Anarchie aussetzen, hatte keine andere Wahl, als sich ihm vertrauensvoll in die Arme zu werfen. Sie that es mit gutem Anstand und, wie es scheint, mit Aufrichtigkeit.

Am Morgen des 14. September waren an allen Plätzen und Straßenecken in Dresden folgende Aktenstücke angeschlagen: Wir Anton, von Gottes Gnaden, König von Sachsen, thun hiemit kund und bekennen, daß wir zur Erleichterung der uns obliegenden schweren Regentenpflichten, so wie aus landesväterlicher Fürsorge für unsere Unterthanen, im Einverständnisse mit unserem vielgeliebten Herrn

Bruder Maximilian, Herzog zu Sachsen, unsern vielgeliebten Neffen, Friedrich August, Herzog zu Sachsen, zum Mitregenten unserer Lande erwählt haben. Es sollen daher alle zu unserer Entschließung zu bringenden Sachen uns zugleich in seinem Beiseyn vorgetragen und darauf beschlossene Ausfertigungen von ihm mit vollzogen werden. Wir Maximilian, Herzog zu Sachsen, erklären nicht nur unser Einverständniß hiermit, sondern verzichten auch, aus freier Bewegung, zu Gunsten unseres geliebten Sohnes Friedrich August auf die Nachfolge in der Krone Sachsens. Zur Urkunde dessen haben wir sothane im Beiseyn der Mitunterschriebenen unterzeichnet und mit unserem Handpetschaft untersiegelt. Gegeben Schloß Pilnitz den 13. September 1830. Anton, Maximilian.

Die Ernennung des Prinzen Friedrich August zum Mitregenten wurde in ganz Sachsen mit allgemeinem Jubel aufgenommen und befestigte das öffentliche Vertrauen in die künftigen Schritte der Regierung. Mehrere Adressen, das Resultat einzelner Versammlungen, trugen die Wünsche des Landes vor. Die hauptsächlichsten derselben waren: Allgemeine Volksvertretung, Aufhebung des Preßzwangs, Veränderung und Verbesserung des Gemeindewesens, Organisation des Abgabensystems, Aufhebung einiger drückenden Steuern. Die Abhülfe dieser Beschwerden wurde von der Regierung theils gewährt, theils künftigen Berathungen vorbehalten. Bezeichnend ist in einer dieser Beschwerdeschriften, daß der König gebeten wird, eine förmliche Erklärung abzugeben, daß keine Jesuiten im Lande seyen, noch je geduldet werden sollten. Auf diesen Beschwerdepunkt folgte die mündliche Erklärung des Prinzen

Johann, Präsidenten der Sicherheits-Commission, daß kein Jesuit im Lande und an ein Seminar derselben nie gedacht worden sey. — Auf solche Weise ist der regelmäßige Gang der Verbesserung der Staatsverfassung im Königreich Sachsen eingeleitet. Die Erfahrungen der letzten Tage werden hoffentlich nicht verloren seyn. Die Regierung wird, wir wünschen und hoffen es, den rechten und zeitgemäßen Forderungen nachgeben und übertriebene, wenn sie je gemacht würden, in Schranken halten.

Unruhen in Cassel.

Den 6. September. brach zu Cassel ein Aufstand aus. Gegen 8 Uhr versammelten sich beträchtliche Volkshaufen, die gegen die Altstadt zogen, wo sie mancherlei Unfug trieben. Die Gendarmerie vermochte nichts gegen diese tobenden Massen und der sonst so sehr geachtete Polizeidirektor wurde thätlich mißhandelt. Man schlug endlich den Generalmarsch und die Besatzung rückte aus ihren Casernen auf ihre Sammelplätze. Es gelang ihr, jedoch nicht ohne einiges Blutvergießen, die Meuterer zu zerstreuen.

Schon lange war in Hessen der Wunsch nach einer Verfassung allgemein. Man hielt dies für das einzige Mittel, den Regenten mit der wirklichen Lage des Landes und den Bedürfnissen des Volkes bekannt zu machen. Bei dieser Gesinnung, wovon auch die Einwohner der Residenz Cassel beseelt waren, befand sich eine an den Churfürsten gerichtete Bittschrift, die Einberufung der Landstände betreffend, innerhalb ganz kurzer Zeit mit zahlreichen Unterschriften bedeckt. Am Dienstag den 14. beliefen sich

solche bereits auf mehrere Tausende, sämmtlich Bürger der Hauptstadt. Mit dieser Urkunde in der Hand begaben sich am Morgen desselben Tages mehrere Hundert derselben auf das Rathhaus und verlangten von dem Bürgermeister, der schon bei früheren Gelegenheiten bewährt, wie ihm das allgemeine Wohl am Herzen liege, daß der gesammte Magistrat sich nach Wilhelmshöhe begeben solle, um dem Kurfürsten das Verlangen des Volks kund zu thun. Inmitten erschien von Seiten des Kurfürsten eine Danksagung für das Benehmen der Bürgerschaft und des Militärs bei den während seiner Abwesenheit statt gehabten Unruhen, die so gern sie auch gelesen wurde, doch den einmal gefaßten Beschluß nicht rückgängig machen konnte. Es begab sich daher Nachmittags eine Deputation, aus den Mitgliedern des Stadtrathes bestehend, in drei Wagen nach Wilhelmshöhe. Der Kurfürst nahm sie nicht an, sich entschuldigend, daß er von der Reise noch zu sehr angegriffen sey; es ward ihr jedoch die Versicherung ertheilt, der Kurfürst wolle ihr am anderen Morgen in seinem Schlosse zu Cassel Gehör geben. Die Deputation kam zurück und wurde auf dem Markte, wo die Bürger bewaffnet beisammen standen, vernommen und hierauf beschlossen, daß sie alle am folgenden Tag auf dem Friedrichsplatze, vor dem kurfürstlichen Palaste, sich einfinden sollten, um den Erfolg der in ihrem Namen einzugebenden Bittschrift zu vernehmen. Inzwischen hatte die Aufnahme, welche die Deputation zu Wilhelmshöhe gefunden, die ohnedies aufgeregten Gemüther noch mehr bewegt; man durfte unruhigen Auftritten entgegensehen, denen überall zu begegnen, so wie der Abend anbrach, zahlreiche Patrouillen

von Militär und Bürgern die Straßen durchzogen. Unter diesen Umständen begab sich noch am späten Abend des Dienstags und abermals am frühen Morgen des Mittwochs eine Deputation zu den Ministern, ihnen erklärend, daß sie, falls die Deputation nicht günstig aufgenommen und die Wünsche, die sie dem Souverän vorzubringen hätte, nicht erfüllt werden sollten, für die Ruhe der Stadt nicht bürgen könnten, indem alles zu sehr bewegt sey. Der Oberhofmarschall Graf von Hessenstein wurde hinzu gerufen und dieser versprach, sich zum Kurfürsten zu begeben und diesem noch einmal die ganze Lage der Dinge vorzustellen. Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch ward von vielen Einwohnern unter großen Besorgnissen zugebracht. Schlimme Gerüchte, wie unter andern, das Militär habe scharfe Patronen erhalten, waren geeignet, die Gemüther noch mehr zu erhitzen und zu erbittern. Das Ärgste stand zu erwarten, wenn den folgenden Tag die Bitten der Bürgerschaft nicht erhört würden. Man sprach von kühnen Entwürfen einer großen Anzahl junger Leute, die entschlossen seyen, das Zeughaus zu stürmen und die Häuser einiger verhaßten Personen zu zerstören. Viele waren indessen überzeugt, das Militär werde sich nicht dazu brauchen lassen, auf die Bürger zu feuern, denn nicht weniger als diese, wünschte der größte Theil der Offiziere und Soldaten eine Veränderung des dermaligen Zustandes. Hin und wieder ließen sich sogar bei ihnen Äusserungen vernehmen, die der Regierung wenig Hoffnung gaben, daß sie erforderlichen Falls auf die stehenden Truppen würde zählen können. Die Polizeibehörde aber hatte alles Ansehen verloren, obgleich gegen ihren Chef nichts einzuwenden

war. — Am 15. mit Anbruch des Tages ward es ungemein lebhaft in der Stadt. Von allen Seiten strömten die Bürger nach dem Friedrichsplatze. Indessen war der Graf von Hessenstein schon von Wilhelmshöhe zurück und überbrachte die Versicherung, daß der Kurfürst ihren Wünschen zuvorkommen wolle und Alles genehmige. Um neun Uhr kam die Deputation im Palaste an; der Kurprinz gieng auf dem Platze unter den Bürgern herum, unterhielt sich mit ihnen über die Lage der Dinge und ertheilte Jedem die besten Versicherungen. Die Volksmenge drang bis zum Gitter des Palastes vor und hielt alle Zugänge besetzt. Endlich um 9½ Uhr, wo schon der Friedrichsplatz gedrängt mit Menschen angefüllt war, kam der Kurfürst in Begleitung eines seiner Adjutanten, des Obristen Müldner, von Wilhelmshöhe angefahren. Die Bürger, in dumpfer Stille, umringten den Wagen bis zu seiner Einfahrt in den Palast. Der Kurprinz umarmte seinen Vater beim Aussteigen und gieng mit demselben die Treppe hinauf, wo die Minister ꝛc. bereits versammelt waren. Nach einer Viertelstunde ward der Magistrat mit den Deputirten der Bürgerschaft zur Audienz vorgelassen und kurz darauf zeigten sie sich, den Bürgermeister in ihrer Mitte, an den Fenstern, aus welchen sie weiße Tücher wehen ließen. Dies war das Zeichen der Erfüllung der dem Souverain vorgetragenen Wünsche, so wie auch verabredet war, daß schwarze Handschuhe des Zeichen der Nichtgewährung seyn sollten. Jezt erhob sich ein anhaltendes Hurrahrufen von Seite der zahllosen, auf dem Platze versammelten Menge, bis sich der Kurfürst in Begleitung des Kurprinzen auf dem Balkon zeigte. Ein vielfaches

Lebehoch und Hüteschwenken begrüßte den Regenten und seinen Sohn, während beide, sich unaufhörlich gegen das Volk verneigend, dankten. Der Kurprinz begab sich zu Fuß nach seinem Palaste zurück. Die ihn begleitende Volksmenge brachte ihm dort ein wiederholtes Lebehoch; eben so dem Grafen von Hessenstein und dem wackeren Bürgermeister Schomburg. Die ganze Stadt war in vollem Jubel. Prokurator Hahn, Verfasser der Bittschrift, wurde beim Nachhausegehen von einer Menge Bürger umarmt. Kurz, die Freude war allgemein; denn alle Klassen der Einwohner hatten aufrichtig eine Veränderung im bisherigen Regierungssystem gewünscht. Sie alle stimmten in diesem Punkte überein. Auch waren die Dinge in der That zu einem solchen Extreme gelangt, daß vernünftigerweise nichts übrig blieb, als nachzugeben. Der Graf von Hessenstein, Halbbruder des Kurfürsten, wird als derjenige genannt, der zu dem Entschlusse, dem Drange der ausserordentlichen Umstände sich zu fügen, das Meiste beigetragen haben soll. Am Abend des 15. war die Stadt illuminirt. Sämmtliche Militärpatrouillen waren eingezogen, ihr Dienst aber wurde von den Bürgergarden zu Fuß und zu Pferd versehen, die abwechselnd den Markt besetzten und von hier aus die Straßen durchstreiften. Inzwischen herrschte den ganzen Abend und die Nacht die größte Ordnung; die öffentliche Ruhe ward durch nichts unterbrochen. Im Theater, wo auf den Wunsch des Volks, statt der angekündigten Ahnfrau, der Barbier von Sevilla aufgeführt wurde, erschien der Kurfürst und der Kurprinz in der großen Loge, sie wurden mit dem lautesten Jubel empfangen. Dem. Staiger vom Hoftheater sprach einen Prolog. Die

Ouvertüre

Ouvertüre aus der Oper Titus ward gegeben und mehrere Hymnen wurden zur Feier des Tages abgesungen. Das Orchester spielte mehrmals God save the King. Nach dem Theater durchfuhr der Kurprinz die Straßen und besuchte auch die auf dem Markte versammelten Bürgergarden, von denen er mit vielfachen Lebehochs empfangen ward. Während der ganzen Nacht fand auch nicht die mindeste Störung der öffentlichen Ruhe statt. Alle patriotischen Hessen gaben sich der frohen Hoffnung hin, daß mit diesen Tagen wenigstens der Grund zu vielem Guten gelegt ward. Aber der Verbesserungen und Reformen sind freilich viele vonnöthen, denn es handelt sich um den so schwierigen Übergang von einer völligen Autokratie zu einem Zustande, in welchem nicht die Personen, sondern die Gesetze die Herrschaft führen sollen. Der öffentliche Unwille sprach sich besonders laut gegen mehrere Personen von den bisherigen nächsten Umgebungen des Souverains aus.

Der Kurfürst hielt sein Wort. Am 19. September berief er die Stände durch folgende Verordnung: »Von Gottes Gnaden, Wir Wilhelm II. Kurfürst ꝛc. thun hiedurch kund: Da Wir allergnädigst gut gefunden haben, uns mit den getreuen Landständen unserer althessischen Lande (nebst dem solchen einverleibten Fürstenthum Fritzlar und der Stadt Volkmarsen) zu berathen, so haben wir beschlossen, einen engeren Landtag in gleicher Art, wie derselbe im Jahr 1816 statt gefunden hat, zu berufen. Es ist demnach unser huldreichster Wille und Befehl, daß am 16. Oktbr. laufenden Jahres sich in unserer Residenz Cassel zu gedachtem Zwecke einfinden: I. Für die Kurien der Prälaten und

der Ritterschaft: 1) Der Erbmarschall, 2) einer der Obervorsteher der adelichen Sifter Kaufungen und Wetter, 3) ein Deputirter der Landesuniversität, 4 — 8) ein Deputirter der Ritterschaft von jedem der fünf Strombezirke, gewählt auf herkömmliche Weise; II. Für die Kurie der Städte: 1) Der Bürgermeister der Stadt Kassel, 2) der Bürgermeister der Stadt Marburg, 3) der Bürgermeister der Stadt Homberg, 4 — 7) vier nach hergebrachter Ordnung gewählte Mitglieder aus den Stadträthen in den Strombezirken der Diemel, Fulda, Werra und Lahn; III. Für die Kurie des Bauernstandes: Die durch die Wahl der Ortsvorstände (nämlich der Schultheißen oder Greben und Vorsteher) der Landgemeinde bestimmten Deputirten aus den im Bezirke ansäßigen Grundbesitzern, welche weder zu der Ritterschaft noch zu der Bürgerschaft in den Städten gehören, auch weder in hiesigen noch in auswärtigen Staatsdiensten stehen, noch die Advokatur ausüben und zwar: 1) Des Diemelbezirkes aus den Kreisen Kassel, Hofgeismar und Wolfhagen, des Fuldabezirkes, begreifend die Kreise Hersfeld, Rotenburg und Melsungen (ohne das Amt Felsberg), 3) des Werrabezirkes, umfassend die Kreise Eschwege, Wizenhausen und Schmalkalden, 4) des Schwalmbezirkes, enthaltend die Kreise Homberg, Fritzlar und Ziegenhain, auch das Amt Felsberg aus dem Kreise Melsungen, 5) des Lahnbezirkes, bestehend aus den Kreisen Marburg, Frankenberg und Kirchhain. Die betreffenden Obervorsteher der adelichen Stifter Kaufungen und Wetter, der akademische Senat in Marburg, die fünf ritterschaftlichen Stromdeputirten und die Bürgermeister der ausschreibenden Städte für die obengenannten

Strombezirke haben alsbald wegen der Wahl der Deputirten nach landesverfassungsmäßiger Ordnung das Nöthige zu besorgen, auch sind sodann die üblichen Vollmachten gebührend auszufertigen. Eben so haben die Kreisräthe in den Städten Cassel, Marburg, Eschwege, Hersfeld und Homberg, welche wir zu Commissarien für die Wahl der Abgeordneten vom Bauernstande bestellen, unverzüglich die Vorstände der Landgemeinden des betreffenden Bezirks zu dieser Wahl dergestalt zu veranlassen, daß jeder Ortsvorstand bei Verlust seines Stimmrechts für den bevorstehenden Landtag einen geeigneten etwa volljährigen Grundbesitzer bezeichne, worauf bei vorhandener Stimmengleichheit mittelst des Looses in Gegenwart von mindestens sechs Gemeinde-Vorstehern die Auswahl eines Deputirten für den Bezirk zu bewirken und diesem das erforderliche Zeugniß auszustellen ist. Die landständischen Deputirten haben ihre Ankunft zu Cassel an dem Tage vor dem obgedachten Eröffnungstage unserem Hofmarschallamte zu melden und ihre Legitimation, so weit es deren bedarf, zeitig, jedenfalls vor der Theilnahme an den ständischen Berathungen, an den Erbmarschall oder den dessen Stelle vertretenden Obervorsteher gelangen zu lassen. Urkundlich unserer eigenhändigen Unterschrift und des beigedruckten Staatssiegels gegeben zu Wilhelmshöhe am 19. September 1830. Wilhelm, Kurfürst.«

Auf diese Einberufungs-Akte hin traten am 16. Oktober die gewählten Stände in Cassel zusammen, edle Männer, würdig des Zutrauens, das ihr Vaterland in sie setzte. Die Gebrechen der Ver-

fassung und Regierungsart, so wie die Leiden des Landes wurden gehörig geprüft und man fühlte allgemein, daß dem Wunsche des Volkes willfahrt, und demselben eine, unserer Zeit angemessene, Konstitution gegeben werden müsse. Einer würdigen Kommission wurde dieses Geschäft übertragen, und in ein Paar Monaten war eine Konstitution, und eine Ständeversammlung, mit einer Kammer organisirt, welche mit Jubel von dem Volke vernommen, und am 5. Januar 1831 feierlich verkündet, und von dem Kürfürsten angegenommen und beschworen wurde. Diese verliehene Verfassung erwarb dem Kurfürsten die schon abgeneigten Herzen seiner Unterthanen aufs Neue, und wir hoffen und wünschen, daß dieselbe Hessens Glück und Wohlfahrt für die Zukunft dauernd bewahren möge, und daß sie besser geachtet, gedeutet und vollzogen werde, als wie kürzlich in einigen andern Staaten geschah.

Auflauf in Berlin.

In Berlin zog am 16. September Abends nach 9 Uhr eine Widersetzlichkeit mehrerer Handwerksburschen gegen die Wache, die einen erst vor drei Tagen daselbst eingewanderten Schneidergesellen wegen unanständigen Geschreis verhaftet hatte, eine zahllose Menschenmenge auf dem Schloßplatz und in den benachbarten Straßen zusammen. Der Ruhestörer, die in dieser Menge schrieen und lärmten, waren nur wenige und die meisten wurden der Wache überliefert. Obwohl die ganze Sache ohne Bedeutung blieb, so wurde doch von Seiten der

Behörde das Zusammenstehen von mehr als fünf Personen Abends verboten.

Unruhen in Altenburg.

Auch in Altenburg begieng am 13. September der Pöbel einige Excesse. Derselbe hatte bereits am 11. September einem Staatsbeamten die Fenster eingeworfen und fiel nun über sein Haus her, das er völlig zerstörte und Alles, was darin vorgefunden wurde, verwüstete. Das Räuberlied »ein freies Leben führen wir« anstimmend und Fahnen von geraubten Betttüchern vor sich hertragend, durchzog der wüthende Pöbel die Stadt, drang selbst in die Frohnfeste ein und fiel zerstörend über manche Wohnung her, deren friedliche Bewohner nur durch die Flucht ihr Leben in Sicherheit bringen konnten. Diese ausgelassene Menge, von einem Korbmachergesellen und einem Schneider angeführt, wagte es sogar, auf das Schloß loszugehen und von dem Herzoge Abstellung ihrer Beschwerden zu ertrotzen. Der Fürst erschien am Arme des Erbprinzen, beruhigte die Gemüther und begab sich selbst mit den drei Prinzen auf das Rathhaus, um in der Mitte geachteter Bürger die geeigneten Maaßregeln zu treffen. Beim Nachhausefahren wurde der Wagen des Herzogs von allerlei Menschen in raschem Laufe nach der Residenz zurückgezogen. Der Fürst erneuerte in einer Proklamation seine mündlichen Versprechungen zur Abhülfe, womit die Ruhe wieder hergestellt ward.

Auch in einem andern Theile des Herzogthums gab es Unruhen. Namentlich hatte in dem Städtchen Kahla an der Saale am 15. und 16. Sep-

tember ein Haufe bewaffneter Bewohner aus den Ortschaften des Amtes Leuchtenburg die Beamten und mehrere Förster insultirt und gewaltsam die Niederschießung des übermäßigen Wildstandes und Erlassung mehrerer Abgaben verlangt. Den Aufwieglern ist möglichst schonende Berücksichtigung und Abhülfe ihrer Beschwerden versprochen worden.

Excessen in Hanau.

Auch die Stadt Hanau ist in der Nacht vom 24. auf den 25. September der Schauplatz tumultuarischer Auftritte gewesen, die durch nachtheilige Gerüchte über den Erfolg der am Abend zuvor von Cassel zurückgekehrten Deputation und in Folge der sofort erhöhten Aufregung der Gemüther veranlaßt worden waren. Die Lizentgebäude in der Stadt und am Mainkanal sind zerstört und von den darin befindlichen Akten und Papieren ein Auto da fé angerichtet worden. Selbst eine mit Münze angefüllte Geldkiste ward den Flammen überliefert. Auf die von dem Scheunwirthe an der Mainkur gemachte Bemerkung, daß das Zollgebäude sein Eigenthum sey, ward mit der begonnenen Zertrümmerung desselben inne gehalten. Auch das Zollgebäude zu Windeken in Kurhessen wurde zerstört und verbrannt. Der Haufe war größtentheils mit Äxten und Knitteln bewaffnet, und stiebte erst nach Mitternacht durch die Einschreitung der Civil- und Militärbehörden auseinander.

Aufstand in Oberhessen.

In der großherzoglich Hessendarmstädtischen Provinz Oberhessen ward die Stadt Büdingen am 29.

September von 800 — 1200 Mann Insurgenten überfallen, die hier mancherlei Excesse begiengen und sich sodann nach Nidda wandten, wo sie das Schloß in Brand steckten und an mehreren Häusern die Fenster einschlugen. In der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober erschien in Mehlbach gleichfalls ein Haufe von 4 — 500 Mann und verübte da die größten Frevel. Die Einwohner, durch ihre Nachbarn unterstützt, schlugen die Rebellen aus dem Orte und machten neun Gefangene. Eine andere Truppe erschien in derselben Nacht zu Florstadt, läutete Sturm, schlug die Fenster ein und stieß die schrecklichsten Drohungen aus. Auch diese wurden durch die Einwohner geschlagen. Die vierte Colonne zerstörte am 30. Abends in Schotten das Haus des Rentbeamten fast gänzlich und verübte die ganze Nacht über in fast allen öffentlichen Gebäuden die größten Gräuel. Landrath, Landrichter und Rentamtmann mußten flüchten, um nicht ermordet zu werden. Am Morgen verließ die Rotte Schotten und zog sich weiter nach dem Vogelsberg. Die wenigsten waren mit Gewehren bewaffnet, sondern trugen größtentheils Prügel. Von den Chevauxlegers, die gegen sie auszogen, wurden mehrere getödtet, viele verwundet. In Folge dieser Aufstände faßte die Bundesversammlung den Beschluß, zur Unterdrückung der im Hanauischen und anderen Theilen des Kurstaats Hessen ausgebrochenen Insurrektion und zum Schutze der benachbarten Staaten gegen die Einbrüche räuberischer Rotten die Regierungen von Bayern, Baden und Nassau aufzufordern, Truppenkorps an bestimmten Punkten aufzustellen, sowohl zum Schutz ihres Gebiets als um von da aus schleunigst dahin zu eilen, wo von

andern Regierungen ihre Hülfe erbeten werden würde. Ausserdem beschloß der Bundestag, ein Reservekorps von 6,000 Mann preussischer Truppen zu Wetzlar, von 4,000 Mann würtembergischer zu Heilbron und von 6,000 bayerischer zu Brückenau zu bilden. — Die Errichtung einer Bürgergarde in Darmstadt wurde eifrig betrieben; der Großherzog ertheilte gerne die Genehmigung dazu, in einem Augenblicke, wo alles Militär aus der Residenz abmarschirt war, und einige bedenkliche Anschläge an mehreren Häusern gefunden wurden. Was die Unruhen in Oberhessen betraf, so erließ der Großherzog folgende Verordnung deshalb: »Ludwig II. Großherzog von Hessen und bei Rhein. Da eine Rotte fremder Insurgenten in unser Staatsgebiet gewaltsam und mit Verübung der größten Verbrechen eingedrungen ist, auch Einzelne unserer Unterthanen zu Theilnahme an dieser verbrecherischen Handlung verleitet worden sind, so finden wir Uns bewogen, zur Unterdrückung und Bestrafung dieser Empörung und Meuterei, in Gemäßheit der Art. 73. der Verfassungsurkunde, hiermit zu verordnen: Art 1. Dem Kommandanten Unserer Militärmacht in Oberhessen sind alle Civilautoritäten der Distrikte, in welchen sich solche verbrecherische Rotten bereits gezeigt haben, oder sich noch zeigen werden, untergeordnet. Art. 2. Wer als Theilnehmer an den erwähnten verbrecherischen Handlungen mit Waffen oder Wehr; welcher Art sie seyen, ergriffen wird, soll mit dem Tode bestraft werden. Art. 3. In Beziehung auf die Erkennung und Vollziehung der Todesstrafe tritt das standrechtliche Verfahren nach Vorschrift der Art. 179. 513. und folgende des Militärgesetzbuchs ein. Art. 4. Gegenwärtige Ver-

ordnung tritt mit ihrem Erscheinen im Regierungsblatt in Kraft, und wird zurückgenommen werden, sobald die Ruhe wieder hergestellt ist. Urkundlich ꝛc. ꝛc. Ludwig.« Nach seiner Ankunft in der Provinz Oberhessen erließ der Prinz Emil, zum Kommandeur der daselbst befindlichen Truppen ernannt, folgende Proklamation: »Biedere Bewohner der Provinz Oberhessen! Die beklagenswerthen und verbrecherischen Ereignisse, deren Zeuge ein großer Theil der Bewohner der Provinz Oberhessen in diesen Tagen gewesen ist und die mit steigender Frevelhaftigkeit alles Staats- und Privateigenthum, das Leben und die Sicherheit aller Staatsangehörigen bedrohen, haben des Großherzogs, meines hochverehrten Herrn Bruders königliche Hoheit, bewogen, mir den Oberbefehl über die in der Provinz Oberhessen zusammengezogene Militärmacht zu übertragen. Biedere Oberhessen! Ich bin in euere Mitte geeilt, voll des festesten Vertrauens auf eure zu allen Zeiten bewährte Liebe und Anhänglichkeit zu euern Fürsten, wovon ihr erst in den letzten Monaten die aufrichtigsten und rührendsten Beweise gegeben habt. Ich rufe euch auf, in euerm stets bethätigten Sinne für Ordnung und Gesetz in diesem Augenblicke, wo eine verbrecherische Rotte das Vaterland mit gänzlicher Anarchie, Plünderung, Brand und Mord bedroht, nicht zu wanken, sondern fest zu halten an der althessischen Treue, die Aufreizung der Empörer als biedere Hessen von euch zu weisen, euch durch ihre Drohungen nicht schrecken und euch zu einer Theilnahme an ihren Verbrechen nicht bewegen zu lassen, vor deren schweren Folgen euch zu warnen, mir mein Herz gebietet. Die mir anvertraute Militärmacht, welche bereits innerhalb

eurer Grenzen steht, ist stark genug, um die Empörung zu unterdrücken und jedem rechtlichen Bürger Schutz zu gewähren, da ich auf eure Treue, euern Muth und auf euern Sinn für Ordnung und Recht zählen kann. Bilbel, den 1. Oktober 1830. Emil, Prinz zu Hessen.« —

Aufstand in Braunschweig.

Mit höherem Interesse, alle alle andere Nationen, sahen die Braunschweiger auf die glorreichen Ereignisse der großen Woche in Paris. Ihr Fürst, schon lange in der Hauptstadt Frankreichs verweilend, war dort Zeuge einer Volksbewegung gewesen, die nach einem kurzen aber entsetzlichen Kampfe die Fesseln des Despotismus zerbrochen und in feierlichem Vertrage beschworne aber schwer verletzte Rechte wieder errungen hatte. Der Fürst hatte gesehen, wie eine Nation, deren Wunden kaum vernarbt waren, welche die blutige Hand einer ungeheueren Revolution ihr geschlagen, lieber nochmals den wilden Stürmen sich preisgeben, lieber nochmals Habe und Leben ihrer Söhne wagen wollte, ehe sie willig unter die Ketten sich beugte, die die Hand einer verblendeten Regierung für sie in Bereitschaft gesetzt hatte. Schnell entschied das Schicksal ihren Sieg, die mächtigsten und edelsten Könige der Erde eilten, die nothgedrungene That eines vereinigten Volkes für gerecht zu erkennen und von dem Throne einer Nation von dreißig Millionen stieg der irregeleitete unglückliche Monarch zu der dunkeln Bahn eines einsamen Exils, von der glänzenden Höhe irdischen Glücks stiegen seine bethörten Rathgeber zu der Schmach des Kerkers und der

Verachtung hinab. »Wird,« fragte ein jeder Braunschweiger sich, »unser Fürst, der seinem Lande schon längst ein entfremdetes Herz gezeigt hat, die Lehre erkennen, die er hier in den Schicksalen eines fremden Volkes empfängt? Wird er im noch jugendlichen Gemüthe ergriffen von den Scenen, deren Zuschauer er war, fortan mit milderen Gesinnungen ein Volk regieren, das er zu verachten schien, obgleich es ihn nie beleidigte, — oder wird er beharren bei dem Lieblingsgedanken unumschränktester Macht, und nur erbittert von dem, was er sah, in noch vermehrtem Drucke seine alleinige Stütze gegen einen Volkssinn finden, dem auch er auf der Bahn nichtsachtender Willkühr zu begegnen vielleicht fürchten könnte?« Diese Fragen beschäftigten ein jedes Herz, dem der Zustand des Vaterlandes nicht gleichgültig war, Besorgniß und Hoffnung begegneten sich in jedem Gespräche, die Sache des Auslandes ward zur Angelegenheit der Heimath; aber noch ahnte Niemand, in welcher raschen Entwickelung die Begebenheiten dem nahen Ziele zueilen würden, und der Gedanke, daß eine spätere Zukunft zu ähnlichen Ereignissen führen könne, ward als unglaublich, als unerhört zurückgewiesen. Mit der gespanntesten Erwartung sah ein Jeder Nachrichten von Paris entgegen, welche die ersten Aufschlüsse über dasjenige bringen würden, was der Herzog Karl nach dem Eintreten jener großen Ereignisse zuerst beginnen werde. Dort hatte er schon Monate lang gelebt, seine Entfernung hatte den Gang der Regierung in hohem Grade gelähmt, denn obgleich er nur selten auf die ihm vorgelegten Berichte entschied, war doch auch daheim die Wirksamkeit der oberen Behörden aufs Äußerste be-

schränkt, indem er sie für alle wichtigeren Fälle ohne Instruktion oder Vollmacht gelassen hatte. Zu einer baldigen Rückkehr, der das erschöpfte Land, dessen Hülfsquellen ins Ausland flossen, so sehr bedurfte, war wenig Aussicht vorhanden, schon früher war man benachrichtigt, daß die Abwesenheit noch Monate, ja noch Jahre lang dauern könne; eine Reise nach England sollte das nächste Ziel seyn.

Die erwarteten Nachrichten kamen. Der Herzog war in Begleitung eines einzigen Adjutanten, des Hauptmanns von Grobau, aus Paris geflüchtet, mehrere Stunden weit war er mit ihm zu Fuße fortgewandert, ein zerbrechliches Fuhrwerk hatte zur Weitereise dienen müssen, ermattet war er in eiliger Reise zu Brüssel angekommen. Die Flucht war, so erfuhr man ferner, in Übereilung beschlossen und in Hast ausgeführt; sämmtliche Schätze, Kostbarkeiten und Effekten waren unter der Obhut des zweiten Adjutanten, Obristlieutenants von Girsewald, zurückgelassen, der den größten Theil der vorhandenen Waffen einzelnen Abgeordneten des Volks hatte ausliefern müssen, die übrigen Gegenstände aber, die als fremdes Eigenthum unangetastet blieben, ohne Mühe gerettet hatte. Die Fortsetzung der Reise nach England schien nach öffentlichen Blättern nicht unwahrscheinlich; doch plötzlich verbreitet sich am 13. August die Nachricht, daß der Herzog in Gesellschaft eines Franzosen, Namens Alloard, den das Gerücht schon früher als dessen neuen Günstling, statt der in Ungnade gefallenen früheren Begleiter, bezeichnet hatte, am Morgen desselben Tages in die Hauptstadt zurückgekehrt sey. Auf Postpferden reitend und

in bürgerlicher Tracht, war er mit jenem angelangt, er hatte die Straßen der Stadt gemieden und war, den weitern aber den unbesuchteren Weg der Wallpromenade wählend, unbemerkt bis zur Nähe des Schlosses gekommen. Eine ungeheuere Fahne, in der Mitte des letztern emporgerichtet, verkündete dem Volke die Ankunft, — der Wind zerriß jene noch an demselben Tage. Der Kanzleidirektor Bitter, ein sclavischer Günstling des Herzogs, hatte sich vergebens bemüht, zur Feier der Rückkehr des Herzogs, eine Beleuchtung der Stadt zu veranstalten; was früher leicht gewesen wäre, ward schon mit Kälte versagt und erst am zweiten Abend brachte jener einen Fackelzug, zusammengesetzt aus dem unteren, zum Theil durch Drohungen zur Theilnahme veranlaßten Personale der Behörden und einigen Einwohnern, die wegen ihres abhängigen Verhältnisses die Aufforderung nicht ablehnen zu können geglaubt hatten, zu Stande. Es war die erste öffentliche Gelegenheit zum Ausspruch der Stimme des Volks — sie schwieg; aber ihr Schweigen redete laut, als des kommenden Tages bedenkliches Vorzeichen. Unter schallender Musik hatte der Zug, absichtlich Umwege wählend, um eine größere Masse von Neugierigen anzuziehen, sich nach dem Schloßplatze hinbewegt, dieser und die näher gelegenen Straßen waren mit Zuschauern erfüllt; als das Lebehoch der Fackelträger erscholl, fanden sich kaum Einige, die in den Ruf mit einstimmten. Der Herzog erschien sogleich auf dem Balkon; er sagte einige Worte des Dankes, und wünschte, daß ihm zur Vergeltung Gelegenheit gegeben werden möge. Als er geendet hatte, trat er zurück, gleichsam, als erwarte er den sonst gewöhnlichen Freudenruf; aber die vom Anblick des Herrschers leicht

aufgeregte Menge verhielt sich regungslos, selbst Frauen und Kinder hatten kein Lebehoch mehr für ihn, schwach verhallte der Ruf der Fackelträger und schweigend blieben noch einige Minuten lang die starren Blicke auf die Thüre geheftet, durch welche der Herzog alsbald sich zurückzog.

Lauter, als Alles, sprach warnend diese Stille, — was mußte geschehen seyn, um diesen ungeheuern Kontrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart hervorzubringen?

Es würde die Grenzen dieser Darstellung bei weitem überschreiten und die zahlreichen Seiten eines eigenen Werkes erfordern, wollte man Schritt vor Schritt der Regierungsperiode des Herzogs Karl folgen und alle Mängel und Begebenheiten genügend aufzählen, die allmählig das Band des Vertrauens zwischen Fürst und Volk aufgelöst und die sonst gewohnte Liebe in Gleichgültigkeit, ja in Abneigung bis zu dem Zeitpunkte verwandelt hatten, dessen so eben Erwähnung geschehen ist. Mögen nur einige Hauptzüge dieses dunklen Gemäldes hier ihren Platz finden und den Gang der Darstellung auf einige Augenblicke unterbrechen.

Selten, das läßt sich mit Wahrheit behaupten, hatte ein Fürst unter glücklichern Auspicien die Regierung angetreten, als der Herzog Karl von Braunschweig. Ein gleichmäßiger Gang der Verwaltung, ein während der vormundschaftlichen Regierung überall wirksam gewesener Geist der Ordnung, der Fürsorge und der Gerechtigkeit hatte in jedem Theile des Landes das Gefühl gedeihlicher Ruhe verbreitet, an allen Orten, wo die Hand der Regierung sich zeigte, fand sie Gehorsam, Anhänglichkeit und Vertrauen. Die Finanzen waren ge-

regelt, die Spuren der vorübergegangenen Fremdherrschaft waren verwischt, und überall, in der Nähe und Ferne, hieß das Land Braunschweig ein glückliches Land. Eine Reihe ausgezeichneter Fürsten hatten das Land regiert und mit Wohlthaten überhäuft, durch ihre edeln Bemühungen war ein Grad des Wohlstandes, der Aufklärung und der Moral in dem Lande verbreitet, daß es sich kühn mit jedem Staate Deutschlands messen konnte. Wer segnet nicht bis auf den heutigen Tag Karl Wilhelm Ferdinand; wem schlägt nicht höher das Herz bei dem Heldennamen: Friedrich Wilhelm? Nicht blos durch den Segen, der von dem Throne herabfloß, hatten die Braunschweiger ihre Herrscher zu lieben und zu verehren gelernt, in mannigfaltigen noch näheren Beziehungen waren ihnen jene Fürsten als redliche Männer sichtbar geworden. Sie selbst zeigten Wohlwollen allen Denen, die das Glück hatten, ihnen näher zu stehen, und die Brüder und Kinder der Regenten lebten als Privatleute in der Mitte des Volkes, umgeben von geachteten Lehrern, von geprüften Rathgebern, von bewährten Freunden. So entstanden tausendfache Beziehungen in verwandten Gefühlen zwischen der Herrscherfamilie und den Unterthanen, der Glanz der Dynastie, an Alter und Ruhm noch von keiner übertroffen, war ein Eigenthum eines jeden der lezteren geworden und die Empfindung, verbunden mit dem Bewußtseyn des im ganzen Lande verbreiteten Wohlstandes, gab jedem Braunschweiger das Selbstgefühl, das die Stelle des Patriotismus bei großen Nationen vertrat.

So fand Herzog Karl sein Volk, das er zu beherrschen berufen war. Niemand zweifelte, daß

er den Vätern gleich werden würde, und sammelte alle seine Liebe für jene auf sein theures Haupt. Wie oftmals hatten an ihm und seinem durchlauchtigsten Bruder die Blicke der Braunschweiger gehangen, als sie in den Jahren ihrer Jugend in ihrer Mitte weilten, mit wie warmer Theilnahme hatte man das Schicksal beider begleitet, der lezten Nachkommen eines großen mit dem ganzen Lande durch die edelsten Gefühle verwandten Hauses, durch einen verhaßten Eroberer aus dem väterlichen Erbe fast ohne Hoffnung vertrieben, und nun dem Volke im Laufe des Kampfes wiedergegeben, an dem es selbst den regsten Antheil genommen. Endlos waren das Gewühl und die Freudenbezeugungen des bis zum Enthusiasmus gesteigerten Volkes, als Herzog Karl in seiner Mitte erschien, um die Regierung anzutreten und Alles überließ sich den Hoffnungen auf eine ungetrübte, glückliche Zukunft. Mußten nicht die Empfindungen, die das Volk beseelten, auch die Herrscherbrust bewegen; war es möglich, daß ein jugendliches Gemüth nicht überfloß in den Rührungen eines solchen Schauspiels, war der Anblick nicht von überwältigender Erhabenheit und der festesten Entschließungen würdig, als ein frohes Volk voll Vertrauen sich herzudrängte, um den Fürsten zu begrüßen, der seine Zukunft bestimmen sollte? Niemand hegte einen Zweifel, und wenn vielleicht Einige waren, die in der verflossenen Jugend des Herzogs schon trübere Andeutungen für die Folgezeit hatten erblicken wollen, so war doch mit der weisesten Vorsicht jede Möglichkeit entfernt, daß irgend ein Mißtrauen im Volke hätte verbreitet werden können. Nur wenige Beobachter wollten in dem Blicke des durch die Menge dahinziehenden

Herzogs

Herzogs Spuren von Kälte und Mangel des Mitgefühls, in seinen ersten Handlungen Gleichgültigkeit erblicken; aber ihre Besorgnisse giengen unter in dem allgemeinen Jubel des Volks.

Einige Jahre verflossen in anscheinender Ruhe, oder wenigstens ohne auffallende Ereignisse; aber doch vergieng kein Tag, der nicht die Erwartungen allmählig von ihrer Höhe herabgebracht, die Aussichten getrübt und die Hoffnung in Besorgniß verwandelt hätte. Eine Veränderung in dem Systeme der Regierung wurde fühlbar, die zum Wohle des Volkes bis dahin verwilligten Ausgaben des Staats wurden beschränkt, eine unweise Sparsamkeit — unweise, weil sie die Hülfsquellen des Staats selbst angriff — ward sichtbar, treue Räthe wurden mit Kälte, mit Vernachläßigung behandelt, ein Unwille über Alles, was während der, von dem ganzen Lande mit aufrichtiger Dankbarkeit erkannten, vormundschaftlichen Regierung angeordnet war, gab sich zu erkennen, man erfuhr, daß die während derselben wiederhergestellte landständische Verfassung mit Mißfallen gesehen wurde; vergebens — es scheint Übertreibung, aber es ist wahr — sehnte man sich, in irgend einer Handlung der Milde Spuren der Theilnahme am Wohle des regierten Volkes zu erblicken. Wären Leidenschaftlichkeit, Überwallen jugendlicher Gefühle, die Quellen augenblicklicher Störung oder erregter Besorgnisse gewesen, wie gerne hätte das Volk sich der Erwartung hingegeben, daß nach den ersten Stürmen der Jugend Kraft und Wohlwollen an die Stelle derselben getreten wäre; aber welchen Blick in die Zukunft konnten entschiedenes Mißtrauen, Gleichgültigkeit und berechnete Kälte gestatten?

Da erfolgte der Austritt des Geheimerathes von Schmidt-Phyſeldek, des allgemein geachteten Mannes, der das Gedeihen des Landes durch eine kluge Verwaltung gefördert, der ſich die ungetheilteſten Anſprüche auf den Dank des Fürſten und des Volkes erworben, der das ſicherſte Zeichen großer Eigenſchaften dadurch gegeben hatte, daß er auch in den Jahren ſeiner Macht ſich niemals überhoben, ſondern ſtets ſich gleich geblieben war. An ſeine Verfolgung knüpfte ſich die der übrigen, bei dem ganzen Publikum in den höchſten Ehren ſtehenden Männer, die bis dahin das Geheimerathes-Collegium gebildet hatten, wie des Geheimeraths von Schleiniz, der Geheimenjuſtizräthe Eſchenburg und von Bülow, des Hofraths Petri ꝛc. ꝛc.; das Land verlor den reichen Schatz ihrer Kenntniſſe und Erfahrungen, denn mit Ausnahme des erſteren, der mit der Hälfte ſeines Gehaltes in den Ruheſtand verſetzt wurde, mußten ſie alle im Ausland Schutz gegen Kränkungen, Beleidigungen, Unrecht und Willkühr ſuchen. An ſeine Verfolgung endlich knüpfte ſich der offene Bruch mit dem geweſenen Vormund des Landes, mit Sr. Majeſtät, dem vor Kurzem verewigten Könige von England, die Annullirung der während des lezten Jahres der vormundſchaftlichen Regierung ergangenen Geſetze und die offene Erklärung, die ſtändiſche Verfaſſung niemals anerkennen zu wollen. Dahin alſo war es binnen wenigen Jahren gekommen, der verhaltene Groll hatte plötzlich jede Schranke überwältigt und ſein Lauf fand keine Grenze mehr. Die Welt kennt jenen unſeligen Streit, in zahlreichen Schriften iſt er verhandelt, die Stimme der Herrſcher, die Stimme der Völker Europas hat in ihr ihr einmüthiges, furcht-

bares Urtheil gefällt! Aber mit welchem Erstaunen, mit welcher Demüthigung, ja mit welchen Empfindungen der tiefsten Hoffnungslosigkeit mußte das braunschweigische Land Zeuge dieses Kampfes und der in ihm gebrauchten Mittel seyn! Das Gefühl des bitteren Unrechts, das einem großen und guten Könige und allen den Männern zugefügt wurde, die mit ihm nicht blos das Gute gewollt, sondern auch gethan hätten, durchdrang jedes Herz, in authentischen Staatsschriften wurden einem Jeden die bis dahin verborgen gebliebenen Vorgänge früherer Jahre vor Augen gelegt, das Volk übersah die Größe seines Unglückes und erkannte die Tiefe des vor ihm geöffneten Abgrundes. Nun stiegen Männer empor und bemächtigten sich des fürstlichen Vertrauens, deren dienstbarer Sinn sie zu fügsamen Werkzeugen despotischer Willkühr machte; der Staatsrath Bosse, allgemein bekannt wegen seiner dem usurpatorischen Könige Westphalens kriechend dargebrachten Schmeicheleien und von entschiedener Unfähigkeit zu jeder Art von Regierungsgeschäften, schlich sich in das Vertrauen des Herzogs; aus dem Advokatenstande erhob sich der nachherige Hofrath Frike und erwarb sich, gleichgültig gegen die Folgen, durch seine dienstbare Feder eine Stelle in dem Collegium des Landes, zugleich aber auch die Abneigung seiner Mitbürger; angelockt von der Hoffnung auf Beute, kam vom Auslande her der übelberüchtigte, nachherige Legationsrath Klindworth und die Zügel der Regierung fielen auf eine Zeitlang in seine boshaften Hände; ein Wit genannt von Döring, ein Professor Schütz eilten ebenfalls herbei, um die Irrungen zu vergrößern, noch übler den Fürsten zu berathen und

dem Lande noch unabsehbareres Unglück zu bereiten. Wohl lastet der Fluch der Braunschweiger auf den unseligen Männern, die gleichgültig gegen jedes bessere Gefühl des Rechts und gegen die Wohlfahrt des Landes nur sich im Auge hatten, als sie Alles über den Haufen warfen, was das Gedeihen im Innern, die Verhältnisse zum Auslande sicherte.

Immer heftiger ward der Streit, je länger sich sein Ausgang verzögerte. Der nothwendige Aufschub, den die bundesmäßigen Formen vorschrieben, galt dem Herzoge für den Beweis seines Rechts und es konnte nicht fehlen, daß die in ihm gereizte Leidenschaft auch auf die inneren Verhältnisse sich zurückwenden mußte. Ein junger Mann, der es gewagt hatte, einige nachtheilige Bemerkungen über das Theater zu äussern, ward auf unmittelbaren höchsten Befehl ins Gefängniß geworfen und erst nach Verlauf mehrerer Wochen nach Willkühr wieder losgelassen. Die Bürger fiengen für ihre persönliche Sicherheit zu zittern an und die Meinung über den großen unter ihren Augen geführten Kampf ward zum Probiersteine, woran sie den Werth oder den Unwerth der einen oder des andern zu erkennen suchten. Wer das Verfahren des Fürsten nicht tadelte, ward geflohen oder mit argwöhnischen Blicken betrachtet. Noch äusserte sich die Stimmung nur in vertrauteren Kreisen; aber um sie zu erforschen, um in die geheimsten Gedanken einzudringen und sie früh oder spät bestrafen zu können, wurden geheime Polizeiagenten ausgesendet, wurden Briefe erbrochen und im geheimen Kabinet des Herzogs gelesen. Was früher als die höchste Auszeichnung galt, in die Nähe des Herzogs berufen zu werden,

ward jetzt zum Unglück; ein Jeder, den es traf, hatte auf Gefahr seiner Existenz mit Zumuthungen zu kämpfen, die seinen Charakter in Gefahr brachten, und das öffentliche Vertrauen war in demselben Momente von ihm gewichen, als jene einst so ehrenvolle Nähe ihn berührte. Der Forstmeister von Praun, ein bis dahin unbescholtener Mann, war den drohenden Anforderungen erlegen, die auf solche Weise an ihn ergangen waren; seine Schwäche ward gemißbraucht, um ihn zu dem berüchtigten Herausforderungsschreiben an den Grafen von Münster zu verleiten, das ein anderer, zu männlichem Entschlusse fähiger Staatsdiener, als schimpflich, bereits von sich gewiesen hatte. Was sollte ein Volk von einem Fürsten denken, der solche Mittel der Rache nicht scheute; mußte nicht ein jedes Herz gegen ihn sich kehren, den es die Macht, die ihm das Schicksal gegeben, in einem so ausserordentlichen Grade mißbrauchen sah? Stets verderblicher entwickelte sich das System der Ersparungen; die Lasten des Volks blieben dieselben, selbst Steuern, deren Verwilligungszeit abgelaufen war, wurden fortwährend erhoben, ungeachtet der von den Ständen dagegen gemachten Vorschläge, und Alles endigte in dem sichtbar vorliegenden Plane, alle Hülfsquellen des Staats in die fürstliche Schatzkammer zu leiten, um dort angehäuft oder zum Ankauf von Staatspapieren, den der Fürst selbst leitete, verwendet zu werden. Deshalb wurden sehr viele erledigte Stellen in allen Zweigen der Verwaltung, selbst im Fache der Justiz, unbesetzt gelassen; deßhalb mußten die Beamten auf jede Verbesserung ihrer Lage Verzicht leisten, so sehr

sie derselben auch bedürftig seyn mochten, deshalb mußten Offiziere, zum aktiven Dienste berufen, auch in diesem mit ihrem geringen Wartgelde sich begnügen, deßhalb ward, wenn die Besetzung einer Stelle stattfand, in vielen Fällen weniger die Tüchtigkeit, als die Frage, wie es auf die Kosten ersparendste Weise geschehen könne, zu Rathe gezogen.

Reichere und angesehenere Familien verließen die Hauptstadt eines Landes, von welcher die Sonne des Glücks sich abgewendet zu haben schien; dadurch und durch die Beschränkungen, zu denen alle von der Regierung abhängige Personen sich entschließen mußten, ward Tausenden der Erwerb entzogen, der Miethwerth der Häuser fiel um ein Drittel, der Kaufwerth derselben auf die Hälfte herab und es ward den Besitzern derselben dadurch ein ungeheurer Schaden zugefügt. Stets höher stiegen die Beschränkungen in den zu öffentlichen Zwecken, zu Bauten, zu Forstkulturen, zu Wegen, sonst gemachten Verwilligungen; der Wunsch, augenblicklich Schätze zu häufen, führte zu Maaßregeln, die selbst derjenige, welcher die künftigen Hülfsquellen des Fürsten am tiefsten hätte erschüttern wollen, nicht verderblicher hätte ersinnen können.

Aber auch bei dem bisher geschehenen blieb man nicht stehen. Verfassungswidrig verkaufte, verschleuderte man Staatsgüter und häufte Summen auf Summen; der Widerspruch der Behörden ward für nichts geachtet und selbst das landesherrliche Edikt vom 1. Mai 1794, das edelste Vermächtniß, das Karl Wilhelm Ferdinand den Enkeln seiner Unterthanen hinterlassen konnte, und das einen solchen Verkauf geradezu untersagte, vermochte nicht

dem hereinbrechenden Verfall der gesetzlichen Ordnung einen Damm entgegenzustellen. Der Kanzleidirektor Bitter, aus der Stelle eines gewöhnlichen Schreibers zu jenem Posten emporgehoben und mit dem fürstlichen Vertrauen seit jener Zeit beehrt, als der Legationsrath Klindworth in Ungnade gefallen war, ein Mann ohne Fähigkeit und guten Willen, nur wegen seiner Dienstbarkeit gewählt, derselbe, der als Spion die Gesinnungen des Publikums erforschte und im geheimen Kabinette die Briefe erbrach, erhielt zu den Verkäufen jener Staatsgüter unbeschränkte Vollmacht; durch ihn, den völlig Unkundigen, allein wurden sie geleitet und ein Prozent der Kaufgelder, nebst der ihm zugestandenen Annahme von freiwilligen Geschenken, ward sein Lohn!

Unmöglich konnte dem Fürsten die Stimmung des Volkes und insbesondere der Staatsdiener, die am meisten geeignet waren, die schweren Folgen der täglichen Mißgriffe zu übersehen, verborgen bleiben; aber weit entfernt, in dieser Stimmung eine Warnung oder ein Hinderniß zu finden, diente sie nur dazu, den Haß auf diejenigen zu lenken, die im wahren Sinne des Worts seine treuesten Diener waren. Es war genug, der Familie eines der gewesenen Lehrer oder eines andern in Ungnade stehenden Mannes anzugehören, um der höchsten Abneigung, ja selbst der Verfolgung gewiß seyn zu können; es genügte, Mitglied der Stände oder eines Collegiums zu seyn, das gegen irgend eine Maaßregel Vorstellung erhoben hatte, um als gefährlich oder rebellisch angesehen zu werden. Dem Vicepräsidenten Hofmeister, dem ehemaligen Religionslehrer des Herzogs, ward die ihm verliehene

Abtey Königslutter genommen; als er zur Zeit des Reformationsfestes der Stadt Braunschweig von der Universität Göttingen die Doktorwürde erhielt, ward ihm der Befehl gegeben, das Diplom zurückzusenden, und einem Neffen von ihm ward, wegen seines verwandtschaftlichen Verhältnisses, die Notariatspraxis versagt!

Der Oberjägermeister, Freiherr von Siersdorpff, ein hochbejahrter, im größten Ansehen stehender Mann, der ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, durch seinen Haushalt den bürgerlichen Verkehr beförderte und fortwährend eine große Anzahl von Armen unterstützte, ward ohne weitere Ursache seines Dienstes entlassen und mit Beibehaltung der Hälfte seines bisherigen Gehaltes zum Beweise der Gnade zum Oberhofmeister ernannt. Seine Ablehnung dieses Postens und des demselben beigelegten Gehaltes ward als Beleidigung des Souverains angesehen und er, ohne irgend eine Untersuchung, mit seiner Familie des Landes verwiesen.

Kammerherr von Cramm, der die Angelegenheiten der Stände, deren Mitglied er war, beim Bundestag geleitet hatte, ward seiner Hofscharge entlassen; es ward ihm die Berührung aller vom Oberhofmarschallamte abhängigen Orte, als z. B. des Theaters, der fürstlichen Gärten, des Schlosses ꝛc. ꝛc. verboten und allen Staatsdienern im ganzen Lande der Umgang mit ihm unter der Androhung untersagt, daß eine Übertretung dieses Verbots die Aufhebung des Dienstverbandes zur Folge haben solle. Ein Arzt, der Medizinalrath Schneller, der in der Familie des Kammerherrn von Cramm Hülfe geleistet hatte, ward zur Verantwortung gezogen; der Geburtshelfer Grimm,

der der Gemahlin des Kammerherrn seinen Beistand für den Augenblick der Gefahr versagt hatte, erhielt eine Belohnung von einhundert Thalern.

Der ehemalige Kreisamtmann Häberlin, dessen von dem herzoglichen Landesgerichte ausgesprochenes Todesurtheil in höchster Instanz bis auf zwanzigjährige Festungsstrafe gemildert worden war, wurde, nachdem er kaum ein Jahr hindurch seine Strafe erlitten, plötzlich auf freien Fuß gesetzt, weil er für den Herzog eine neue, angeblich in Lausanne erschienene, aber in Braunschweig gedruckte Schrift, in der Streitsache mit dem Könige von England, ausgearbeitet hatte, und ward, nach allgemeiner Behauptung, insgeheim bei Staatsgeschäften zugezogen.

Der Freiherr von Sierstorpff hatte wegen der über ihn verhängten Landesverweisung bei den Gerichten Beschwerde erhoben und das Landesgericht hatte für ihn günstig entschieden. Der Herzog warf seinen bittersten Haß auf seine Behörde, die, eingedenk ihrer Pflicht, die begangene Ungerechtigkeit nicht hatte gut heißen wollen; der Hofrath Frike erhielt seine Befehle, zerriß vor den Augen der versammelten Richter das Urtheil und kündigte ihnen die landesherrliche Ungnade an für den Fall der Widersetzlichkeit, mit geheimen und geschärften Instruktionen versehen!

Die während der vormundschaftlichen Regierung erneuerte ständische Verfassung, von deren Wirkung der Herzog bei so vielen Handlungen der Gewalt und des unumschränkten Willens ein Hinderniß hätte erwarten dürfen, war, um derselben am sichersten zu begegnen, nicht anerkannt und der Gegenstand eines lebhaften Streites zwischen dem Fürsten

und dem Volke bei der deutschen Bundesversammlung geworden. Schon frühe einen solchen Schritt im Voraus berechnend, hatte er weder beim Antritt seiner Regierung die vorgeschriebenen schriftlichen Verpflichtungen eingegangen, weshalb er auch die allgemeine Huldigung nicht annahm, welcher jene Reversalen verfassungsmäßig vorangehen müssen, sondern er hatte auch die Landstände nicht berufen, obgleich der dazu bestimmte Zeitraum längst verflossen war, und die ständischen Ausschüsse dringend und zu wiederholten Malen darauf angetragen hatten. Als die Stände von dem ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte, auf ihre eigene Veranlassung zusammenzutreten, im Monat Mai 1829, unter Beobachtung der gesetzlichen Form, Gebrauch machten, suchte der Herzog nicht nur die auf das Gemeinwohl abzweckenden Schritte derselben, durch die Einschiebung zweier unbedingt von seinem Willen abhängiger Männer, des Hofraths Fricke und des längst von seiner (der königl. preussischen) Regierung außer Thätigkeit gesetzten, damals im herzoglichen Kabinette ohne öffentlichen Charakter arbeitenden Steuerdirektors Bernard, die provisorisch zu Pröbsten der Klöster Marienberg und Brunshausen ernannt waren, zu hemmen, sondern wandte sich auch an den deutschen Bund mit dem Antrage, die Landschafts-Ordnung für unverbindlich zu erklären, wodurch der offene Bruch herbeigeführt und jede Hoffnung vernichtet wurde, die Beobachtung der in den feierlichsten, von den Vorfahren des Herzogs und der vormundschaftlichen Regierung eingegangenen, Verträgen begründeten Rechte auf gütlichem Wege zu erlangen.

So stand es um die öffentliche Wohlfahrt, um die bürgerliche Freiheit, um Gesetz und Recht in dem Lande, als der Herzog Karl im Frühjahr 1830 sein Land verließ, um den bevorstehenden Beschlüssen der Bundesversammlung auszuweichen. Das Gedeihen des Ganzen und die Wohlfahrt des Einzelnen hatten schon längst aufgehört, Zweck der Regierung zu seyn; die verblendetste Zerstörung der Hülfsquellen des Staats war an die Stelle getreten, redliche Staatsdiener wurden verachtet, bedroht, jedes Mittel wurde ergriffen, sie aus ihrem Wirkungskreise zu verdrängen und Gewissenlose an die Stelle zu bringen, denn nur sie waren taugliche Werkzeuge zur Ausführung des jetzigen Regierungssystems; Niemand mehr war vor Verletzungen seiner Ehre und seiner Freiheit sicher, und schon war die lezte Schutzwehr des Bedrängten, die Schranke des Gesetzes, niedergerissen. Tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich aller Gemüther bemächtigt, die Gewerbe stockten, denn ihnen fehlte die belebende Kraft, in allen Ständen ward das über den Staat gehäufte Unglück lebendig gefühlt und mit der Klage über das Vergangene mischte sich die beängstigendste Sorge für die Zukunft. Denn woher sollten Schutz und Hülfe kommen, wo war das Ziel, an welchem die Willkühr befriedigt stehen bleiben würde? Das tiefste Unglück eines Volkes, seinen Fürsten nicht achten zu können, hatte sich über die Bewohner des braunschweigischen Landes hergewälzt, je kleiner dessen Grenzen waren, je schneller verbreiteten sich die Folgen dieser Leiden bis zu den lezten Verzweigungen der Gesellschaft hinab. Gleich unbeugsamen Sinn, wie gegen seine Unterthanen, hatte der Herzog in dem Streite gegen seinen königlichen Oheim und

gegen die deutschen Mächte gezeigt, denen in diesem die Entscheidung oblag; eine Exekutionsarmee stand bereit, mit Gewalt zu erzwingen, was im Wege der Unterhandlung nicht zu erreichen war, und die allgemein verbreitete Muthlosigkeit der Unterthanen ward noch durch die Erfahrung vergrößert, daß selbst die Fürsten gegen den Sinn zu ringen hätten, der jene, die Schwächeren, niederdrückte.

Gleich bei der Abreise des Herzogs nach Paris verbreitete sich die allgemeine Nachricht, daß unverzüglich neue Verfügungen, noch mehr das Fortschreiten auf der betretenen Bahn beurkundend, bekannt gemacht werden würden, wozu der Zeitpunkt der Abwesenheit absichtlich gewählt worden sey, um jeder Gegenvorstellung entschieden vorzubeugen. Das Gefürchtete geschah. Ungeachtet der in der Verfassung liegenden Bestimmung, daß keine höhere Behörde ohne Mitwirkung der Stände verändert werden solle, ward das bis dahin bestandene Kammer-Kollegium aufgelöst, eine neue Organisation zum Theil mit den schwankendsten Bestimmungen, trat an die Stelle und der Hauptzweck, die sämmtlichen, mit der Verwaltung der Staatsgüter beauftragten Abtheilungen von der Willkühr abhängig zu machen, und sich eines zu allem bereitwilligen Personals zu versichern, ward dadurch zu erreichen gesucht, daß man einen Mann, wie den Staatsrath Bosse, an die Spitze desselben Collegiums stellte, in welchem er vordem zu den gewöhnlichsten Arbeiten entschiedene Unfähigkeit an den Tag gelegt hatte. — Eben so verfassungswidrig war die Organisation neuer Gerichtshöfe, und das dabei angeordnete Verfahren schien darauf berechnet, die Verwaltung der Justiz in die Willkühr des Fürsten

zu legen. Zu gleicher Zeit erschien eine Verordnung, welche den Staatsdienern verbot, ohne Urlaub sich auch nur eine Nacht von ihrem Wohnorte zu entfernen. In ihrer Anwendung gegen diejenigen Personen, welche den Unwillen des Herrschers sich zugezogen hatten — und deren Zahl war nicht gering — war diese Verordnung fast der Gefangenschaft gleichzustellen. Mehrere einzelne Fälle gaben den deutlichsten Beweis — dem Hofrathe Hettling zu Wolfenbüttel gaben zwei Ärzte das schriftliche Zeugniß, daß seine Gesundheit in die äußerste Gefahr käme, ja, daß sein Leben auf dem Spiele stehe, wenn er nicht sofort die Bäder zu Karlsbad gebrauche: allein dem mit seltenen Kenntnissen begabten Staasdiener ward die gemachte und dringend wiederholte Bitte um Urlaub abgeschlagen, denn er war einer von jenen Richtern, die das Erkenntnis in der Sierstorpffschen Sache gefällt hatten, und der Verfasser eines über die Majorennitätsfrage während der vormundschaftlichen Regierung erstatteten Gutachtens. Das Staatsministerium war, den dringendsten Vorstellungen entgegen, ohne genügende Autorisation zu Verwendungen gelassen; viele ausser dem gewöhnlichen Geschäftskreise liegende, oft jedoch eilige Angelegenheiten sollten erst nach erfolgter Rückkunft entschieden werden, auf manche nach Paris gesandte Berichte erfolgte keine Antwort und wenn sie kam, war oftmals das Organ — der Kanzleidirektor Bitter. Denn dieser Mann war jezt der höchste im Staate, durch ihn empfing der Herzog Berichte in Regierungsangelegenheiten und geheime Nachrichten; er begutachtete die Anträge des Ministeriums; er entschied unumschränkt in allen, die Domänen des

Landes betreffenden Gegenständen; von ihm, durch Privatvortheil geleitet, ward der Verkauf ganzer Güter und einzelner Zubehörungen an Grundstücken, Forsten, Zehnten, Diensten ꝛc. immer rascher und in immer größerem Umfange betrieben.

Selbst die sonst alljährlich für herrschaftliche Bauten und Forstkulturen bewilligten Gelder waren für das Jahr 1830 vom Etat gestrichen; Tausende von Bewohnern der ärmeren Gegenden des Landes, wie der Harz- und Weser-Distrikte, kamen um die einzige Quelle des Erwerbs, und erst spät gelang es, wenigstens einen Theil der erforderlichen Gelder zu erwirken. Sämmtliche, seit Jahren aufgehäufte, zu enormen Summen hinangewachsene Vorräthe in den Centralkassen waren mit nach Paris gewandert, neue Schätze wurden gesammelt, um denselben Weg zu gehen.

So war bis dahin das Land regiert, zu dem der Fürst jezt, fliehend von dem Schauspiele einer bis zur Selbsthülfe getriebenen, erbitterten Nation, zurückkehrte, so groß waren die seinen Unterthanen geschlagenen Wunden, so klein seine Ansprüche auf ihre Liebe!

Vom ersten Augenblicke der Rückkehr schien in dem Herzog die Besorgniß rege zu seyn, daß er in seinem Lande ähnliche Ereignisse, als er eben im Auslande gesehen, erfahren könne. Zum Theater ward beim ersten Besuche desselben nicht der gewöhnliche Weg, sondern ein Umweg durch andere Straßen genommen; beim Spazierritt erschien der Herzog mit Pistolen bewaffnet, und als der Zufall es fügte, daß an einem der nächsten Tage bei einer Ausfahrt ein Wagenrad ablief und einige, diesen gefahrdrohenden Umstand wahrnehmende Vorüber-

gehende »Halt, halt!« riefen, verließ der Herzog, diesen Ruf für Aufruhrgeschrei ansehend, den Wagen und zog sich eilig in ein nahe gelegenes Haus zurück. Zugleich verbreitete sich vom Schlosse her die Nachricht von manchen Äusserungen des Fürsten, welche die oben angedeutete Besorgniß und zugleich den Entschluß verriethen, bei dem geringsten Anlasse mit schonungsloser Gewalt zu verfahren. Der deutsche Bund hatte, einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge, in der Angelegenheit des Freiherrn von Sierstorpff erkannt, daß der Rückkehr desselben in seine Vaterstadt kein Hinderniß entgegenstehe. Er wurde erwartet; seine Nachbarn oder vielmehr die Hausbesitzer der ganzen Gemeinde, zu welcher er gehörte und von denen er, in langjährigen Berührungen, sehr viele zur Dankbarkeit verpflichtet hatte, waren entschlossen, ihm ihre Freude über seine Wiederkehr durch eine Fackelmusik zu erkennen zu geben; der Herzog, davon unterrichtet, hatte dem Chef seines Truppenkorps, dem Generallieutenant von Herzberg, den Befehl ertheilt, in einem solchen Falle mit Kartätschen unter die Volksmenge feuern zu lassen. Vergebens hatte jener, der dem Vater des Fürsten auf so manchem Schlachtfelde die glänzendsten Proben einer unerschütterlichen Treue dargelegt, der dem Fürsten selbst so oft schon Beweise des redlichsten Willens gegeben hatte, gegen diesen blutigen Befehl Vorstellung gemacht; nur das Ausbleiben des von den zu besorgenden Schrecknissen schnell unterrichteten Freih. von Sierstorpff verhinderte die Ausführung jener entsetzlichen Maaßregel.

Inzwischen ward auch nach der Rückkehr des Herzogs keine größere Wirksamkeit der Regierung

ersichtlich. Vielmehr erfuhr man, daß auch die geringste, auf die Verwaltung des Innern abzweckende Handlung nur mit Mühe zu erlangen stand. Dagegen wurden zu einer baldigen Abreise Vorbereitungen getroffen, und alle Anzeichen verriethen, daß die Abwesenheit des Herzogs auf eine lange Dauer berechnet sey.

Die durch die verbreitete Nachricht von den für den Fall der Ankunft des Freih. von Sierstorpff getroffenen Maaßregeln schon aufgeregten Gemüther überließen sich immer mehr der Besorgniß, daß der Landesherr seine Unterthanen ohne irgend eine Hülfe in der immer drückender werdenden Noth verlassen und über die Staatseinkünfte nach Willkühr schalten werde. Nach allem, was schon vorhergegangen, fand man einen neuen Beweis für die Begründung solcher Besorgnisse in dem erklärten Willen des Herzogs, das Landgestüt zu Harzburg aufzuheben. Die mühsam zusammengebrachten Zuchtpferde wurden an Handelsjuden feil geboten, und somit sollte auch dieses den Unterthanen von der Regierung förmlich zugesagte und als höchstnützlich bewährte Institut mit einem Schlage dem unersättlichen Hange zum Aufhäufen baarer Geldsummen geopfert werden. Ein unbekannter Ausländer, über den sich die verschiedenartigsten Gerüchte verbreiteten, war der Einzige, der im gegenwärtigen Augenblicke das Vertrauen des Herzogs zu besitzen schien, und die beständige Gesellschaft eines Mannes, dem das Volk nicht das geringste Mitgefühl zutrauen konnte, der im glücklichsten Falle nur ein Vergnügen suchender Abentheuerer war, war nicht geeignet, die Besorgnisse zu beschwichtigen.

Schon

Schon fand man einige Tage hinter einander in entlegenen Theilen der Stadt Papiere angeheftet, die eine gereizte Stimmung andeuteten; der Ruf nach Brod, der Ruf im Lande zu bleiben, den Fremdling zu entfernen, war deren Inhalt. Die oftmaligen Nachfragen des Herzogs bei der Polizeibehörde nach der Stimmung des Volks waren nur geeignet, diese noch mehr zu reizen.

Um diese Zeit geschah etwas, was die Erbitterung des Volks in hohem Grade erregte, sie in einem Brennpunkte vereinigte und der nahen Entwicklung wie im Lavinensturze zuführte.

Der Viceoberstallmeister von Oegnhausen, ein Mann, der das Vertrauen des Herzogs Friedrich Wilhelm genossen, der mehreren Feldzügen mit Auszeichnung beigewohnt, der zuletzt das braunschweigische Husarenregiment, nach dem Tode des früheren Chefs, bei Waterloo ruhmvoll geführt, in den ersten Jahren der Regierung des Herzogs Karl in dessen Nähe, nachher ohne Unrecht zu fördern, in kluger Zurückgezogenheit gelebt und sich dadurch auf seinem Posten und in der Achtung des Publikums erhalten hatte, ward plötzlich, wahrscheinlich weil seine Stelle dem fremden Günstlinge zu Theil werden sollte, mit den demüthigendsten Vorwürfen überhäuft. Noch während der herzoglichen Tafel wurden sie fortgesetzt, und als jener, tief erschöpft und seiner fast nicht mehr mächtig, in sein Zimmer zurückkehrte, überfiel ihn eine heftige Krankheit, welche die Hülfe des Arztes erforderlich machte. Die Anfangs gefürchtete Lebensgefahr schien gehoben, aber die dem herzoglichen Lakaien auf die Erkundigung nach seinem Befinden mit Heftigkeit gegebene Antwort: »Sagen Sie Sr. Durchlaucht, ich sey noch nicht

todt!« verrieth nur zu sehr, in welchem Gemüthszustande der Kranke sich befand. Bei einem bald nachher erfolgten langen Besuche des Herzogs ward der Gegenstand des Gespräches, das zu so qualvollen Scenen geführt hatte, erneuert, der Zustand des Kranken verschlimmerte sich und er starb am Tage darauf, nachdem er kurz vor seinem Ende noch drei Briefe in Dienstangelegenheiten auf ausdrücklichen Befehl seines Fürsten hatte schreiben müssen. Auf die Todesnachricht eilte der Herzog zu dem kaum entseelten Leichnam, und die dort zum Hohne des Todten gesprochenen Worte, das Verlangen, denselben sofort aus dem Schlosse zu entfernen und die unglückliche Äusserung, »ich muß mich an Leichen gewöhnen!« durchdrangen die Umstehenden mit Schrecken. Die Nachricht von dem Tode, die am Todtenbette gesprochenen Worte verbreiteten sich wie ein Blitz durch die ganze Stadt, bis zum Kinde hinab sprach Alles nur von ihnen. »Und welches sind die Leichen,« fragte sich das in seinen Gefühlen aufs Innigste verlezte Volk, »an die der Fürst sich gewöhnen will? Sind wir es, über deren Leichname der Fürst hinwegzuschreiten gedenkt? Noch lebt alles in friedlicher Stille, steht uns noch mehr bevor, das uns zum Kampfe zwingen soll?«

Ungeheuer, mit keinem Ereignisse der früheren Regierungsperiode zu vergleichen, war die Wirkung, die dieser ausserordentliche Fall hervorbrachte. Die Schnelligkeit des Todes und die Umstände, die ihn begleiteten, brachten im Volke häufig eine Ideenverbindung hervor, die, so unbegründet sie seyn mochte, doch selbst in diesen, der unumwundensten Wahrheit gewidmeten, Blättern kaum einer Andeutung fähig ist.

Von Seiten des Herzogs geschah nichts, um die irdischen Überreste des einst mit näherem Umgange beehrten Mannes auch nur mit den gewöhnlichsten Feierlichkeiten zur Erde bestatten zu lassen; doch folgten aus eigenem Antriebe die meisten der anwesenden vormaligen Waffengefährten der entseelten Hülle zur lezten Ruhestätte.

Eben zu der Zeit, als dieser Vorgang statt hatte, war eine Deputation von Bürgern erwählt, um dem Herzog die allgemeinen Wünsche und Bitten vorzutragen. Es war die lezte, ruhige Scene in diesem großen erschütternden Trauerspiele.

Natürlich hatten die verkehrten Maßregeln der Regierung ihre Wirkung nicht verfehlt; eine allgemeine Verminderung des Erwerbs war allmählig immer fühlbarer geworden, und der verflossenes Jahr strenge und anhaltende Winter hatte die lezten Hülfsmittel der ärmeren Klasse von Unterthanen aufgezehrt. Die große Beschränkung in den öffentlichen Arbeiten jeglicher Art hatte für eine große Zahl derselben die Mittel zu neuem Verdienste vermindert oder ganz hinweggenommen und eine durch das ganze Land sich erstreckende Mißärndte, ja selbst der totale Ruin der Ärndten mehrerer Gemeinden durch Hagelschlag, bot für den bevorstehenden Winter um so trübere Aussichten dar, als die Abgaben, trotz der schon vor längerer Zeit von den Ständen deshalb gemachten Anträge, immer noch dieselben blieben, und bei der Regierung auch nicht die geringste Neigung zu einer Abhülfe zu entdecken war.

Am 1. Septbr. trug die Deputation, nachdem sie auf die unheilverkündende Stimmung aufmerksam gemacht, die Nothwendigkeit vor, den drückenden

Beschwerden abzuhelfen, und bat insbesondere, sowohl mündlich als schriftlich, die Stände sobald als möglich zusammenzuberufen, und mit ihnen die besten Mittel zu berathen, wie der allgemeinen Bedrängniß abzuhelfen stehe, da das Ministerium weder das Vertrauen des Herzogs selbst besitze, noch von dem Publikum mit Vertrauen angesehen werde. Der Herzog antwortete ausweichend und unbstimmt; Thatsachen sollten eine deutlichere Antwort geben.

Es erfolgte unverzüglich der Befehl, die Wachen zu verstärken, die Beurlaubten einzubeordern und scharfe Patronen an die Soldaten auszugeben. Montags den 6. Septbr. wurden sechszehn Kanonen, eine jede mit dreißig Patronen versehen, vor der Ägidien-Kaserne aufgefahren. Eine Menge Menschen versammelte sich, um das ungewohnte Schauspiel zu betrachten; sämmtliche getroffene kriegerische Anstalten fielen um so mehr auf, als, bei aller Unzufriedenheit der Gemüther, doch bis dahin auch nicht die geringste unruhige Bewegung zu entdecken war.

Aber die Zeit der Ruhe war vorüber, das Erscheinen der Kanonen war als das Signal zur Gewaltthat zu betrachten.

Als am 6. Septbr. der Abend herangekommen war, ward in den Straßen, besonders von der Artillerie-Kaserne am Ägidien-Kirchhofe bis zum Schauspielhause, eine ungewöhnliche Regsamkeit bemerkbar. Kaum war auf dem Platze vor der erstern, wegen der eingetretenen Dunkelheit, das Geschütz noch zu erblicken, doch standen dichte Haufen rings umher und sahen schweigend auf die Feuerschlünde. Auf dem Bohlwege vermehrte sich die Zahl der Auf- und Abgehenden von Minute zu Minute, bald flüsternd, bald laut ward der Kanonen gedacht, die der all-

gemeine Gegenstand des Gesprächs zu seyn schienen. Vor dem Theater hielten an den für sie bestimmten gewöhnlichen Ausgängen die Equipagen des Herzogs und der Schauspielerin Dermer; es war gewöhnlich gegen das Ende des Schauspiels dort eine Anzahl neugieriger Zuschauer anzutreffen; doch diesmal hatte sich schon frühe eine viel größere Menge eingefunden. Man schien etwas Ungewöhnliches zu erwarten; ein jeder Vorübergehende verweilte, immer mehr füllte sich der Platz und immer dichter drängten die Haufen an die beiden Wagen hinan. Plötzlich hörte man die Wagenthüre des Herzogs öffnen, schnell wieder schließen und die Pferde sprengten im Galopp von dannen. Ein ungeheueres Rufen, untermischt mit gellendem Pfeifen, erhob sich; man hatte nach dem Wagen der Herzogs geworfen. Ein Stein war durch die Fenster geschlagen, mehrere hatten den Wagen beschädigt. In wilder Eile jagte der Wagen den Bohlweg zum Schlosse hinab, die tobende Menge stürzte nach, und der Ruf: Nieder mit ihm, nieder mit dem Herzoge! ward mitten durch das Getümmel vernehmbar. Der Wagen war durch das Thor, das schnell hinter ihm sich schloß, entkommen und das Volk versammelte sich in jener Gegend in dichten Haufen. Bald zerstreuten sich einzelne Abtheilungen desselben in der Stadt, zerschlugen an mehreren Stellen die Laternen und warfen in verschiedenen öffentlichen Gebäuden die Fenster ein. Eine Viertelstunde später sah man die Infanterie aus ihrer Kaserne in aller Stille nach dem Schloßhofe marschiren; die Zugänge desselben wurden geschlossen, jedoch mit Ausnahme dessen, welcher zunächst nach der Artillerie-Kaserne gelegen ist. Bald darauf erschien der Herzog in Person zu Pferde

und mit gezogenem Degen auf dem Schloßplatze, um das Commando zu führen. Das Volk in dichten Haufen, doch unbewaffnet, stand auf dem Bohlwege am Gitter des Schlosses. Das eine noch geöffnete Thor des letztern war von einem Infanterie-Detaschement besetzt, und hierher sandte der Herzog den General-Lieutenant von Herzberg, um das Volk anzureden und zur Ruhe zu ermahnen, »Es lebe der Herzog Wilhelm! Es lebe der brave General von Herzberg!« war die Antwort, und dazwischen war der Ruf: »Arbeit! — Erlaß der Personalsteuer — Landstände!« vernehmbar, untermischt mit Drohungen gegen die Person des Herzogs. Die Volksmenge verhielt sich leidend, wich aber nicht, und nach mehreren Unterredungen, in denen der General den Hülfsbedürftigen Arbeit versprach, die Forderung wegen Berufung der Landstände aber zum ordnungsmäßigen Vortrage durch die geeigneten Behörden verwies, zog sich derselbe zurück. Nun beorderte der Herzog sechs Stücke Geschütz herbei, die auf dem Schloßplatze theils in dessen Mitte, theils neben den dort schon vorhandenen Kanonen aufgefahren wurden; auch das letzte Gitterthor wurde geschlossen. Nur durch die dringendsten Vorstellungen gelang es dem General-Lieutenant von Herzberg, den Herzog von seinem Vorhaben, sogleich unter die Menge mit Kartätschen feuern zu lassen, abzubringen, und es rückte nunmehr das Husaren-Regiment auf den Bohlweg, um eine jede etwaige Unternehmung des Volks zu verhindern.

Auf die erste Nachricht von den entstandenen Unruhen hatten sich der Magistratsdirektor Bode und der Polizeidirektor Gravenhorst nach dem Rath-

hause begeben, woselbst eine Anzahl von Bürgern sich ihnen anschloß. Nachdem es mit Hülfe derselben an verschiedenen Punkten der Stadt gelungen war, ferneren tumultuarischen Auftritten vorzubeugen, verfügte sich der Magistratsdirektor zum Herzoge. Er stellte demselben vor, daß nach dem Zurückziehen der Wachen an den Thoren und fast aller Posten an öffentlichen Gebäuden, die Stadt ihrem Schicksale überlassen und es zur Abwendung der Gefahr höchst nöthig sey, wenigstens einige Patrouillen in die Straßen zu senden und die Aufstellung einer Bürgergarde und deren Bewaffnung aus dem Zeughause zu gestatten — erhielt aber nur zur Antwort, daß der Antrag weiter in Überlegung genommen werden solle, worauf der Herzog nach einer andern Gegend des Schloßplatzes ritt. Nochmals ließ der Magistratsdirektor demselben durch einen Adjutanten die Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maaßregel schildern, und erhielt zuletzt in fortgesetzten Unterhandlungen die Erklärung, daß die Bewaffnung der Bürger, jedoch nur mit Säbeln und Piken, unter der Bedingung zugestanden werden solle, daß Niemand ein Schießgewehr führen und keine Abtheilung der so bewaffneten Bürger in die Nähe des Schlosses kommen dürfe. — Das Husarenregiment ritt mit gezogenem Säbel, eskadronsweise und im Galopp den Bohlweg auf und ab. Durch Zureden gelang es, nach und nach die Haufen zu entfernen und um halb drei Uhr nach Mitternacht rückten die Truppen wieder in die Casernen, nachdem der Herzog selbst die speziellen Befehle über die Besetzung des Schlosses und Gartens durch Posten oder Pikets ertheilt hatte. Der übrige Theil der Nacht verfloß ruhig. Unter einer Husaren-Escorte wur-

den die baaren Geldvorräthe der Generalkasse und der Kammerkasse in das zur Schatzkammer bestimmte Gewölbe des Schlosses gebracht.

Am folgenden Vormittag sah man in der Nähe des Schlosses eine größere Volsmenge, als sonst, doch war es ungewiß, ob fortwährende Gährung oder das Schauspiel der schon wieder auf- und niederreitenden Husaren die Umstehenden herbeigeführt habe. Schon im Laufe der verflossenen Nacht hatte der Herzog den Befehl ertheilt, daß die in dem vor der Stadt gelegenen Pulvermagazine befindlichen Vorräthe, etwa 5500 Pfund, nach der Ägidienkirche gebracht werden sollten. Sobald dieser Befehl ausgeführt worden und die Nachricht sich verbreitet hatte, begab sich ein entschlossener Mann, der in der Nähe jener Kirche wohnende Branntweinbrenner Götte, auf das Schloß, achtete die anfangs erfolgte Zurückweisung nicht, trat in das Zimmer des Herzogs und erklärte, daß die Bewohner des betreffenden Stadttheils nicht zugeben würden, daß ihr Leben und Eigenthum auf ein so gefährliches Spiel gesetzt werde, vielmehr dringend um den Befehl bitten müßten, den Pulvertransport sofort wieder aus der Stadt zu schaffen. Dieser Befehl erfolgte sogleich und das Pulver ward an den bisherigen Verwahrungsort zurückgebracht.

Um eilf Uhr Morgens begab sich der Magistratsdirektor, begleitet von sechs Stadtdeputirten, zum Herzoge, um ihm die immer steigende Gährung zu schildern und auf beruhigende Erklärungen und Maaßregeln anzutragen. Zweimal war die Audienz, auf Befehl des Herzogs, durch den Kanzleidirektor Bitter um deßwillen abgeschlagen, weil der Herzog

noch nicht angekleidet sey, bei der zum drittenmale wiederholten Bitte siegte die Vorstellung von dem üblen Eindrucke, welchen die Zurückweisung der Deputation, ohne sie nur einmal gehört zu haben, hervorbringen würde und es erfolgte endlich gegen zwölf Uhr Mittags die Antwort, daß die Deputation nach Verlauf einer Stunde sich wieder einfinden möge.

Um ein Uhr begab sich daher der Magistratsdirektor an der Spitze derselben Deputation wieder auf das Schloß und erhielt bald darauf Zutritt in dem herzoglichen Zimmer. Es ward umständlich vorgestellt, in welch hohem Grade alle Volksklassen aufgeregt seyn, wie nöthig es sey, die schnellsten und eingreifendsten Maßregeln anzuordnen, zugleich dem Volke beruhigende Versicherungen zu ertheilen, wenn der bevorstehende Sturm abgewendet werden solle. Man nahm auf die schriftliche Vorstellung der Stadtdeputirten vom 1. Sept. Bezug und bat, daß um einen hauptsächlichen Gegenstand des Anstoßes hinwegzuräumen, die Kanonen in das Zeughaus zurückgebracht werden möchten. Der Herzog versprach im Allgemeinen Unterstützung der Hülfsbedürftigen und Arbeit für die Müßigen, trug dem Magistratsdirektor auf, unter Zuziehung des Adjutanten von Sommer, die Kanonen selbst von der Artillerie-Caserne ins Zeughaus zurückzuführen und lies dem Magistratsdirektor ein Rescript einhändigen, in welchem 5000 Reichsthaler für die Armen, Arbeit durch Abbruch der alten Kreuzgänge am Dome und die Pflasterung einer Straße zugesichert wurden. — Auf den allgemein ausgesprochenen Wunsch wegen Berufung der Landstände, äußerte der Herzog sich überall nicht, wiederholte aber den Befehl, daß die Bürgerschaft

nicht mit Schießgewehren bewaffnet seyn und nicht in die Nähe des Schlosses kommen dürfe, mit dem Hinzufügen, daß er sein Schloß schon zu vertheidigen wissen werde, und man nur die übrige Stadt sichern möge. Der König Karl von Frankreich, setzte der Herzog hinzu, habe üble Maßregeln ergriffen, habe nicht Wort gehalten und seine Unterthanen dadurch aufgereizt; er werde keine halbe Maßregel ergreifen, und es nicht dahin kommen lassen, wohin es in Paris gekommen sey.

Die Deputation kehrte, wenig befriedigt, zurück. Die Kanonen wurden, mit Ausnahme derer, welche auf dem Schloßplatze waren, zurückgebracht, eine große Menschenmenge begleitete sie. Der Magistratsdirektor ergriff die Gelegenheit, auf das Ernstlichste zur Ruhe zu ermahnen; seine Mittheilungen wurden jubelnd empfangen, man brachte ihm ein Lebehoch und die Masse zerstreute sich.

In einer schnell verbreiteten Proklamation wurden die Resultate der Audienz bekannt gemacht; sie wurden für ungenügend gefunden und machten um so weniger Eindruck, als man die gethanen Zusagen allgemein mit Mißtrauen betrachtete.

Schon am Vormittage hatte der Herzog den Bewohnern der dem Schlosse gegenüber liegenden Häuser andeuten lassen, ihre Effekten aus dem vorderen Theile derselben hinweg zu räumen; es sey die Absicht, einen neuen etwaigen Auflauf mit Kartätschen zu empfangen; der dadurch an den Gebäuden entstehende Schaden solle vergütet werden, nicht aber der am übrigen Eigenthume. Die Nachricht erregte Angst und Schrecken unter den Hausbesitzern und durch die ganze Stadt verbreitete sich schnell die Nachricht von den beabsichtigten Maßregeln.

Nach der bereits erwähnten Audienz hatte der Herzog dem General von Herzberg, in Gegenwart mehrerer Hofbeamten und verschiedener Mitglieder des Ministeriums, seine Absicht zu erkennen gegeben, gegen das Volk, wenn es neue Angriffe versuchen sollte, militärische Gewalt zu brauchen. Der edle Mann warnte vor den unseligen Folgen, die eine zu weit getriebene oder zu rasch angewendete Strenge haben werde. Er zeigte in einer männlichen Sprache, wie gerechte Beschwerden das hülfsbedürftige Volk zu führen habe, wie leicht es sey, durch Erhörung ihrer Bitten den Sturm abzuwenden, wie gefährlich die Folgen eines begonnenen Kampfes werden könnten. »Das Schloß mit seinen weitläufigen Zugängen gegen die andrängende Masse zu vertheidigen, sagte er, mag mit der gesammten Kraft des etwa 1500 Mann starken Militärs gelingen, wie groß die Zahl der Opfer auch seyn möge; aber wie wird es möglich seyn, zugleich auch die öffentlichen Gebäude, das Arsenal mit seinen Waffen, das Museum mit seinen unschätzbaren und unersetzlichen Kostbarkeiten, die Münze, das Theater, die Gefängnisse, die Magazine, die Pulvervorräthe vor dem Thor, die öffentlichen Kassen, die Archive der Behörden zu schützen? Wird nicht mit verdoppelter Wuth das Volk auf diese Punkte sich werfen, und wenn vielleicht der Untergang der Hälfte der Stadt die Folge des Kampfes ist, wird es uns denn zulezt zu etwas nützen, das Schloß gegen den ersten Andrang geschützt zu haben? Vernachlässigen Ew. Durchlaucht die in andern Ländern stattgehabten Ereignisse nicht; es ist leicht, ein Volk mit Güte zu regieren, und auch jezt ist es dazu nicht zu spät, aber schwer ist es, den Kampf gegen ein aufgeregtes Land zu bestehen, in welchem

Alle von einer Meinung beseelt sind.« Der Herzog fragte, ob das Militär mit Muth sich für ihn schlagen werde? »Die Offiziere, antwortete der General, kennen ihre Pflicht des Gehorsams und werden sie erfüllen, aber erwägen Ew. Durchlaucht, wie weit Sie auf Anhänglichkeit an Ihre Person auch bei ihnen rechnen dürfen. Auch sie sind von Ew. Durchlaucht vernachlässigt, ein großer Theil von ihnen hat in der beschränktesten Lage Jahre lang mit Entbehrungen aller Art, ja selbst mit Mangel zu kämpfen gehabt; sie mußten sich im aktiven Dienste mit dem geringen, durch Abzüge noch verminderten Einkommen begnügen, welches sie als Wartegeld empfangen hatten! Und der Soldat, Sohn, Bruder, Verwandter von denen, gegen welche er kämpfen soll, von der Gerechtigkeit der Sache des Volks durchdrungen, in der Berührung mit den Bürgern an jedem öffentlichen Orte, zum Theilnehmer an dessen Gesinnungen gemacht, noch erfüllt von den Ideen, die er noch vor Kurzem allgemein in seiner Heimath verbreitet fand, wird zwar den Befehlen seiner Obern folgen; aber wie lange wird, wie lange kann seine Beharrlichkeit dauern, wenn ein ernstlicherer Kampf sich entwickeln sollte? Ich selbst theile die Gesinnungen des Offiziercorps; mich, wie sie, würde kein äusserer Feind schrecken; aber hier würde ein Volk uns gegenüber stehen, dessen Theil wir sind, und das als ein gutes Volk stets seinem angeborenen Landesherrn ergeben gewesen ist. Sind das nicht treffliche Männer, geruhte Ew. Durchlaucht hochseliger Herr Vater mir zu sagen, als die Bürger Braunschweigs ihm bei seinem berühmten Zuge tausend Zeichen von Anhänglichkeit gegeben und viele von ihnen vor den

Thoren der Stadt gegen den Feind mitgefochten hatten, dessen Joch damals schwer auf ihnen lastete — es sind Dieselben noch, wenn Ew. Durchlaucht sie nur gütiger behandeln wollten. Nur mit blutendem Herzen würde ich sie angreifen, niemals werde ich es aus eigenem Antriebe thun und nur dann wird es durch mich geschehen, wenn Ew. Durchlaucht neben mir stehen und mir dazu den unmittelbaren Befehl ertheilen, dem ich alsdann gehorchen werde.«

Wohl denn, antwortete der Herzog, mag es seyn, daß ich zu wenig freigebig gegen die Offiziere gewesen bin, aber ich kann das Versäumte nachholen. Ich will Geld unter sie vertheilen, die öffentlichen Kassen stehen zu Gebot; aber erst sollen sie gegen die Aufrührer sich für mich schlagen und zeigen, daß sie der Belohnung werth sind.« Der General lehnte es ab, der Überbringer solcher Botschaft zu seyn und das Gespräch endete.

In dem Schlosse waren schon seit mehreren Tagen viele Kostbarkeiten eingepackt und man eilte, dieses Geschäft zu beendigen. Die Mittagstafel des Herzogs war unruhig, der Herzog selbst ging auf und nieder, ertheilte Instruktionen und gab namentlich zweimal dem Kommandanten der Artillerie, Major von Lübek, den Befehl, bei den ersten Unruhen mit Kanonen unter das Volk feuern zu lassen. Schon während des Nachmittags hatten zahllose Haufen von Bürgern sich um das Schloß versammelt, je näher der Abend kam, desto mehr wuchs ihre Zahl und schon wurden laute Äußerungen und Pfeifen vernehmbar.

Um sieben Uhr versammelte sich das Militär wiederum auf dem Schloßplatze und ward nach den eigenen Dispositionen des Herzogs dort und im

Garten vertheilt, welch letzterer der Bedeckung des Leibbataillons überlassen wurde. Die Gitterthore wurden sämmtlich geschlossen, vor denselben aber, auf dem Bohlwege, häuften sich tausende von Menschen, welche unter Toben und Verwünschungen anfangs den in dem Eisengitter an mehreren Stellen befindlichen Namenszug des Herzogs zertrümmerten und sich sodann bemühten, das mit dem rechten Flügel des Schlosses in Verbindung stehende Kanzlei-Gebäude, den großen, vom Bohlwege in den Schloßgarten führenden Thorweg und die unter dem Bogen am rechten Schloßflügel befindliche hölzerne Thüre zu erbrechen. Aus den Vorstellungen seiner Umgebung entnahm der Herzog die Überzeugung, daß auch, wenn er dem Militär Befehl, zu feuern, ertheilte, dennoch sein Leben bei der großen Überzahl der Angreifenden dringender Gefahr ausgesetzt sey, er ertheilte daher jenen Befehl nicht, sondern entschloß sich, als die Angreifer bereits in das Kanzleigebäude eindrangen und nur mit größter Mühe durch einen Theil des Leibbataillons vom weiteren Vorgehen in den Schloßgarten abgehalten wurden, zur schleunigen Flucht. Er erwählte den Adjutanten von Sommer und den Fähnrich von Garßen, welche schon Tags zuvor bei ihm den Dienst als Ordonnanz-Offiziere gethan hatten, zu seiner Begleitung, und nahm das Husarenregiment und das Leibbataillon zu seiner Escorte mit sich. Letzteres war daher wenigstens eine Stunde lang abwesend, wodurch der Garten, gerade der nächste Punkt des Angriffs, von jeder Vertheidigung entblößt wurde, und in jedem Augenblicke durfte man das Eindringen des stürmenden Volkes, dessen Artschläge die Thüren längst zertrümmmert hatten, gewärtigen.

Der Herzog war fort. Kurz vor seinem Abgange hatte er dem Generallieutenant von Herzberg das Kommando mit unumschränkter Vollmacht, ganz nach eigenem Ermessen zu handeln, übergeben. Von dem Wunsche beseelt, das Schloß wo möglich zu retten, ritt dieser, in Begleitung des Hauptmanns Morgenstern, Adjutant des Corps, und des Stallmeisters Hameln aus der unter dem Bogen des rechten Flügels befindlichen Thüre zu dem Magistratsdirektor Bode, um ihm die Abreise des Herzogs anzuzeigen und ihn zur Mitwirkung bei der Rettung des Schlosses aufzufordern. Auf der Straße ward er sofort umringt, vergebens suchte er die Haufen zum Fortgehen zu bewegen, und nur mit Mühe gelang es ihm, bis zur Wohnung des Magistratsdirektors vorzudringen, wohin auf seine Aufforderung ein Theil der versammelten Menge ihn begleitete. Der Letztere erklärte, seinen Posten unter den jetzt so dringenden Umständen nicht verlassen zu können, doch ward verabredet, daß in Gemeinschaft die nöthigen Maßregeln verabredet und getroffen, sogleich auch die disponiblen Bürgergarden zum Schlosse geführt werden sollten, um, wo möglich, mit ihrer Hülfe den Sturm zu besänftigen zu suchen. Der General ward beim Zurückreiten an der Pforte mit gellendem Pfeifen und mit Steinwürfen empfangen, durch welche er an der Schulter gestreift, sein Adjutant am Kopfe verletzt ward. Das Andrängen der in dichten Massen versammelten Menge hatte nunmehr völlig überhand genommen; mehrere Patrouillen von Bürgergarden zeigten sich zwar, aber sie waren, besonders wegen ihrer unzulänglichen Bewaffnung, zu schwach, um irgend eine Wirkung hervorbringen zu können, in wenigen Augenblicken

waren sie entwaffnet und den drohendsten Mißhandlungen ausgesetzt.

Der Augenblick war gekommen, wo über die zu ergreifenden Schritte eine feste Entscheidung getroffen werden mußte. Dem Ermessen des Generals von Herzberg hatte der Herzog beim Scheiden die ferneren Schritte anheim gegeben; er selbst hatte den Befehl zu feuern nicht ertheilt, von ihm selbst waren die früheren Anordnungen allein getroffen, die das Herandringen und Sammeln des Volkes dicht um und neben dem Schlosse möglich gemacht hatten und der General hatte ihm seine persönliche, gewaltsamen Handlungen entgegenstehende, Ansicht schon früher offen vor Augen gelegt. Wenn er jetzt angriff, war der Erfolg zweifelhaft, unabsehbares Unglück konnte herbeigeführt und das Leben von Hunderten nutzlos verschwendet werden. Niemand aus dem Staatsministerium war zugegen, um Befehl zu ertheilen und die unermeßliche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Das Schicksal der Stadt, vielleicht des Landes, lag in diesem entscheidenden Augenblick allein in seiner Hand — er wählte und wählte glücklich. Auch die Offiziere der verschiedenen gegenwärtigen Bataillone, zu denen er ritt, hatten einstimmig das Feuer für nicht angemessen, vielmehr für höchst verderblich erklärt. Der General gab den Befehl, nicht zu feuern, vielmehr die Truppen zurückzuziehen, sobald man, ohne zu schießen, nicht länger würde Widerstand leisten können. Die Rücksicht, daß die Bürgerpatrouillen mit Herstellung der Ordnung, wiewohl vergebens, beschäftigt, sich mitten unter den Haufen der Angreifenden befanden, mit diesen daher gleiches Schicksal gehabt haben würden, und vornehmlich, daß sie von dem Schlosse vielleicht

leicht vertriebenen Angreifenden unfehlbar auf andere öffentliche Gebäude der Stadt sich geworfen und so lange freies Spiel gehabt haben würden, als man nicht Militärabtheilungen gegen sie gesendet und dadurch das Schloß wiederum derselben Gefahr blosgestellt haben würde, da das Militär, dem das Husarenregiment und das Leibjägerbataillon entzogen war, zu schwach war, um eine Theilung seiner Kräfte zuzulassen, gab den Ausschlag.

Schon war, im Augenblicke der Abreise des Herzogs, die Kanzlei gesprengt und der Eingang zum Schlosse und Garten geöffnet. Die Truppen zogen sich allmählig bis zum Mittelgebäude des Schlosses und von da in den Garten zurück. Schon loderte die Flamme aus den Fenstern des Kanzleigebäudes empor, denn die Stürmenden hatten die Archive mit Pechkränzen angezündet. Vergebens hatte der Magistrats-Direktor Bode es versucht, durch Vorstellungen der Wuth Einhalt zu thun; keine Stimme, kein Rath ward mehr gehört, Geschrei und Verwünschungen übertäubten Alles, und Zerstörung ward der immer dichter nachstürzenden Menge einziger Gedanke. Bald waren auch die äußersten Zimmer des rechten Flügels des Schlosses, in welchem die vom Herzoge bewohnten Gemächer lagen, in Brand gerathen, Gegenstände aller Art wurden aus den Fenstern hinabgeworfen, Alles, was sich vorfand, wurde zertrümmert und selbst in den schon brennenden Zimmern suchte man die werthvollen Effekten dem Feuer zu entreißen, um mit eigenen Händen sie zu vernichten.

Der Magistrats-Direktor wollte es versuchen, mit Hülfe der Bürgergarden herbeigebrachte Spritzen zur Löschung des Feuers anzuwenden; aber tausend

Stimmen erhoben sich dagegen, das Schloß, rief Alles, müsse der Erde gleich gemacht werden, und drohte, die Feuerlöschungsgeräthe zu zertrümmern, wenn man wagen wolle, sie zu gebrauchen. Die Glut war so stark, daß die dem Schlosse gegenüber liegenden Gebäude ebenfalls in Brand zu gerathen drohten, die Fenster in denselben zersprangen, und das Holz fing bereits zu glimmen an. Sie durch Anwesenheit der Feuerspritzen zu retten, gelang, aber so wie es versucht wurde, den Wasserstrahl gegen das Schloß selbst zu lenken, erhob sich die Wuth des Volkes und einige, die dies gewagt hatten, trugen schwere Wunden davon.

Die näheren Umstände der Abreise des Herzogs während dieser Vorgänge sind folgende:

Ungefähr um 8 Uhr Abends rückte das Husarenregiment von vier Schwadronen, jede von 37 Pferden, bis in die Nähe des Steingraben vor, indeß der Franzose Allioard, von einem Reitknechte begleitet, auf dem Walle, bei der letztern Schwadron vorbei, dem Wendenthor zusprengte. Bald nachher trabte das Regiment in den Schloßgarten, woselbst es drei Wagen fand, die eiligst bespannt wurden. Der Herzog befand sich zu Pferde neben ihnen, von mehreren Offizieren umgeben, mit denen er unter dem lauten Getöse des vom Bohlwege herüberschallenden Lärms berathschlagte, welcher Weg über den Wall zu nehmen sey. Ein Offizier kam eilig zum Herzoge mit den Worten: Ew. Durchlaucht, das Volk bricht jetzt in den Garten ein! worauf derselbe: Marsch! Vorwärts! Vorwärts! rief, sich mit zwei Husaren-Schwadronen in Bewegung setzte und dem am Steinwege befindlichen Gartenthore zu eilte. Die beiden andern Schwadronen erhielten Befehl,

den drei Wagen zu folgen, die sogleich neben dem Marstalle vorbei, dem Walle zueilten, wo sie auf mehrere Jäger-Pikets stießen, die zur Deckung aufgestellt waren. Im schnellen Fluge ging es über den Wall, zum Petrithore hinaus, bis zum Raffthurme, wo ihnen erst die Nachricht zukam, daß die andern beiden den Herzog begleitenden Schwadronen noch nicht vorbeipassirt seyen. Dieser hatte, als er den Schloßgarten verlassen, sich rechts gewendet und wenige Minuten nachher viele Unruhe über seine noch zurückgeglaubten Wagen verrathen, weshalb der Adjutant Materne und mehrere Reiter abgesandt wurden, Erkundigungen über sie einzuziehen. Als er durch sie die Nachricht erhielt, daß die Wagen bereits auf anderm Wege vorangegangen, folgte er ihnen eiligst nach und entließ, in der Entfernung von einer halben Meile von der Stadt, die ihn begleitenden beiden Schwadronen. Nur 15 Husaren, nebst dem Hauptmann Bause und den beiden Adjutanten von Sommer und von Garse, bleiben bei ihm. — Der Major von Normann hatte ihn bis an das Thor begleitet. Noch diesseits des Raffthurmes gewahrte der Herzog den Brand in der Stadt und sandte eiligst einen Diener zurück, der mit der Nachricht zurückkam, das Schloß sey an vier Stellen angezündet, das Volk wehre jeden Löschungsversuch mit Gewalt ab, suche jedoch die Bürger-Häuser zu retten; — das Militär habe sich zurückgezogen.

Vor dem Dorfe Vechelde traf bei dem Wagen der Befehl ein, es solle eine Schwadron zurückkehren, welcher Ordre bald die zweite folgte, noch die Hälfte der andern Eskadron zurückzusenden; nur der Rest sollte die Wagen bis Lafforde begleiten. Eine Viertelmeile von diesem Ort entfernt erwarteten die

Wagen, umgeben von Dienern und von Husaren, die aus dem Marstall entnommene Pferde ritten, und die halbe, von einem Offizier befehligte Eskadron die Ankunft des Herzogs. Um Mitternacht traf er ein, mit ihm die schon genannten Offiziere und fünf Husaren. Er fragte nach seiner mitgekommenen Dienerschaft, traf Verfügungen über die 26 Pferde, welche er bei sich hatte und die zu Hildesheim bis auf weitere Bestimmung bleiben sollten, befahl, seinen Wagen, mit dem darin befindlichen Lager, in Bereitschaft zu setzen, stieg sodann mit den vier bei ihm befindlichen Offizieren ab, dicht umgeben von seinen beiden Kammerdienern, Reitknechten und Husaren.

Hoch loderte die Flamme am Horizonte, doch schien der Herzog weder durch dieses Schauspiel, dem er wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkte, noch durch seine Lage ergriffen, sondern eher heiter gestimmt zu seyn. Es entspann sich ein Gespräch, das die letzten Ereignisse und manche frühere Regierungsmaßregeln berührte; — unbewegt nahm der Herzog von den Zurückkehrenden Abschied, legte sich in seinen Reisewagen und fuhr weiter.

Um diese Zeit hatte sich der Brand über den ganzen rechten Flügel des Schlosses ausgedehnt. Das brennende Gebälk das ganzen noch stehenden Gebäudes strahlte durch die lodernde Glut, und der Schloßplatz und die angrenzenden Häuser schienen von einem rothen Feuermeer übergossen zu seyn. Noch immer war man darauf bedacht, die Wohnungen der Bürger durch die aufgefahrenen Spritzen zu sichern, Militärpersonen und Bürger waren gleichmäßig damit beschäftigt; das Krachen der einstürzenden Wände, das Geschrei der Wüthenden durchtönte

die Luft; Rettende, Plündernde bedeckten den Platz, überall war drohende Lebensgefahr und aus der dunkeln Höhe blickte mit weißem Scheine auf das ungeheuere Schauspiel der Mond herab.

Der General von Herzberg versuchte durch starke, in das Innere des Schlosses abgesendete Patrouillen die eingedrungenen mit Fortführung der Sachen beschäftigten Haufen zu vertreiben und obwohl dieses bei der Menge derselben nicht völlig gelang, so ward doch Manches, insbesondere das Schatzgewölbe und die Silberkammer, gerettet. Viele Papiere von der äußersten Wichtigkeit waren ebenfalls in dem brennenden Wohnzimmer des Herzogs den Flammen entzogen und in die Hände von Privatpersonen gefallen, die sie späterhin den Behörden zum angemessenen Gebrauche überlieferten. Auch hatten an mehreren Stellen in der Nähe des Schlosses sich Bürger vereinigt, um die ihrem Schutze übergebenen geretteten Gegenstände aller Art zu bewachen; schon in der Nacht und noch mehr an den folgenden Tagen, ward eine große Menge derselben an den dazu bestimmten Orten niedergelegt.

Aber welches auch die Gefühle oder die Handlungen des Einzelnen in dieser verhängnißvollen Nacht seyn mochten, in dem einen Gedanken vereinigten sich Alle, daß eine so außerordentliche That nothwendig gewesen sey, um den unerhörten Druck der zuletzt unerträglich gewordenen Regierung zu beenden, um eine Scheidewand zu ziehen, die die Rückkehr derselben unmöglich mache, und um aus den Ruinen eine bessere Zukunft erblühen zu sehen. Mitten unter den Stürmen ward oftmals ein Name genannt, der mit jenen Hoffnungen in der innigsten Verbindung stand.

Erst gegen Anbruch des Tages gelang es, Feuerspritzen in den Schloßhof zu bringen und regelmäßigere Löschanstalten zu treffen; doch konnten dieselben anfangs nur schwach betrieben werden, da auch zur Rettung des noch übrigen Theils des Schlosses kaum irgend eine Hand zu finden war und selbst das Erbieten der Zahlung eines vierfachen Tagelohns mit Kälte abgewiesen wurde. Das Schloß muß brennen, war die beständige Antwort, und nur die Vorstellung, daß die nahe an den linken Flügel des Schlosses grenzenden Hintergebäude der Langendammstraße in der drohendsten Gefahr schwebten, wenn nicht Hülfe geschafft werde, vermochten zuletzt Einige, zur Hemmung des Brandes beizutragen.

Mit dem Anbruch des Tages marschirten die Truppen in die Casernen zurück.

Am Vormittage desselben, des 8. Septembers, gelang es endlich, unter Mitwirkung des Militärs, der Heftigkeit der Flammen Einhalt zu thun; der rechte Schloßflügel war niedergebrannt, das massive Corps de logis war verwüstet und auch der diesem zunächst stehende linke Theil war eingeäschert.

Nachdem solchergestalt die Leidenschaften entfesselt waren und die geringeren Klassen des Volkes sich der Unordnung überlassen hatten, war es, um weiteren Gefahren vorzubeugen und die übrigen Theile der Stadt vor Unglück zu sichern, von der höchsten Wichtigkeit, die Anstalten zu Herstellung und Erhaltung der Ruhe so schleunig als nur möglich zu treffen. Der Magistratsdirektor fand in der unverzüglichsten Organisirung einer gehörig bewaffneten Bürgergarde hierzu das geeignetste Mittel; es wurde von ihm mit den Generalen v. Herzberg und von Schrader die nöthige Abrede getroffen; eine Procla-

mation ward erlassen und noch vor Mittag standen 1500 wohlbewaffnete Bürger bereit, jeder möglichen Störung der öffentlichen Ruhe zu begegnen. Sie wählten ihre Offiziere, und diese wieder den Kaufmann Ludwig Löbbeke, einen kräftigen und wohldenkenden Mann, zum Anführer; der Kammerjunker Heyno von Münchhausen und der Buchhändler Vieweg übernahmen den Dienst als Adjutanten desselben, zu welchen sich einige Tage später noch der Doktor Mayer gesellte. Um zwei Uhr Nachmittags traten die ersten geordneten Bürger-Compagnien auf, besetzten in Gemeinschaft mit dem Militär das Schloß, die Thorwachen, die öffentlichen Plätze und durchzogen, mit jenem vereinigt, in starken Patrouillen zu Fuß und zu Pferde die Stadt.

Der Erfolg bewies, wie richtig das bei diesem ausserordentlichen Auftritte von Anfang beobachtete Verfahren gewesen war. Noch während dieses Tages hatte man die Wegführung des hinter dem linken Flügel des Schlosses aufgehäuften Brennholzes gestattet. Es war ein unumgänglich nothwendiges Mittel, um dieses Material, das bei weiter um sich greifendem Feuer die Flamme den angrenzenden Bürgerhäusern unfehlbar mitgetheilt haben würde, fortzuschaffen, und diente zugleich dazu, die niedere Klasse zu beschäftigen, und durch die ihr gewährte Ausbeute ihren Unwillen zu besänftigen. Am Brande des Schlosses hatte die Wuth des Volkes sich gestillt; gegen den Abend des folgenden Tages kehrte Alles zum gewohnten Geleise der Ordnung entweder freiwillig, oder durch die getroffenen zweckmäßigen Anstalten gezwungen, zurück. Um sieben Uhr Abends herrschte in der Stadt die tiefste Stille, nur von dem Rufen der

Wachen und dem Marsche der Patrouillen unterbrochen. Nur hin und wieder wurden im Laufe der Nacht einige verdächtige Personen arretirt; die bis auf 1800 Mann angewachsene Bürgergarde hielt in Vereinigung mit dem Militär die Ruhe mit leichter Mühe aufrecht und wo sie augenblicklich unterbrochen wurde, ergaben sich Mißverständnisse oder falsche Gerüchte und Besorgnisse als Veranlassung.

Gleich des andern Tages wurde eine Deputation nach Berlin an den Herzog Wilhelm, Bruder des entflohenen Herzogs Karl, geschickt und derselbe gebeten die Regentschaft als Reichsverweser zu übernehmen; und einige Tage nachher hielt dieser vortreffliche Prinz, unter ungemeinem Volksjubel seinen Einzug in Braunschweig und trat sofort die Regierung an, welche er seitdem mit Kraft und Einsicht leitet. Herzog Karl machte seither einige Versuche im Lande eine Gegenrevolution zu seinen Gunsten zu bewirken. Das erstemal schickte er einen gewissen Baron Binder von Bienenthal mit Proklamationen zu diesem Zwecke ab, welcher aber in die Hände der Regierung gerieth. Dann wagte Karl selbst einen Versuch, und begab sich in die braunschweigischen Lande, aber sein Unternehmen schlug nicht nur fehl, sondern mit genauer Noth entkam er nur selbst, und mehr als einmal war er nahe daran in die Hände des erbitterten Landvolkes zu fallen, wo es ihm dann übel ergangen seyn möchte. Doch jetzt scheint er die Hoffnung aufgegeben zu haben, je wieder als Regent in seinem Lande aufzutreten, denn er sucht sein Privatvermögen nun nach und nach vollends aus Braunschweig zu ziehen, und

dasselbe an seinen Aufenthaltsort in England kommen zu lassen.

Die Ursachen des Aufstandes im Herzogthum Braunschweig sind in folgender Adresse enthalten, welche die Landschaft am 27. September an den Reichsverweser Prinzen Wilhelm, Bruder des entflohenen Herzogs, übergeben hat, und die für die Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient: »Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr! In den trüben Tagen der Noth erschienen Eure Hochfürstliche Durchlaucht am 10. dies den Bewohnern des Landes als Friedensengel. Die Ausbrüche des lange verhaltenen Unmuths verstummten unter dem lauten und herzlichen Jubel, mit welchem Tausende Ihnen entgegeneilten und unter Freudenthränen Sie in die Hauptstadt einführten. Höchstdieselben sind Hülfe verheissend dem Andrange Ihres edlen Herzens und dem Berufe gefolgt, welcher in Ihrem nahen Verhältnisse zum Lande begründet ist; die Verwendung an Sie muß uns daher nicht nur als die gesetzmäßigste, sondern auch die erfolgreichste erscheinen. Möchte eine getreue Schilderung der Lage, in welcher sich das Herzogthum bis jetzt befunden hat, Sie und sämmtliche Glieder Ihres Fürstenhauses den Weg erkennen lassen, auf welchem allein Hülfe geschaft, ferneres Unglück abgewandt werden kann! — Wir preisen uns glücklich, in fest begründeter Überzeugung sagen zu können, daß Neuerungssucht und Ideenschwindel nicht den mindesten Antheil an den jüngst erlebten, an sich betrübenden Ereignissen gehabt haben, daß wir vielmehr nur Regierungsmaximen sie zuschreiben dürfen, unter welchen das Staatsgebäude nothwendig in sich selbst zusammenstürzen mußte. Neben-

umstände haben den Eintritt einer Katastrophe beschleunigt, welche später gleichsam nach Naturgesetzen erfolgt seyn würde, und dann weit größeres Unheil über das Land und seine nächsten Umgebungen hätte verbreiten können. Das Aufhören einer geregelten, von dem Grundsatze der Erfüllung des Staatszwecks ausgehenden obersten Leitung der Landesangelegenheiten, Zerrüttung der Finanzen des Staats, Unterdrückung des Schutzes, welchen Gesetze und ein unabhängiger Richterstand den Staatsbürgern gewährt, moralische Verderbniß der Beamten, durch Hebung der Schlechtesten und Zurücksetzung der Besseren bewirkt, und fortwährendes Sinken des Wohlstands der Einwohner, ist in allgemeinen Umrissen das Bild, welches mitten in Deutschland aufgestellt zu werden drohte und rasch seiner Vollendung entgegengeführt wurde. — Ein Staatsministerium stand an der Spitze der Verwaltung, ohne den Einfluß auf die wichtigsten innern und äusseren Angelegenheiten, häufig nur als Vollstreckter von Beschlüssen, welche ohne dasselbe gehört zu haben oder gegen dessen eindringlichste Vorstellungen gefaßt waren. Laut haben die Mitglieder dieser obersten Staatsbehörde sich über dieses ihr Verhältniß geäussert, um als Vollzieher von Verfügungen, welche der Verfassung des Landes und den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts entgegenliefen, ein nachtheiliges Urtheil von sich abzuwenden. Im Hintergrunde befanden sich, abwechselnd oder gleichzeitig im Besitze des höchsten Vertrauens, Rathgeber, deren einige im begründeten Rufe tiefer moralischer Verderbtheit standen, Andere, die nur schmeicheln und gutheißen konnten, oder aus untergeordneten Verhältnissen emporgehoben,

gänzlich der Fähigkeiten und Kenntnisse ermangelten, um bestehende Rechtsverhältnisse beachten zu können. Für die Weisungen, welche von solchen Personen der höchsten Staatsbehörde und einzelnen Beamten zugingen, ward unweigerliche Befolgung gefordert, sie wußten durch Belohnungen und Verheissungen mehrere der Unteroffizianten und manche Privatpersonen als Späher zu gewinnen, um diejenigen, welche den Verfall der alten guten Ordnung beklagten, zur gelegentlichen Kränkung anzuzeigen; sie ließen zu gleichem Zwecke sich die Briefe der im Voraus bezeichneten Personen, besonders der Staatsdiener, vom Postamte einhändigen, um die Stellen daraus zu bemerken, in welchem sie einen Tadel über die öffentliche Verwaltung zu erblicken wähnten. Da wegen mündlicher Äusserungen der Art keine Beweise gefordert werden konnten, so durfte man nur den Agenten der geheimen Polizei mißfallen, um trotz der größten Vorsicht als Übelwollender bezeichnet zu werden. Die Schlechtesten wußten durch Anschluß an Jene und durch künstlich abgefaßte Briefe sich leicht den Weg zur Gunst und Beförderung zu bahnen; die besseren Staatsdiener mußten immer mehr zurückgedrängt werden, weil sie um die Gunst solcher Menschen zu buhlen, verschmähten, Kränkungen nicht länger zu ertragen vermochten, welche auf vielfältige Weise ihnen und um ihrer willen ihren entferntesten Verwandten zugefügt wurden. So reichhaltig nun aber auch die Mittel sind, um, selbst mit Schonung der Grundgesetze eines wohlgeordneten Staats, dergleichen Kränkungen von einem hohen Standpunkt herab einzelnen Personen zufügen zu können, so ist man doch dabei nicht stehen geblieben. Es

sollten die Gerichte der höchsten Willkühr dienen, diese statt des Gesetzes als Richtschnur ihrer Aussprüche anerkennen und neben denselben auch abhängige Verwaltungsbehörden zur Ausübung des Strafamtes ermächtiget werden. In Verfolgung dieses Ziels sind wahre Criminalstrafen, ohne vorgängige Untersuchung, auf höchsten Specialbefehl gegen allgemein geachtete Personen verhängt, dem Distriktsgerichte zu Braunschweig Verbote der Vollstreckung rechtskräftiger Entscheidungen in einzelnen Fällen zugegangen und Weisungen an dasselbe erlassen, welche nichts weniger bezweckten, als dasselbe in allen, das herrschaftliche Interesse berührenden Streitsachen, einer förmlichen Beaufsichtigung rechtsunkundiger Personen zu unterwerfen. Die Mitglieder dieses Gerichts und die höhern Justizkollegien, welche fest an ihren beschworenen Verpflichtungen hielten und durch bescheidene Vorstellungen den Eingriffen in den Lauf der Justiz zu wehren suchten, haben die höchste Ungnade vielfach und sehr empfindlich fühlen müssen; namentlich ist die Verordnung vom 25. Februar d. J. den Urlaub der herzoglichen Dienerschaft betreffend, dazu benützt worden, sie, gleich Gefangenen, ununterbrochen und selbst in den Fest- und Feiertagen an ihren Wohnort zu bannen, und von Badereisen sie abzuhalten, welche zur Herstellung ihrer Gesundheit als unerläßlich bescheinigt waren. Kein anderer, als der vorerwähnte Beweggrund konnte zum Grunde liegen, als im Monate März d. J. ohne Rücksicht auf die entgegenstehende Landesverfassung und im Widerspruche mit der in einer Reihe von Jahren bewährt gefundenen, bei den leztern Ständeverhandlungen geordneten Gerichtsverfassung, ein Oberhofgericht

mit Criminal- und Civil-Gerichtsbarkeit über die zum Hofstaate gehörigen oder herrschaftliche Gebäude bewohnenden Personen, unter unmittelbarer Beaufsichtigung des Staatsministeriums und unter dem Vorsitze eines der Rechte unkundigen Hofofficianten errichtet, und unter gleichen Abhängigkeits-Verhältnissen, ein General-Kriegsgericht für nicht militärische Straf- und Civilsachen der Militärpersonen eingesetzt ward. Die bei beiden Gerichten widerruflich erfolgte Anstellung der Richter sicherte an und für sich schon die Erreichung des vorerwähnten Zweckes. Die Beweise für die beabsichtigte Umgestaltung der sämmtlichen Gerichtsbehörden gelangten in Folge des unglücklichen Schloßbrandes durch die aus dem Kabinette geretteten Schriften zur öffentlichen Kunde, und ward daneben dem Publikum die Aussicht in eine schaudererregende Zukunft enthüllt. Wir schweigen über den näheren Inhalt der angedeuteten Dokumente; möchten glückliche Zeiten sie für immer in Vergessenheit bringen. — Die Finanzen waren beim Regierungsantritt Sr. hochfürstlichen Durchlaucht so zu Höchstdessen Vortheile geordnet, daß die Vorzeit in dieser Hinsicht nicht eine ähnlich günstige Lage eines braunschweigischen Regenten aufzuweisen vermag. Die Kammerkasse lieferte nach Bestreitung der darauf ruhenden Staatshaushaltsabgaben und Vorwegnahme der vertragsmäßig zur Schuldentilgung zu verwendenden Summe, einen Überschuß, der mehr als hinreichend war, die Kosten des glänzendsten Hofstaates damit zu bestreiten. In einem ungleich mindern Betrage hatte dieser Überschuß vormals mehreren fürstlichen Familien eine ihrer hohen Würde angemessene Existenz gewährt. Vereint mit den Einkünften eines

beträchtlichen Privat-Vermögens, verlieh jene Überschußsumme Sr. Durchlaucht im reichlichen Maaße die Mittel, alle Neigungen befriedigen und dabei auf Hebung des Kunstfleißes und Förderung der bürgerlichen Nahrung hinwirken zu können. Die in die Landeskasse fließenden Abgaben waren dagegen in Vergleich mit der Vorzeit nicht unbeträchtlich; — es fallen davon auf den Kopf 3¾ Thaler. — Vieles war bei den lezten Ständeverhandlungen für die nächsten drei Jahre auf die Steuerkasse übernommen, was früher der Kammerkasse allein oder in Gemeinschaft mit jener obgelegen hatte. Es war Sr. Durchlaucht vorbehalten, sich durch eine Erleichterung der einstweilen noch forterhobenen ausserordentlichen Abgaben der Liebe der Unterthanen noch mehr versichern zu können. Von allen den Hoffnungen, zu welchen man sich in der vorerwähnten Hinsicht für berechtigt hielt, traf indeß nicht nur keine ein, sondern es ward sogar, mit Verletzung aller hinsichtlich des Finanzwesens bestehenden Vorträge und Grundgesetze, ja selbst auf Gefahr einer Hemmung der Staatsverwaltung in ihren wesentlichsten Zweigen nur darauf Bedacht genommen, den höchstmöglichen Geldbetrag zur herzoglichen Privatkasse zu ziehen. Die neue Ordnung des Steuerwesens unterblieb, weil die Stände nicht berufen wurden; selbst der Antrag der Mitglieder der Ausschüsse auf Zulassung einer den Kräften der Steuerkasse entsprechenden Ermäßigung der Personalsteuer fand nicht Gehör. Von den Kammereinkünften wurde die nach bestehenden Verträgen zur Schuldentilgung jährlich zu verwendende Summe zurückbehalten, nicht das erforderliche Geld zu den nöthigen Bauten auf den Domänen, zu den Forstkulturen und zu Besserung der nicht auf die Steuer-

kasse überwiesenen Wege ferner bewilligt. Erledigte Stellen blieben, insofern der Gehalt auf der Kammerkasse ruhte, unbesetzt, wenn sie nicht ohne Besoldungsvermehrung einem Beamten mit übertragen werden konnten. Alle Schilderung der Nachtheile, welche der Verwaltung und der Justiz hieraus zu erwachsen drohten, fanden keinen Eingang, nicht einmal die Anzeige des Landgerichts, daß die dermaligen Mitglieder ausser Stande, den überhäuften Arbeiten vorstehen zu können, sich von der aus der Stockung des Geschäftsganges denselben erwachsenden Verantwortlichkeit lossagen müßten, konnte bewirken, daß auch nur in einem so dringenden Falle, von dem verderblichen System der Geldanhäufung abgewichen wurde. So schnell nun aber auch auf diese Weise und bei den ausserordentlichen Einschränkungen der Ausgaben für die herzogliche Hofhaltung, sich die Schätze häufen mußten, welche Se. Durchlaucht als Höchstihrem Privatvermögen zugewachsen ansahen und der öffentlichen Verwaltung entzogen: so erschienen doch bald diese Mittel zu dem beabsichtigten Zwecke nicht mehr genügend; es ward zum Angriffe des indisponiblen Staatsguts übergegangen. Das Edikt vom 1. Mai 1794, durch welches des verewigten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand Durchlaucht, nach einer aus eigenen Antrieben mit den Ständen angeknüpften Unterhandlung, die schon bestehenden Beschränkungen wegen Verpfändung des Kammerguts (Veräußerungen waren mit alleiniger Ausnahme überflüssiger Häuser gänzlich verboten und für nichtig erklärt) zu schärfen und dadurch eine Wiederkehr der traurigen Verhältnisse, unter welchem die Landesregierung von Höchstdenselben übernommen war, für

immer abzuwenden, — die Kammerkasse für ewige Zeiten zu Bestreitung des Unterhalts des herzoglichen Hauses und der darauf lastenden Staatsbedürfnisse im Stande zu erhalten, sich bewogen fand, bot kein Hinderniß mehr, nachdem die Schranken der bestehenden Verfassung nicht weiter beachtet wurden. Selbst die Schwierigkeit, daß die Mitglieder der Kammer und des höheren Justizcollegiums auf die strenge Befolgung der Vorschriften jenes Edikts beeidigt, ist gewissermaßen dadurch besiegt, daß gleichfalls verfassungswidrig, die bestehende Finanzverwaltung eine Umgestaltung erlitt, welche in jeder anderen Hinsicht zwecklos und nur den Geschäftsgang zu erschweren geeignet war. Die Darlegung der Mängel dieser neuen Einrichtung den künftigen Verhandlungen vorbehaltend, wollen wir für jetzt uns darauf beschränken, das in vorgedachter Hinsicht Geschehene zu erwähnen. Jene Angriffe begannen mit einem Befehle an das damals noch existirende Kammerkollegium, daß für Kapitale, welche der Herzoglich-Bevernschen Nebenlinie nur zum Zinsgenusse versichert waren, mit dem erfolgten Aussterben jenes Zweigs des Fürstenhauses als erloschen betrachtet werden mußten, so wie für die Privatforderungen Sr. Durchlaucht, welche zum Theil wenigstens schon durch die eingezogenen, verfassungsmäßig festgesetzten Schuldentilgungsgelder bezahlt waren, neue auf den Inhaber lautende Verbriefungen, mit erhöhtem Zinsfuße ausgestellt werden sollten. Auf die Gegenvorstellungen der Mitglieder jenes, bald nachher aufgelösten Collegiums, ward zwar auf der Ausführung jenes Befehls nicht weiter bestanden; es wurden aber jene Obligationen ganz in der Form, wie sie das vorerwähnte Edikt vom 1.

Mai

Mai 1794 vorschreibt, mit dem in Steindruck nachgebildeten Namen der Mitglieder des Ministeriums, der Kammer und des Präsidenten des Landgerichts angefertigt, ohne daß einer dieser Beamten darum wußte, geschweige denn im Koncept siguirt hatte. Nur ein Formular war denselben ohne Andeutung des Zweckes vorgelegt, um ihr »gesehen« darunter zu bemerken; unausgefüllt wurden dieselben durch einen dazu deputirten Kabinetsdiener mit dem Siegel der herzoglichen Kammer versehen; nur von der Stückzahl, nicht von den Summen, über welche sie ausgestellt werden sollten, ward letztere in Kenntniß gesetzt. So emsig inzwischen diese Obligation von den damit beauftragten Agenten auch zum Verkaufe ausgeboten sind, so haben dieselben, im Lande wenigstens, nur geringen Abgang gefunden und ist von dieser Maasregel zur Veräußerung von Domänen übergegangen. Mit den Grundstücken der Stifter Sct. Blasii und Sct. Cyriaci, welche nach dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Feb. 1803 für auflösbar erklärt waren, jedoch, hinsichtlich ihrer besondern Verhältnisse zur Landschaft, vom Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand nicht, wie solches mit den übrigen danach aufgehobenen Stiftern geschah, dem Kammergute einverleibt wurden, ward der Anfang zur Veräußerung gemacht. Der Verkauf der Kurien schien selbst nach dem voterwähnten Edikte gerechtfertigt, jedoch wurden die Kaufgelder dafür nicht der Vorschrift gemäß dem Kammerfond überwiesen. Die verbreitete Meinung, als ob nach den Worten des §. 35 jenes Hauptschlusses, selbst die übrigen Grundstücke dieser Stifter nicht den verfassungsmäßigen Beschränkungen der Dispositionsfreiheit über die Staatsgüter unterlägen, täuschte einige Kauflustige, obwohl die Einsichtsvollern bal

zu der Überzeugung gelangten, daß dem Staate gemachte Erwerbungen nur dessen Grundgesetzen unterstellt werden könnten und eine dem entgegenstehende an sich unbeachtbare Meinung auch in jenen Worten nicht ausgesprochen sey. Mehr noch reizte zur Eingehung auf den Handel, welcher bald auf alle Domänengüter ausgedehnt wurde, der wohlfeile Preis und die Rücksicht auf das beträchtliche Privatvermögen des Herzogs, welches bei dereinstiger Zurücknahme von Seiten des Staats wenigstens den Ersatz der Kaufgelder zu verbürgen schien. Ein mit dem Titel eines Kanzleidirektors begnadigter Schreiber reißte in Vollmacht Sr. Durchlaucht im Lande umher, um die Dorfgemeinden zum Abkaufe ihrer Zehnten, Dienste und sonstigen Grundprästationen zu bereden, welche nach angemessenen Grundsätzen und mit Rücksicht auf die Sicherung des Kammerguts, durch eine Verordnung allgemein für auflösbar erklärt zu sehen, die Stände schon auf dem letzten Landtage gewünscht und ihre deßfallsigen Anträge bei den nächsten Verhandlungen zu erneuern beschlossen hatten. Vollständige Domänen wurden, obgleich mit weniger Glück, von jenem Agenten zu wohlfeilem Preise bei reichen Privatpersonen feilgeboten. Die aus solchen Verkaufungen gelößten Gelder sind unmittelbar an die herzogliche Privatkasse eingezahlt und hat kein Staatsdiener erfahren, auf welche Weise darüber verfügt ist. Nur die Überweisung der veräußerten Grundstücke mußte die neu eingesetzte Domänen-Verwaltung auf den Befehl des herzoglichen Staatsministeriums nach den Anweisungen jenes Bevollmächtigten besorgen und konnten die aus der Kammer in letztere und in das Staats-Ministerium übergegangenen Offizianten die Gewissens-

unruhe, welche diese, obwohl nur geringe Theilnahme an einer den beschworenen Verpflichtungen zuwiderlaufenden Handlungsweise nothwendig erwecken mußte, nur durch die Überzeugung beschwichtigen, daß eine jede noch so bescheidene und gründliche Vorstellung keine andere, als den Erfolg haben werde, ihnen großes Ungemach zu bereiten. Wir nehmen Anstand, dieser allgemeinen Darstellung des Fortschreitens zur unbegrenzten Willkühr noch die Einzelnheiten hinzuzufügen, in welchen sich dasselbe vielfach äußerte; der Mittel zu gedenken, durch welche ausser dem Erwähnten, so Manches erreicht ist und noch erzielt werden sollte: — was von Vielen noch kürzlich für unglaublich gehalten wurde, liegt jetzt enthüllt und zum Theil dokumentirt Allen vor. Schwand längst schon das Vertrauen zur Regierung in dem Maße, daß viele redliche Staatsdienern und unabhängige Privatpersonen unter bedeutenden Opfern ihr früher so sehr geliebtes Vaterland verließen, daß Allen der Muth entsank, durch Untersuchungen irgend einer Art sich fester an dasselbe zu binden; — konnte die Nahrungslosigkeit schon in Folge des Geschehenen zu dem Punkte gesteigert werden, welchen sie jetzt erreicht hat, so wird man das über seine Erwartung an die Zukunft gegenwärtig völlig aufgeklärte Volk nicht unerlaubter Anmaßung beschuldigen dürfen, wenn es Gewährleistung für eine dem Zwecke des Staatsvereins entsprechende Regierung verlangt, zugleich aber es für unmöglich hält, daß eine solche Regierung unter einem Fürsten gesichert werden könne, der nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die ihn umgaben und nach den vielen zur öffentlichen Kunde gebrachten Dokumenten, durchaus unempfänglich für alle Vor-

stellung war, welche sein eigenes und seines Landes Wohl bezweckten. Vertrauensvoll dürfen die Bewohner des Herzogthums in die Hände Eurer Herzoglichen Durchlaucht und der hochherzigen Glieder Ihres erhabenen Fürstenhauses die Entscheidung ihres Schicksals legen. Hülfe den Bedrängten zu leisten, war, so weit die Geschichte hinauf reicht, stets des Welfenhauses höchstes Streben. Wie könnten die würdig Ihrer Ahnen waltenden Glieder desselben diese Hülfe einem Volke versagen, welches seit Jahrhunderten Ihrem Hause mit unverletzter Treue anhing, stets freudig für dasselbe in den Kampf zu eilen bereit war und noch zuletzt in drangvoller Zeit usurpatorischer Herrschaft bewiesen hat, daß es Gut und Blut willig zu opfern bereit ist, um dem erhabenen Fürstengeschlechte anzugehören, an das es durch unvergängliche Bande der Ehrfurcht und Dankbarkeit geknüpft ist. Doch um baldige Hülfe zu bitten, legt uns als Pflicht die Lage des Landes auf. Wo so Vieles zu ordnen ist, wo jeder Zweifel, welchen Übelwollende über die Geneigtheit zur Hülfleistung zu erregen wagen, die Gemüther auf's Neue zu entflammen droht, da wird für des Landes, ja für Deutschlands Ruhe, nicht schnell genug sie geschafft werden können, und bei der auf die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts sich stützenden Unmöglichkeit, daß der Durchlauchtigste Herzog Karl die Regierung des Landes fortsetze, nur dadurch erreicht werden können, daß Eure Hochfürstliche Durchlaucht sie übernehme. Mit Sehnsucht sehen wir dem Zeitpunkte entgegen, wo wir, förmlich berufen, in den Stand gesetzt werden, zur Förderung des Gemeinwohls auf verfassungsmäßigem Wege das Unsrige beitragen zu können. Die wir in tiefster Ehrfurcht

ersterben, Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigst treugehorsamste, die Mitglieder der vereinten Braunschweig-Wolfenbüttelschen und Blankenburgischen Landschaft. H. von Plessen. E. H. A. Lenz. von Lauingen-Linden. Georg von Strombek auf Gr. Sisbek. F. Langerfeld, auch in Vollmacht des Probst Warneke zu Frankenberg. F. C. von Strombek, für sich und in Vollmacht des Geheimenraths von Böttticher auf Linden und Kammerherrn von Kniestadt auf Burgdorf. H. Graf von Oberg auf Duttenstadt. C. Ernst auf Nordsteinmke. von Bülow I. C. F. von Veltheim zu Glentorf und als von Calmscher Vormund. F. C. Wahnschaffe. Freiherr L. C. Heyno von Münchhausen, für sich, in Vollmacht der Herren von Thielau auf Veltheim, und als Vormund des minorennen Adalbert Hildemar von Cramm auf Ölber. J. W. Bode. Hartwig Clewe, für Scheppau. G. Mahner, als Bevollmächtigter der Stifte Sct. Blasii und Cyriaci. Graberg. H. A. M. von Bülow. L. Walter. H. C. G. Franz. F. Dietrichs. C. Cleve, auch in Vollmacht des Forstmeisters von Mannsberg auf Meinbrexen. C. A. Westphal. A. von Cramm. von Waldenfels. L. von Böttticher von Ampleben. von Campe auf Deensen, und in Vollmacht des Oberhauptmanns von Campe auf Stadtoldendorf. A. von Löhneysen. E. von Lauingen. H. A. Schliephacke. J. Kahle. R. von Veltheim, für mich, und in Vollmacht des Dommherrn von Spiegel. J. H. T. Graberg. C. D. Löbeke. J. W. Reineke. C. F. Meineke. J. D. Wehl. J. F. Grassau. F. Harbort. H. Schwanneke. C. A. von Stemberg. Th. A. C. von Cramm. Dedekind. T. von Grane. H. Graf zu Stollberg. A.

von Hoym. A. Ferber. W. Thoman. F. von Campen. Stäffe. Ludewig. Niemann. A. G. Schüze. Friedr. Ude. A. Körber. A. C. E. von Grone, in Vollmacht seines Vaters, des Ritterguts-besitzers zu Westerbrack. H. A. R. T. Koch von Herrhausen. F. Kunze von Dohndsen. W. Fischer. F. Langebartels. F. G. Hoyer. Dieterichs. Engelbrecht Giffhorn. von Höger Rotheheim. Georg Böttticher. Braunschweig den 27. Sept. 1830.

Revolution

der

Niederlande.

Revolution der Niederlande.

Um sich auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus allein die belgische Revolution richtig beurtheilt werden kann, muß man einen Blick rückwärts auf die Geschichte beider Länder, Hollands und Belgiens, werfen. Seit durch ein Mandat des Wiener Kongresses das Königreich der Niederlande geschaffen ist, hat man öfters in Schriften, Proklamationen, Manifesten und Thonreden den Einwohnern derselben zugerufen: »Wir kehren blos zu unserer alten Verfassung zurück. Erinnert euch, Belgier und Holländer, daß unsere Väter lange Zeit glücklich unter dem nämlichen Scepter gelebt haben.« Es wäre allerdings zu wünschen gewesen, daß diese Idee sich nationalisirt hätte. Die Lenker des Wiener Kongresses waren vielleicht philantropisch genug gesinnt, um zu glauben, daß alte Traditionen den Zwecken ihrer jungen Politik dienen und daß die Einwohner der beiden großen Fractionen des niederländischen Staats sich gegenseitig in die Arme sinken würden, wie Freunde, die sich nach einer langen Trennung wiederfinden. Leider haben die Ereignisse die Hoffnungen der Philan-

tropie als illusorisch und die Berechnungen der Wiener Politik als kurzsichtig erwiesen.

Wir rufen die Geschichte zu Hülfe. Im Anfang des 15. Jahrhunderts war das Gebiet, welches heutzutage das Königreich der Niederlande bildet, in eine Menge kleiner Staaten abgetheilt. Belgien faßte die Herzogthümer Brabant, Luxemburg und Limpurg, das gefürstete Bisthum Lüttich, die Grafschaften Flandern, Hennegau, Namur, die Markgrafschaft Antwerpen ꝛc. in sich. Zu Holland zählte man das Herzogthum Geldern, die Grafschaften Holland, Seeland und Friesland, die Herrschaften Gröningen und Utrecht ꝛc. Wir übergehen die kleineren Feudalherrschaften mit Stillschweigen. Diese sämmtlichen Staaten waren unter sich in keinem bestimmten Zusammenhang. Bisweilen vereinigte das gemeinschaftliche Interesse ihre Häupter zu einer angreifenden Unternehmung, die Vortheil versprach, oder zur Abweisung eines feindlichen Angriffs. Die Theilung der Beute nach dem Sieg aber, oder die gegenseitigen Anschuldigungen nach der Niederlage, warfen die einzelnen Staaten in den gewöhnlichen Zustand der wechselseitigen Feindschaft zurück.

Das Haus Burgund dehnte allmählig seine Herrschaft über die verschiedenen Provinzen der Niederlande aus. Es erwarb sie durch Eroberung, Bündnisse, Erbschaften und selbst durch Volkswahl. Philipp der Gute besaß zum größten Theil die Niederlande und hätte nicht sein Sohn, Karl der Kühne, seinem ungeordneten Ehrgeiz alle Zügel schießen lassen, so wäre es ihm leicht gewesen, die Elemente seiner Macht in ein System zu bringen und ein großes und dauerhaftes Reich zu gründen. Wie dem auch sey, Karl der Kühne war von

Rechtswegen Herr des größten Theils der Niederlande, deren Souverainität sich auf seine Tochter Maria, Gattin Maximilians von Östreich, vererbte. Diese Fürstin hinterließ als Erben Philipp, Erzherzog von Östreich, der sich mit Johanna von Arragonien, Tochter und Erbin Ferdinands von Spanien, der Katholische genannt, vermählte. Aus dieser Ehe entsproß Karl V., geboren zu Gent am 24. Febr. 1500. Das sechzehnte Jahrhundert sah eine kolossale Macht entstehen, und die Niederlande waren nur ein kleiner Theil des großen Reichs, das Karl beherrschte. Dieses große Reich, das nach einer Universalmonarchie aspirirte, zerstückelte sich im Laufe von weniger als einem halben Jahrhundert. Im Jahre 1556 ging das deutsche Reich an Ferdinand, Bruder Karls V., Spanien, Neapel und die Niederlande unter die eiserne Ruthe Philipps II. über. Man kennt die blutbefleckte Epoche, die sich jetzt für die unglücklichen Bewohner der Niederlande eröffnete. Es ist überflüssig, die unseligen Zeiten eines Granvelle und Alba in das Gedächtniß des Lesers zurückzurufen. Aus einem blutigen Despotismus und einer langen Anarchie ging endlich eine kräftige Republick hervor, die ihre Unabhängigkeit durch die Waffen gründet und in kurzer Zeit eine hohe Stufe der öffentlichen Wohlfahrt erreicht. Diese Republik ist Holland. Sie dankte ihr Glück einem der größten Männer, die jemals gelebt haben, Wilhelm, Prinz von Nassau-Oranien, einem Vorfahren des jetzt regierenden Königs der Niederlande. Der Prinz von Oranien wurde zum Statthalter der sieben vereinigten Provinzen ernannt, während Belgien durch die Heirath Alberts von Östreich mit

der Tochter Philipps II. an das Haus Habsburg kam.

Während der Zeit, da die Belgier und Holländer unter dem nämlichen Scepter vereinigt waren, d. h. von Philipp dem Guten an bis auf Philipp II. erblickte man bei ihnen in den Zeiten der Ruhe verschiedene, wo nicht gar entgegengesetzte Neigungen. Die Geschichte bietet zwar keine Spur einer erklärten Antipathie dar, aber eben so wenig bestund auch jene Sympathie, die man so sehr herausgehoben hat. Die gemeinschaftliche Gefahr knüpfte sie von Zeit zu Zeit inniger an einander, aber nichts deutet an, daß das Band, welches sie zusammenhielt, durch wechselseitige Neigung oder gemeinschaftliche Interessen geknüpft war. Dies ergibt sich übrigens von selbst, da die Existenzmittel und Interessen dieser beider Völker so sehr verschieden sind. Getrennt können sie als gute Nachbarn leben; gewaltsam vereinigt bieten sich von allen Seiten Kollisionspunkte dar, die erst Zwiespalt und in die Länge Nationalhaß erzeugen würden. Die Vereinigung der Holländer und Belgier im 15. und 16. Jahrhundert hatte nicht die mindeste Analogie mit dem Zustande, der jetzt unter dem Titel des Königreichs der Niederlande besteht. Ihre Lage konnte mit derjenigen der Unthanen des Hauses Östreich verglichen werden, die, bei verschiedenen Sitten und Interessen, dem nämlichen Oberhaupte gehorchen, ohne jedoch ihren nationalen Traditionen zu entsagen.

Von der Gründung des Königreichs der Niederlande an äusserte sich in den belgischen Provinzen ein ziemlich allgemeines Mißvergnügen. Der Grund davon lag hauptsächlich in der nicht zu bestreitenden

Begünstigung der Interessen Hollands von Seiten der Regierung. Die Stadt Brüssel jedoch, in der zuerst die Flamme des Aufstandes ausbrach, schien mehr, als die andern Städte, für die neue Ordnung der Dinge eingenommen, weil sie sich als eine der beiden Hauptstädte des Reichs bedeutender Vortheile zu erfreuen hatte. Die Einfachheit und Leutseligkeit des Königs der Niederlande, die Freisinnigkeit seines Ministeriums in manchen Dingen hatten der neuen Regierung im Anfang ziemlich viele Anhänger gewonnen. Man schmeichelte sich, das die Begünstigung der holländischen Interessen und der Vorzug, den man den Einwohnern der nördlichen Provinzen im Staatsdienste gab, nach und nach abnehmen würden. Dies war die Meinung der liberalen Parthei vom Jahr 1820 — 1825, und die ausländischen Verbannten, Franzosen, Spanier und Italiener, die in den Niederlanden gleichmäßigen Schutz und Aufenthalt fanden, hatten nicht wenig dazu beigetragen, diese Meinung fester zu begründen.

Die Preßfreiheit hatte einen ziemlich weiten Spielraum, obwohl sie immer noch unter einer Art Martialgesetz stand, das im Jahre 1815 im Angesicht der napoleonschen Armee erlassen worden war. Die Hauptklagen der Belgier bestanden darin, daß die Abgaben auf eine für Belgien lästige Weise vertheilt seyen und daß die Belgier nur wenige und die unbedeutendsten Stellen im Staatsdienst erhielten. Im Jahr 1825 verlor endlich die liberale Parthei die Geduld, brach mit der Regierung und schloß sich an die katholische Parthei an, die in einer fortwährenden und ziemlich furchtbaren Opposition geblieben war. Man kam über gemeinschaftliche Beschwerden überein, deren hauptsächlichste

Punkte waren: Die Mahlsteuer, die Beschränkung der Preßfreiheit, die ungleiche Vertheilung der Staatsdienste, die Beschränkung des öffentlichen Unterrichts, das Verbot, sich in öffentlichen Akten der französischen Sprache zu bedienen, der Abmangel des Geschwornengerichts, die Entsetzbarkeit der Richter, die Nichtverantwortlichkeit der Minister ꝛc. Über diese Punkte wurden Petitionen eingereicht, welche 80,000 Unterschriften enthielten. Die Regierung beachtete sie nicht. Im Laufe der Jahre erhitzten sich im Stillen die Gemüther mehr und mehr, und nachdem die Vorgänge in Paris dem Volke das Geheimniß seiner Stärke verrathen hatten, ließen sich leicht ähnliche Ereignisse voraussehen.

Bevor wir die Beschwerden der Belgier gegen ihre jetzige Regierung aufzählen, wollen wir einen Blick auf die in den Niederlanden bestehenden Partheien, auf ihre Zusammensetzung und Interessen werfen. Die niederländische Nation theilt sich in zwei entgegengesetzte Meinungen: die Holländer und die Unionisten. Die Parthei der Holländer besteht in den gebornen Holländern, welche sich ungefähr fünf Sechstheile aller Staatsdienste in dem europäischen Königreiche und fast alle Ämter in den Kolonien angeeignet haben, aus der übrigen sehr großen Mehrzahl des holländischen Volkes, welche natürlich einer Regierung anhängt, die ihre Mitbürger in ihren materiellen Interessen, wie in ihren religiösen Meinungen, begünstigt; aus den Belgiern, welche einträgliche oder ehrenvolle Stellen besitzen, aus einer gewissen Anzahl Fabrikanten und Schiffsrheder von Antwerpen und Gent, denen die im Jahr 1824 von dem Könige gestiftete Gesellschaft für den Kolonienhandel zu statten kommt.

Die Parthei der Unionisten besteht: erstens aus denjenigen Belgiern, die aus Überzeugung liberal sind und sich gekränkt fühlen, daß ihr Land, welches bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung der Niederlande ausmacht, gleichsam als eine holländische Kolonie betrachtet wird, und daß die Holländer in allen Zweigen der Staatsverwaltung auf eine ungemessene und unverantwortliche Weise begünstigt werden. Zweitens, aus der katholischen Parthei, die sich an die Liberalen angeschlossen hat, weil sie der protestantischen Tendenz der Regierung entgegen ist. Diese katholische Parthei faßte verschiedene Elemente in sich: Einmal wahrhaft fromme Katholiken, die ehrlich für ihren Glauben streiten, dann Jesuiten und andere Ehrgeizige, welche die religiösen Meinungen zum Deckmantel gebrauchen, um zur Macht zu gelangen, und die dazu in Belgien den Liberalismus, wie in Frankreich den Absolutismus, gebrauchen. Ihr Zweck ist stets der nämliche, und sie wenden nur je nach der Verschiedenheit des Landes verschiedene Mittel an. Endlich haben sich dieser Parthei die Anhänger einer unbegrenzten Freiheit angeschlossen, denen die Frage der religiösen Freiheit an sich ziemlich gleichgültig ist, die sich aber gekränkt fühlen, daß nicht Jeder nach eigenem Gefallen seine Ideen zu Tage fördern, und die Grundsätze, die ihm die rechten schienen, befolgen kann. Die Vereinigung der liberalen Belgier und katholischen Belgier und Holländer bildet, was man die Parthei der Unionisten nennt.

Wir gehen jezt zu den Beschwerden der Belgier über. Obwohl dieselben größtentheils begründet sind, so ist dennoch, man muß es gestehen, die Lage der Belgier dadurch ziemlich schwierig geworden,

daß sie die Grenzen der gesetzlichen Ordnung überschritten haben. Sie sind nicht, gleich den Franzosen, durch den Meineid ihres Königs ihrer Verpflichtungen entbunden. Die niederländische Regierung kann ihnen mit Recht entgegen halten: »Was wir gethan haben, kränkt allerdings euere theuersten Interesse, aber wir thaten es nur in Gemäßheit der bestehenden Gesetze. Ihr habt daher kein Recht, euch mit Gewalt der Waffen Hülfe zu schaffen. Ihr müßt zugeben, daß wir es sind, die auf dem konstitutionellen Boden blieben.« Die Minister der Niederlande haben ungefähr die Rolle gespielt, wie das verschmitzte Ministerium Villele in Frankreich. Sie haben auf gesetzlichem Wege die Bestimmungen der Verfassung gedreht, gewendet, nach Gefallen gedeutet. Auf solche Weise kann man in einer Konstitution alles finden und nicht finden, wie man will. Herr van Maanen wußte immer für seine Plane die Zustimmung der Generalstaaten zu erlangen und blieb somit auf gesetzlichem Wege. Dies ist freilich nur eine materielle und rohe Legalität, ganz entgegengesetzt jener moralischen Gesetzmäßigkeit, die das Siegel der Rechtlichkeit und der Beweis der wohlwollenden Gesinnungen der Staats-Verwalter gegen die Verwalteten ist.

Die Belgier haben allerdings sehr wohl gegründete Beschwerden, aber ihre Stellung ist verwickelter, als die der Franzosen in dem Augenblicke, da sie ihre Revolution begannen und vollendeten. Im Anfang des Aufstandes kreuzten sich Beschwerden aller Art und die verschiedensten Meinungen wurden zu Tage gefördert. Nachdem die Gemüther etwas ruhiger geworden waren, traten die Angesehensten und Aufgeklärtesten in jeder der insurgirten Städte

zusammen, um eine Übersicht ihrer Hauptbeschwerden zu entwerfen. Unter diesen Beschwerden waren einige der ganzen Nation gemeinschaftlich, die anderen rein belgisch. Diese lezteren dienten zur Begründung der Bitte der Trennung Belgiens von Holland, jedoch fortwährend unter dem Scepter des Hauses Oranien.

Die Beschwerden der Belgier sind folgende:

1) Freiheit des Unterrichts. Diese Beschwerde kann sich kaum auf etwas anderes, als auf die reglementarischen Gegenstände beziehen, denn was den Grund derselben betrifft, so ist er durch das Concordat von 1827 festgesetzt worden, das alle vernünftige Ansprüche der Katholicken zu befriedigen scheint. Der König hat erklärt, daß er sich auf das gedachte Concordat beziehe.

2) Ungleiche Vertheilung der Staatsdienste. Dieser Gegenstand läßt sich materiell erweisen und alle Diskussionen darüber waren demnach überflüssig. Der König beschränkte sich darauf zu erwiedern, daß er diese Lage der Dinge mit Bedauern sehe, daß es jedoch schwer sey, Jedermann zufrieden zu stellen.

3) Freiheit der Sprache. Ein Gesetz verordnet daß vom 1. Januar 1823 an die holländische Sprache unter dem Namen niederländisches Idiom zur Landessprache erklärt sey, daß diese Sprache allein bei den Staatsverwaltungen, den Gerichtshöfen, den Notariaten ꝛc. zugelassen werde. Belgien, wo man kein Wort niederländisch versteht, verwendete sich mit großem Eifer dafür, daß die französische und flamändische Sprache fortwährend zugelassen werde. Man erhielt einigen Aufschub, zulezt aber mußte man gehorchen. Die Einführung einer einförmigen Sprache, wenn man sie bewirken konnte,

wäre allerdings dem Lande von Nutzen gewesen. So z. B. kam im Jahre 1822 zu Rotterdam ein Prozeß vor, worin der eine der Advokaten seinen Vortrag in französischer, der andere in flamändischer Sprache hielt, und wo sofort der richterliche Beschluß in holländischer Sprache ertheilt ward. Wie dem aber auch sey, das Murren über diese Verfügung wurde so ernsthaft, daß man am 30. August 1829 ein Gesetz erließ, das zu Abfassung der Notariats- und Gerichtlichen-Akte in der Sprache der Partheien ermächtigte. Ein zweites Gesetz vom 6. Juni 1830 dehnte diese Befugniß auf die Prozeßschriften der Advokaten und die richterlichen Erlasse aus. Durch diese Verwilligungen ist jedoch die Quelle der Beschwerden nicht verstopft worden, denn die Laufbahn des Staatsdienstes ist allen denjenigen Individuen verschlossen, welche die niederländische Sprache nicht kennen.

4) Verlegung des hohen Gerichtshofes aus Holland nach Belgien. Diese Beschwerde ist sehr gerecht. Belgien hat viel Ackerbau, Fabriken, Werkstätten aller Art, deren Grenzen und Berechtigungen reichlichen Stoff zu Prozessen liefern. Die Holländer dagegen haben den größten Theil ihres Vermögens in ihrer Brieftasche und nur wenige besitzen Waideland, dessen Ausbeutung höchst einfach ist und dessen Grenzen durch den Lauf der Kanäle genau bestimmt sind. In Belgien also findet bei weitem die Mehrzahl der Prozesse statt. Es ist demnach für die Belgier höchst nachtheilig, daß man den Sitz des obersten Gerichtshofes nach Holland verlegt hat, da dessen Entfernung die Betheiligten viele Zeit und vieles Geld kostet.

5) Das jährliche Budget der Niederlande enthält einen offenen Credit von einer Million Gul-

den zur Unterstützung der Fabriken und Ermunterung des Gewerbfleißes im Allgemeinen. Die Belgier behaupten, daß diese Fonds ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen und zur Belohnung der ministeriellen Schriftsteller verwendet worden seyen. Über diese Behauptung, obwohl sie in Belgien allgemeinen Glauben findet und in den öffentlichen Beschwerden mitbegriffen ist, liegen keine Beweise vor. Sie muß demnach bis zu näherer Aufklärung auf sich beruhen.

6) Eine Hauptbeschwerde bildet die ungleiche Vertheilung der Steyern und vorzüglich die unverhältnißmäßig hohe Grundsteuer, die dem größten Theile nach auf Belgien lastet. Diese Beschwerde ist allem Anschein nach sehr gegründet; es ist aber etwas schwierig, sie gehörig nachzuweisen.

Wir kommen nun auf die Beschwerden, die den beiden Völkern gemeinschaftlich sind. Die Belgier verlangen mehrere Änderungen in der Verfassung, namentlich: Die Verantwortlichkeit der Minister, Geschwornengerichte, Unentsetzbarkeit der Richter, unmittelbare Wahl der Deputirten, Aufhebung der Communalgarde und deren Ersetzung durch eine Nationalgarde, eine besser begründete Preßfreiheit ꝛc. Alle diese Beschwerden sind höchst gegründet und ganz dem Geiste der Institutionen der neuern Zeit angemessen. Sie würden Holland wie Belgien auf gleiche Weise zu gut kommen.

Die Haupttendenz der belgischen Revolution ist die Trennung von Holland in parlamentarischer und administrativer Hinsicht. Folgender Artikel, den Hr. v. Potter, eines der Häupter der belgischen Unzufriedenen, in den Courrier francais hat einrücken lassen, kann als das Manifest der belgischen Parthei

angesehen werden: «Die ersten Rufe, die sich in der insurrektionellen Bewegung von Brüssel hören ließen: waren, Freiheit, Gerechtigkeit! Freiheit, weil Unterdrückung bestand, Gerechtigkeit, weil Partheilichkeit, Bevorrechtung bestand. Die Freiheit der Belgier ist die Trennung von den Holländern; in dieser Trennung finden sich das Geschworenengericht, die Freiheit des Unterrichts, populäre und direkte Wahlen, eine wahrhaft freie Presse, mit einem Wort, Alles, was die Belgier wollen, was ihnen von der halb belgischen, halb holländischen Repräsentation ewig verweigert werden wird, und was der König, an den sie sich in diesem Augenblicke wenden, keinen Anstand nehmen wird, ihnen zu versprechen, daß er überzeugt ist, es ihnen nie bewilligen zu müssen. Wie müßte er dies jemals, mit einer gesichrten, batavisch-ministeriellen Majorität? Dahin indessen führt nothwendig die nachgesuchte Aufrechthaltung des Grundgesetzes, selbst wenn es offen, getreulich, vollständig vollzogen wird. Dieses Gesetz heiligt den Grundsatz der Gleichheit der Nationalrepräsentation für die Belgier und die Holländer, heiligt folglich alle bereits begangenen Ungerechtigkeiten, so wie alle, die bei diesem Zustand der Dinge noch in Zukunft von den Holländern zum Nachtheil der Belgier werden begangen werden. Die Gerechtigkeit, welche die Belgier fordern, wäre vor allem eine auf die Bevölkerung ihrer Provinzen basirte Nationalrepräsentation, d. h. eine legislative Kammer aus ungefähr 66 Belgiern und 44 Holländern gebildet, und nicht wie jetzt aus 55 Belgiern und 55 Holländern. Die Gleichheit der Repräsentation zwischen den beiden Theilen des Königreichs ist die Quelle aller Ungerechtigkeiten,

die begangen wurden und deren Resultat nothwendig die Ausbeutung Belgiens durch die holländische Societät, unter der Firma von Maanen und Comp. seyn mußte. »Aber, werden die Holländer zu den Belgiern sagen, wie ihr selbst zugebt, sind unsere materiellen Interessen, wie unsere Sitten und unser Charakter den eurigen diametral entgegengesetzt; aus euerem Vorschlage würde hervorgehen, daß ihr Holland beherrschtet, dessen Interessen unaufhörlich den Forderungen Belgiens geopfert würden, wäre dies Recht?« Gewiß nicht; auch haben wir durch diesen Vorschlag euch nur beweisen wollen, wie sehr ihr seit sechszehn Jahren uns unterdrückt habt, und, wenn überhaupt die Unterdrückung mehr oder weniger gehässig seyn könnte — um wie viel monstruöser die Unterdrückung von $3\frac{1}{2}$ Millionen Belgier durch $2\frac{1}{2}$ Millionen Holländer ist, als es die der holländischen Minorität durch die belgische Majorität wäre. Aber keine Reaktion, keine Rache; wir wiederholen es, blos Gerechtigkeit und Gerechtigkeit für Alle. Mögen die Belgier, die jetzt Herren ihres Schicksals sind, diese glückliche Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, es auf feste und dauernde Weise festzustellen. Vollständige Trennung von Holland, parlamentarische und administrative. Hierin und blos hierin liegt das Heil des Vaterlandes. Ist dieser große Akt der Emancipation einmal vollendet, so können die Belgier an Reformation ihres Grundgesetzes denken, sie können es mit einem Wahlgesetze begaben, das mehr im Einklang steht mit der Bildung des Jahrhunderts und den Bedürfnissen ihrer Nation, sie können die vollständige Freiheit des Gedankens, des Worts, der Presse und des Unterrichts in Anspruch nehmen, die gerichtliche Gewalt auf gleichen

und freisinnigen Grundlagen organisiren und die Agenten der vollziehenden Gewalt gesetzlich verantwortlich für ihre Handlungen machen. Und der König der Niederlande wird diese Trennung unterzeichnen, welche die Belgier so großherzig Holland anbieten; und die beiden Brudervölker, der herrschenden Dynastie gleich ergeben, werden die Unabhängigkeit des vereinigten Königreichs für immer gesichert haben.«

Andere Stimmen erhoben sich in Belgien selbst gegen diese Ansichten. Einwohner von Antwerpen, größtentheils dem Handelsstande angehörend, reichten folgende Adresse gegen die Trennung Belgiens von Holland ein: »Sire, nicht ohne tiefen Schmerz erfuhren wir das Begehren, das an Ew. Majestät gestellt worden, die Trennung der südlichen und nördlichen Provinzen zu bewirken. Die Besorgnisse, unser Stillschweigen möchte als Beitritt ausgelegt werden, macht es uns zur Pflicht, Ew. Majestät ehrfurchtsvoll vorzustellen, daß wir diesen Wunsch keineswegs theilen. Fünfzehnjährige Erfahrung hat uns ganz klar bewiesen, daß man dem wechselseitigen freien Austausche der Produkte das beiderseitige Glück verdanke; die Vortheile welche die Schiffahrt aus dem Handel mit den Kolonien gezogen, die Absatzwege, welche eben diese Kolonien unserer Industrie mit jedem Tage mehr verschaffen, sind ein unumstößlicher Beweis, daß eine Trennung nicht allein für diese Provinz, sondern für die Industrie und den Handel von ganz Belgien sehr nachtheilig seyn würde. Von dieser großen Wahrheit durchaus überzeugt, wagen wir es, dieselbe Ew. Majestät mit der Ehrfurcht und dem Vertrauen vorzutragen,

die ein König einflößt, der das Beste seines Volkes will und immer für das wohlverstandene Glück desselben arbeitet.«

Die gerichtliche Verbannung mehrerer volksthümlichen Schriftsteller trug nicht wenig zur Erhöhung der allgemeinen Gährung bei. Man betrachtete sie als Märtyrer der öffentlichen Meinung. In diesem Meinungskriege hatte sich die Regierung ziemlich ungeschickt benommen. Sie setzte den volksthümlichen Organen, die zum Theil vieles Talent an Tag legten, einen gemeinen Menschen entgegen, welcher die Opposition blos mit platten und rohen Injurien zu bekämpfen wußte. Es war ein Italiener, Namens Libry-Bagnano, der zu Lyon zweimal als Fälscher verurtheilt worden war. Dieser Mensch entblödete sich nicht, in seinem Blatte, welches als das Organ der Regierung anerkannt war, öffentlich zu sagen, daß nichts Besseres zu thun sey, als den Mißvergnügten, gleich bissigen Hunden, Maulkörbe anzulegen und sie sofort mit der Hundspeitsche zu bedienen. Solche beschimpfende Herausforderungen, die das mit dem Gelde der Regierung gegründete Blatt, der National betitelt, enthielt, mußten nothwendig die Gemüther empören und haben zuletzt bittere Früchte getragen. Libry-Bagnano und der Justizminister van Maanen, dessen Beschützer, wurden die Gegenstände der allgemeinen Verwünschung. Der letztere war bereits wegen den Verfolgungen gegen die liberalen Schriftsteller, die man ihm hauptsächlich zur Last legte, verhaßt genug. Statt nun der öffentlichen Meinung nachzugeben, trotzte man ihr. Es wurden neue gerichtliche Ver-

folgungen gegen die liberalen Journalisten angeordnet. Die Unwissenheit und Servilität der Gerichtsbehörden machten diese Verfolgungen noch gehässiger. Das Gewitter, längst drohend, war dem Ausbruch nahe.

Es waren auf den Geburtstag des Königs und auf die Verheirathung der Prinzessin Mariane Feste angeordnet. Sonntag den 22. August fand man in der Stadt Anschlagezettel angeheftet, die folgende Worte enthielten: Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution. Die Regentschaft, hiedurch beunruhigt, versammelte sich. Man beschloß, die Feste aufzuschieben und Libry-Bagnano, dessen Haus die Polizei schon seit 14 Tagen bewachte, aus der Stadt zu entfernen. Er gieng noch in derselben Nacht nach dem Haag ab. Das Volk wollte jedoch an seine Abreise nicht glauben und ließ sich nicht nehmen, daß er noch in seiner Wohnung sey.

Am Montag den 23. August und am Dienstag den 24. war die Witterung ungünstig und die Regentschaft ergriff mit Vergnügen diesen Vorwand, um das Feuerwerk und die Illumination zu verschieben. Am Dienstag, als dem Geburtstage des Königs, fanden durchaus keine öffentlichen Feste statt. Es wurde blos ein Te Deum abgesungen und die Garnison paradirte vor dem königlichen Pallast. Die Besatzung der Stadt bestand aus 200 leichten Dragonern, 1,500 Grenadieren und Jägern der Garde und einem Militärbataillon, im Ganzen etwas über 2,000 Mann. Brüssel ist übrigens von so vielen Städten umgeben, die Besatzungen haben, daß sich innerhalb zwei Tagen leicht 7 bis 8,000 Mann zusammenbringen ließen.

Mittwoch der 25. August, den die Anschlagezettel als den Tag der Revolution bezeichnet hatten, vergieng ruhig. Am Abend wurde im Theater die Stumme von Portici gegeben. Der Zulauf war unermeßlich. Im Parterre saß ein Mann, der eine Art Kokarde in der Hand hielt, die er von Zeit zu Zeit in die Höhe hob, um dadurch das Signal des Beifalls oder Mißfallens zu geben. Die Einheit, womit dieses Signal befolgt wurde, deutete augenscheinlich auf einen verabredeten Plan. Ausserhalb des Theaters, im Winkel der Straße Fripiers, wartete ein zahlreicher Volkshaufe das Ende des Schauspiels ab. Der Mann mit der Kokarde trat in dessen Mitte und redete die Umstehenden mit den Worten an: »Ihr liebt den Holländer Käse, nicht wahr Kinderchen? Nun so laßt ihn euch schmecken!« Ein donnernder Beifallruf war die Antwort. Die Polizei, die Regentschaft, das Militär, kurz Jedermann sah den Aufstand vor Augen. Man glaubte aber, daß der öffentliche Unwille nur auf Libry-Bangnano fallen und dieser Mensch war so allgemein verhaßt, daß Niemand ungerne sah, wenn man ihm eine tüchtige Lektion ertheilte.

Der Haufe zieht jubelnd vor das Haus des ministeriellen Schriftstellers. Die Masse, die sich aus dem Theater drängt, folgt ihm. Als die wogende Menge in der Magdalenen Straße, einem der reichsten und bevölkertsten Theile der Stadt, ankam, waren bereits alle Läden geschlossen, so allgemein war bekannt, was geschehen sollte.

Einige Männer, deren Kleidung keineswegs auf Armuth deutete, begannen den Angriff, indem sie die Fenster einwarfen. Die Menge folgte dem

Beispiel, die Wuth steigt und in einem Augenblicke sind die Thüren eingeschlagen. Das ganze Haus füllte sich mit Menschen. Die Geräthschaften werden zertrümmert und zum Fenster hinausgeworfen. Viele hundert Ballen Papier wirft man auf die Straße, öffnet sie und zerstreut die einzelnen Bogen. Viele Menschen standen bis an den Bauch im Papier und die ganze Straße war davon wie gesperrt. Entwendet wurde nichts. Die kostbarsten Werke, die Luxus-Ausgaben von Rénouard und Didot, riß man in Stücke. Nur ein Theil der Menge trat handelnd auf, die meisten sahen ruhig zu.

Im Keller fanden sich acht Fässer und 1,500 Bouteillen mit Wein. Ein Theil davon wurde auf die Straße geschüttet, den andern trank der Pöbel aus und steigerte dadurch seine Wuth bedeutend. Im übrigen gieng der Akt ohne alle weitere Gewaltthaten ab und ein Engländer, der den Trinkern seinen Pfropfzieher geliehen hatte, erhielt ihn nach beendigten Bachanalien gewissenhaft wieder zurück. Die Nachbaren, anfangs durch das Geschrei erschreckt, beruhigten sich bald wieder und erlitten nicht den geringsten Schaden. Es herrschte bei diesem Auftritte eine solche Einmüthigkeit zwischen den Schauspielern und Zuschauern, daß wohl selten eine so zahlreiche Versammlung so ganz ohne allen Zwiespalt war. Die Verwüstung des Hauses erfolgte mit einer Art Ordnung und fast wie auf ein stilles Kommando.

Nachdem der Tumult eine ganze Stunde gedauert hatte, fand sich endlich ein Polizei-Kommissär ein. Vor ihm her gieng ein Tambour und hinter ihm folgte eine Abtheilung Grenadiere. Er wollte eben die dreimalige Aufforderung zur Ruhe ver-

künden, als ein Steinwurf ihn zu Boden streckte Da nun der Offizier der Grenadiere ohne Befehl von der Civilbehörde war, zog er sich mit seiner Abtheilung zurück. Sofort kamen Abtheilungen von Jägern und Gendarmen aus dem obern Theile der Straße. Sie zeigten sich aber nur und verschwanden sogleich wieder. Inzwischen fuhr die Menge in ihrem Werke der Zerstörung fort. Mehrere Individuen aus dem Pöbel sammelten sich in Banden und löschten auf den Schilden der Kaufleute die Insignien der Königswürde aus. Einige dieser Banden marschirten nach dem Schalle kleiner Glocken; andere bedienten sich einiger bei der Zerstörung verschonter Kessel als Trommeln. Nirgends fanden sie Widerstand, und die Wappen des Hauses Oranien waren in kurzer Zeit in diesem Stadtviertel verlöscht.

Der Haufe war mit dem Vorsatz ausgezogen, den ministeriellen Schriftsteller zu fassen, ihn auf einen Esel zu binden und mit entblößtem Rücken durch die Straßen zu führen, damit Jedermann sehen möge, daß er ein gebrandmarkter Verbrecher sey. Durch den häufigen Genuß des Weins aber hatten sich die Gemüther so sehr erhitzt, daß der Journalist der Regierung zuverläßig ermordet worden wäre, wenn man ihn gefunden hätte. Die Wüthendsten aus der Menge legten zwei bis dreimal Feuer ein; es wurde glücklicherweise von den Besonneneren wieder gelöscht.

Während dies in der Magdalenenstraße vorging trat auf dem Gipfel des Bergs, gegen den diese Straße hinaufführt, eine ansehnliche Macht unter die Waffen. Auf dem Königsplatze stellten sich die Jäger der Garde auf; sie deckten ihre Sei-

ten durch Gendarmerie-Piquets, die leichten Dragoner und die Linientruppen deckten die Umgebungen des Parks und die Zugänge zum königlichen Palast. In dieser Stellung hätten die Truppen, wenn sie eine feste Haltung bewiesen, dem entschlossensten Haufen imponiren können, aber mit einem Male waren sie verschwunden, ohne daß man weiß, warum. Es scheint, daß die Befehlshaber den Kopf verloren hatten; das Bild von Paris mochte ihnen vor Augen schweben; sie sahen im Geiste, wie das Volk die königliche Garde und die Schweizer niedermezelt, und dieser panische Schrecken machte einen Aufstand, der bis jetzt ohne alle Bedeutung war, zur Revolution.

Um Mitternacht waren die Soldaten verschwunden. Nun theilten sich die Haufen. Der größere Theil derjenigen, die einen thätigen Antheil an der Verwüstung genommen hatten, (höchstens 100 Mann) zogen auf den Königsplatz, den die Truppen geräumt hatten. Hier stund blos noch die Hauptwache, aus Grenadieren bestehend. Der Pöbel nähert sich ihr, fordert sie heraus, bedroht sie. In diesem Augenblicke geht der General Vauthier über den Platz. Er war Stadt-Kommandant und hatte sich bei einer früheren Gelegenheit, bei welcher er gegen junge Leute von guter Familie ein rohes Benehmen zeigte, dem Volke verhaßt gemacht. Man erkennt ihn, stürzt auf ihn los, reißt ihm Säbel, Epaulettes und Borten weg. Die Wache bleibt ruhig. Ein panischer Schrecken scheint sie ergriffen zu haben. Das Leben des Angegriffenen selbst scheint bedroht. Jezt stürzen sich die Offiziere der Wache unter den Haufen und entreißen ihren General den Händen der Wüthenden. Der Befehls-

haber der Wache ritt unter die Menge und fragt sie mit Ruhe, was sie denn wollen. Man antwortete ihm blos durch ein verwirrtes Geschrei und das Schwingen einer Fahne, die sich der Pöbel aus Vorhängen des zerstörten Hauses gemacht hatte. Endlich tritt ein Soldat aus den Reihen und beschwört mit Thränen in den Augen die Umstehenden sich zu entfernen. »Um Gottes Barmherzigkeit willen,« ruft er aus, »erspart uns doch die Schande, belgisches Blut vergießen zu müssen!« Diese durch ihre Einfachheit rührenden Worte hatten mehr Erfolg, als vielleicht der kräftigste Wiederstand vermocht hätte. Der Haufe zog sich zurück.

Eine andere Truppe zog die Straße von Ruysbroek hinab, vor den Palast des Justiz-Ministeriums. In einem Augenblicke waren die Fenster des Sitzungssaals des Assisenhofs unter dem Rufe zertrümmert: Nieder mit van Maanen! Es lebe Potter!

Bald darauf begab sich der Platz-Kommandant auf das Gemeindehaus. Die Gendarmerie zu Pferd durchritt in Abtheilungen die Straßen.

Ein zahlreicher Haufe zog in die Straße Berlaimont vor das Haus des Herrn von Kuyff, Polizei-Direktors. Er drang in dasselbe ein und zerstörte alle Geräthschaften von Grund aus. Entwendet wurde nicht das Geringste. Ein Individuum, das den Mantel des Polizei-Direktors wegtragen wollte, ward von dem Volke unter die Füße getreten und der Mantel in tausend Stücke zerrissen.

Sehr starke Patrouillen umgaben von allen Seiten den Haufen, der diese Gewaltthat verübt hatte. Da die Straße Berlaimont schnurgrade und

ziemlich breit ist, so hatten die von beiden Seiten anrückenden Soldaten den Vortheil, das Volk ohne Schwierigkeit angreifen zu können. Weil jedoch der Polizei-Direktor fast eben so verhaßt war, als der ministerielle Zeitungsschreiber, so hatte sich eine große Menge ruhiger Bürger von der wohlhabenden Klasse versammelt, um die Zerstörung seines Hauses mit anzusehen. Aus diesem Grunde beschlossen die Offiziere, gegen die Ruhestörer keine Gewalt anzuwenden, da sonst unschuldige Leute in das Handgemenge verwickelt worden wären. Man nöthigte blos den Haufen durch gütliches Zureden und Drohen auseinander zu gehen.

Der Volkshaufe, der sich von dem Königsplatze zurückgezogen hatte, nahm seine Richtung gegen das Hotel des Justiz-Ministers, worin Herr van Maanen zu wohnen pflegt, wenn er sich in Brüssel befindet. Die Beschließerin des Ministers öffnete im ersten Schrecken das Thor; man drang in das Innere, ohne sie zu mißhandeln. Man half ihr sogar die ihr eigenthümlichen Geräthschaften fortschaffen, obgleich viele Personen sie für die Vertraute des Ministers hielten, und wiewohl sie, der Bestechung durch mehrere Sollicitanten angeklagt, im Gefängniß gesessen hatte.

Die Verwüstung des ministeriellen Hotels begann mit dem Ruf: Nieder mit van Maanen! Das Volk zeigte eine ungemessene Wuth und zertrümmerte die prächtigen Meubles dieses Palastes mit noch größerem Eifer, als es bei den früheren Zerstörungen gezeigt hatte. Ein Weib aus dem Pöbel zeichnete sich durch die an Wahnsinn grenzende Freude aus, womit sie die Vorhänge und Draperien der Fenster herabriß. Der Keller wurde geleert und

der Genuß des Weins erhitzte die Köpfe noch mehr. Meubels und Geräthschaften aller Art zertrümmerte man zu tausend Fetzen. Die bewaffnete Macht zeigt sich. Der betrunkene Haufe stürzt sich mit wahnsinniger Wuth auf die Soldaten, entwaffnet sie und jagt sie in die Flucht. Jetzt wird Feuer in den Palast gelegt. Bald steigt der Rauch auf und die Flamme greift um sich. Das Hotel ist mit dichten Haufen, wie mit einer Mauer, umgeben. Mit lauter Stimme wird geschworen, daß kein Mann aus Reihe und Glied treten werde, bis das Gebäude von Grund aus abgebrannt sey. Hoch schlägt die Flamme empor und leuchtet in weite Ferne. Um vier Uhr Morgens eilen die Pompiers mit ihren Spritzen herbei. Sie werden mit Gewalt zurückgetrieben. Die Flamme, die aus allen Theilen des weiten Palastes dringt, dient gleichsam zum Leuchtthurm und Centralpunkt der Vereinigung. Aus allen Theilen der Stadt stürzt der Pöbel herbei und umgiebt jauchzend das brennende Gebäude.

Bis dahin hatte die Mehrheit der Einwohner in den ersten Handlungen dieser Volksgährung blos einen tumultuarischen Aufstand erblickt, der keinen reiflich erwogenen Zweck habe. Als man jedoch wahrnahm, daß die Unordnungen sich vermehrten und in die Länge zogen, so sah man die Sache von einer ernsteren Seite an. Einerseits konnten die ruhigen Bürger diese Handlungen der Gewaltthätigkeit nicht billigen; andererseits fürchteten sie gleichwohl, daß die Behörden diese Gelegenheit ergreifen möchten, ein allgemeines System der Strenge aufzustellen. Der Mittelstand befand sich in einer sonderbaren und zweideutigen Lage; er mißtraute der Regierung und dem Pöbel zugleich. Den Aus-

schweifungen dieses und der Willkühr jener ein Zeit zu setzen, war eine fast unauflösbare Aufgabe, denn wer in der Mitte von zwei Partheien steht, wird erdrückt.

Die Lage der Belgier war in diesem Augenblicke höchst sonderbar. Das Beispiel der Franzosen hatte die Köpfe erhitzt. Gleich diesen wollten sie die Aufrechthaltung und wohl insgeheim die Vermehrung ihrer Rechte. Aber ihre Stellung war nicht die nämliche. Sie hatten keine unmittelbare und unerträgliche Herausforderung von Seiten ihrer Regierung erhalten. Sie fühlten sich zwar im Ganzen in ihren Rechten und Interessen verletzt, aber sie konnten nicht mit Bestimmtheit sagen: Diese oder jene Handlung, dieser oder jener Mensch haben die Grundfeste unserer konstitutionellen Ordnung angegriffen. Das Übel lag in der ganzen Maschine der Regierung, in der Opposition der Interessen des Norden und des Süden. Der König konnte vielleicht theilweise dieses Übel mildern; es ganz zu heben, lag nicht in seiner Macht. Seine Gesinnungen konnten mit Recht nicht in Verdacht gezogen werden. Es fehlte demnach der belgischen Revolution an einem einfachen bestimmten Zwecke, wie er in der französischen vorhanden war. In dieser war blos ein einziger Mensch auszustoßen. Seine Entfernung brachte die Staatsmaschine in den rechten Gang zurück. In jener war es ein System, eine Konstitution, die dem einen Theile des Volkes wehe that, und gegen eine Verfassung läßt sich nicht ankämpfen wie gegen einen einzelnen Menschen. In dieser zweifelhaften Lage der Dinge entschied das Nationalgefühl, nicht die politische Besonnenheit. Man hatte das Beispiel Frankreichs vor Augen; ein dunk-

les

les Gefühl sagte, daß Alles zu gewinnen sey, wenn man sich einig und kräftig erweise; man hielt die Unterdrückung des Volks durch bewaffnete Macht für ein Unglück und für einen Flecken des belgischen Namens. Der Entschluß, zu den Waffen zu greifen, war nicht allgemein, aber er zählte viele Anhänger. Unter solchen Umständen werden fast immer die Unentschlossenen mit fortgerissen.

Noch in der Nacht vom 25. auf den 26. August drang man in die Magazine der Waffenschmiede ein und nahm alle vorräthigen Gewehre weg. Sie wurden vertheilt. Wer selbst ein Gewehr besaß, verließ bewaffnet sein Haus; Andere legten sich die Flinten bei, die man den Soldaten weggenommen, oder welche sie selbst abgegeben hatten, um nicht auf das Volk schießen zu müssen. Jetzt trat man kühner auf. Bereits sah man auf dem Justizplatze die Handwerker einen Offizier umringen, ihm die Pistole auf die Brust setzen und sein Ehrenwort fordern, daß er keinen Befehl zum Feuern geben werde.

Gegen fünf Uhr Morgens, als der angebrochene Tag einen Überblick der Bewegungen erlaubte, entwickelte sich die bewaffnete Macht kräftiger. Ein Jägerbataillon und ein Grenadierbataillon zogen kompagnieweise durch die Straßen, in welchen die Gährung am stärksten war. Um 5 ein halb Uhr stießen die bewaffneten Bürger in der Kaiserstraße mit den Grenadieren zusammen. Das Feuer eröffnete sich von beiden Seiten. Drei Bürger wurden getödtet, während nur ein Grenadier fiel, den ein Soldat des zweiten Glieds aus Ungeschicklichkeit getroffen hatte. Der Tod ihrer Gefährten, statt sie einzuschüchtern, befeuerte vielmehr die Bürger. Mit unerschrockenem Muth stürzten sie sich auf die,

obwohl überlegenen Truppen, und brachten sie zum Weichen.

Zu gleicher Zeit begann der Kampf auf verschiedenen andern Punkten. Der ganze obere Theil der Stadt war in Allarm und Verwirrung. Abtheilungen der Truppen durchziehen die Straßen, überall läßt sich das Krachen der Gewehre hören. Vielfach schießen die Soldaten blos in die Luft, oft aber auch auf die versammelten Haufen. Jetzt bot die Stadt einen düstern, Unheil verkündenden Anblick dar. Die Häuser sind geschlossen, die Fenster mit Weibern, Kindern und Neugierigen besetzt. In den Straßen drängen sich die männlichen Einwohner, mit Flinten, Säbeln, Stöcken, mit Waffen aller Art versehen. Das Feuer dauert auf allen Punkten fort; hier wird eine Straße verlassen, dort eine andere genommen. Um und um der schauerliche Anblick des beginnenden Bürgerkrieges!

Inzwischen hatten sich von sechs Uhr Morgens an mehrere achtungswerthe Bürger bei dem Magistrat auf dem Gemeindehaus eingefunden. Sie forderten Waffen, baten um Entfernung der Truppen und versprachen, in diesem Falle das Volk zu besänftigen. Ihre Bitte wurde auf der Stelle gewährt. Man begab sich mit ihnen in das Waffenmagazin, in welchem die Gewehre der Comunal-Garde aufbewahrt wurden. Dieses Magazin ist das Kloster der Annunciaden. Im Innern des Gebäudes stand eine Abtheilung Infanterie und Dragoner, die bereits einen Angriff des Volks abgeschlagen hatten. Sie ließen jetzt jeden gut gekleideten Bürger einen nach dem andern in das Magazin ein, um sich Waffen zu nehmen. So wie diese Bürger wieder herauskamen, bildeten sie sich in kleine Patrouillen und durchzogen

die Straßen, um die Ruhe wieder herzustellen. Mehrere dieser Abtheilungen wurden von den wüthenden Handwerkern entwaffnet, welche sich der Flinten bemächtigten, um gegen die Soldaten zu fechten. Zu gleicher Zeit versammelte sich ein großer Volkshaufe vor dem Kloster der Annunciaden, drang mit Gewalt ein und nahm die Waffen weg. Glücklicherweise waren Gewehre genug vorhanden, so daß auch die Bürger des Mittelstandes, die von allen Seiten herbeiliefen, sich mit Gewehren versehen konnten.

Während dieser Zeit hatten sich die Jäger der Garde auf dem Platze Grand-Sablon aufgestellt. Sie wurden von einigen Bürgern angegriffen, welche der Anblick des Blutvergießens in Wuth gesetzt hatte. Sie erwiederten den Angriff durch ein ununterbrochenes wohlgenährtes Pelotonfeuer. Das Volk, obwohl größtentheils ohne Munition, wich nicht zurück. Man sah mehrere Bürger sich auf die Waffen derjenigen stürzen, welche fielen. Das Gefecht auf diesem Punkt drohte furchtbar zu werden. Der Befehlshaber der Truppen, entsetzt über diese Auftritte, befahl den Rückzug.

Ein Milizbataillon, das vor dem Gemeindehaus stund, zog gegen neun Uhr Morgens durch das Thor von Flandern aus der Stadt ab und marschirte nach Vilvorde, einem Städtchen, zwei Stunden von Brüssel, auf der Straße nach Holland. Dieser Abmarsch schwächte nicht nur die ohnedies kleine Besatzung, sondern lies auch die Bürgerschaft im völligen Besitze des Centrums der Stadt. Von diesem Centralpunkt, dem großen Marktplatz aus, marschirten sogleich bürgerliche Abtheilungen ab, und bemächtigten sich der Posten des Gefängnisses, des Theaters und anderer.

Die Regentschaft, die auf dem Gemeindehause zusammen getreten war, traf ihrerseits Masregeln, die ihr geeignet schienen, die Gemüther zu beruhigen. Sie erlies eine Proklamation, worin sie die Bürger aufforderte, zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren. Sie gab die Versicherung, daß die Truppen den Befehl erhalten hätten, in ihre Kasernen zurückzukehren; sie erklärte die Mahlsteuer für abgeschafft und erbot sich, jeder gesetzmäßigen Beschwerde, welche vor sie gebracht werden würde, sofort abzuhelfen. Endlich forderte sie die ruhigen und wohlgesinnten Bürger auf, sich zum Schutze des öffentlichen und Privat-Eigenthums zu bewaffnen.

Um eilf Uhr Morgens wurde die erste dieser Proklamationen angeheftet. Das Versprechen der Abschaffung der Mahlsteuer hatte zum Zwecke, die niedern Volksklassen zu beruhigen, welche die Erhöhung des Brodpreises aufreizte. Im übrigen mußte dieses Versprechen den unteren Ständen im Grunde sehr gleichgültig seyn, da die Mahlsteuer blos das Waizenbrod trifft, welches nicht die gewöhnliche Nahrung der Armen ist. Die Aufforderung an die ruhigen und wohlgesinnten Bürger, sich zu bewaffnen, hatte den besten Erfolg.

In diesem Augenblicke (eilf Uhr Morgens) durchliefen durch den Wein und den Aufstand erhitzte Menschen alle Straßen und Plätze. Mit den Flinten der Pompiers und Soldaten bewaffnet, lärmten und tobten sie zwecklos umher. Alle Vagabunden und müßigen Leute, sodann die Handwerksgesellen und Lehrlinge, schlossen sich an diese Gruppen an und paradirten mit Säbeln, Bajonetten, Picken, Hebebäumen, Schüreisen ꝛc. Sie traten in die Gast- und Kaffeehäuser ein, nahmen ein vornehmes Wesen

an und ließen sich bedienen. Das Schweizer Kaffeehaus, eines der schönsten, zu Brüssel, wurde sehr beschädigt, weil der Pöbel es für ein Zeichen böser Gesinnung hielt, daß die Kellner kein Bier hergeben wollten (es wird keines in diesem Hause ausgeschenkt). Im übrigen muß man der Wahrheit gemäß gestehen, daß die Exzesse noch ziemlich unbedeutend waren. Die wüthende Menge schrie zwar aus vollem Halse: Tod den Holländern! aber sie mißhandelte Niemand. In einer großen Stadt jedoch finden sich überall unruhige Leute, die bei der Unordnung nur gewinnen können, und man fürchtete nichts mehr, als daß sie sich an die Spitze der Unzufriedenen stellen und dem Aufruhr eine bestimmte Richtung geben möchten. Wenn sie die Besatzung überwältigten, konnten sie durch nichts mehr in Schranken gehalten werden. Brüssel hatte zwar eine Bürgergarde, aber sie war nicht für den öffentlichen Dienst organisirt und diente blos zur Ergänzung des Dienstes der Linientruppen. Sie war überdies nur 2000 Mann stark und hatte keine Haltung, kein Vertrauen auf sich selbst. Im übrigen fehlte es ihr auch an Waffen, denn die Regentschaft ließ die Gewehre in einem allgemeinen Magazin aufbewahren. (Es waren die nämlichen, die man am Morgen in dem Kloster der Annunciaden weggenommen hatte.) Plünderungen, Mord und Brand schienen die nächste Folge der Loslassung desjenigen Theils der Einwohner zu seyn, den man ohne Ungerechtigkeit den Pöbel der Stadt nennen konnte.

In dieser äußersten Noth griffen die wohlgesinnten Bürger, theils freiwillig, theils in Folge der Proklamation, zu den Waffen, mit dem festen Entschlusse, die Ordnung nöthigenfalls mit Gewalt wie-

der herzustellen. Sie verließen ihre Wohnungen, traten auf den volkreichsten Plätzen zusammen, verabredeten sich, und wie durch einen Zauberschlag war die Nationalgarde geschaffen. Sofort marschirte eine Abtheilung derselben nach dem Regierungs-Palast, den der Pöbel zum Theil verwüstet hatte und nun in Brand stecken wollte. Eine andere Abtheilung verstärkte den Posten der Freiwilligen am öffentlichen Gefängniß, der nur siebenzehn Mann stark war und bisher eine Bande Vagabunden, welche die Thüren einschlagen wollten, nur mit Mühe im Zaume gehalten hatte. Streifwachen bildeten sich, zuerst nur wenige und schlecht bewaffnet. Glücklicherweise war bei dem Pöbel des Geschreis mehr, als der bösen Absicht. Im Anfang wurden die Patrouillen insultirt, zuletzt aber ahmte ihnen ein Theil des Volkes nach, patrouillirte selbst und fraternisirte mit den wohlgesinnten Bürgern. Diese benützten den Moment, schwatzten, kauften dem Pöbel seine Waffen ab, nahmen sie ihm mit Gewalt weg, wo es nicht anders ging.

Schon um die Mittagsstunde waren die Streifwachen der Bürgergarde zahlreicher und thätiger. Sie durchzogen die Stadt in allen Richtungen, ordneten sich in Sektionen und suchten vor allen Dingen vor Einbruch der Nacht die sämmtlichen Posten zu sichern. Man schoß nur noch bisweilen in die Luft; die Truppen zogen sich in den Palast des Königs oder in ihre Kasernen zurück. Einige Soldaten thaten aus der Kaserne noch etliche Schüsse auf versammelte Gruppen, aber dieses Feuer dauerte nur wenige Minuten. Um drei Uhr Nachmittags wehte die alte brabantische Fahne, roth, pomeranzengelb und schwarz, auf dem Gemeindehaus.

Sie diente der Bürgergarde zum Vereinigungszeichen.

Den ganzen Nachmittag über durchzogen Streifwachen die Stadt und hinderten die Ausschweifungen, welche heimathlose Leute begehen wollten. Am Abend wurden die Häuser beleuchtet. Die Lichter brannten die ganze Nacht durch und alles blieb ruhig. Diese Ruhe verdankte man hauptsächlich dem Umstand, daß Haufen von Vagabunden die Stadt in der Absicht verlassen hatten, die vor den Thoren liegenden Fabrikgebäude anzuzünden. Selbst in der Stadt wurden einige Werkstühle zerschlagen.

Am 27. August bivouaquirten die Truppen der Besatzung, die ein Bataillon Verstärkung erhalten hatten, vor dem königlichen Palast und in den Höfen desselben. Die leichten Dragoner waren auf dem freien Platze vor dem Palast aufgestellt, während das Fußvolk die Höfe und das Gebäude selbst besetzt hielt. Diese niedergeschlagenen und abgespannten Truppen boten einen traurigen Anblick dar. Sie schienen ihre schwierige Lage bitter zu fühlen. Die Bürger brachten ihnen Lebensmittel und Erfrischungen.

Inzwischen hatte sich die Bürgergarde vollständiger organisirt und arbeitete unablässig an der Wiederherstellung der Ordnung. Die Stadt wurde in acht Sektionen abgetheilt und die Einwohner jeder derselben bildeten ein besonderes Corps, das durch seine Nummer bezeichnet war. Sie führten weiße Fahnen mit dem Namen der Sektion und der Aufschrift: Oeffentliche Sicherheit. In den verschiedenen Theilen der Stadt wurden zahlreiche Wachen aufgestellt und viele wohlgesinnte

Bürger boten ihre Häuser zu diesem Gebrauche an. Die Fahne der Abtheilung, die über der Thüre wehte, zeigte den Vorübergehenden den Wachtposten an.

Es fehlte an Patronen. Die Bürgergarde schickte eine Abtheilung in das Pulver-Magazin, in dem viele Munition angehäuft war. Als sich aber in der Nähe ein Volshaufen versammelte, so warfen die Bürger den größten Theil des Pulvers in die vorüberfließende Senne, damit kein Unglück geschehen möchte.

Um die Mittagsstunde des 27. August waren die Bürger vollständig organisirt und Meister aller Punkte der Stadt. Ihre Streifwachen zogen im Angesichte der Besatzung, der ihre Haltnng zu gefallen schien, hin und her. Ein Pöbelhaufe zerstörte im Park die zur Illumination erbauten Gerüste. Die Soldaten hinderten es nicht.

Im Innern der Stadt beunruhigte ein zahlreicher Volkshaufe einen Augenblick die Hauptwache. Es waren größtentheils Handwerksleute in blauen Zwilchkitteln, welche mit großem Geschrei Brod, Arbeit und Freiheit verlangten. Man verhaftete einige der Schreier, die Bürger mischten sich unter den Pöbel, suchten den Haufen auseinander zu treiben und versprachen ihm Brod und Arbeit. Nun zog er sich in den Park zurück, zertrümmerte die noch stehenden Gerüste, schleppte sie auf Haufen und steckte sie in Brand. Man setzte diesem Unternehmen nur geringen Widerstand entgegen, da der Werth unbedeutend war und da es besser schien, wenn diese regellosen Massen ihre Wuth an leblosen Dingen ausübten, als daß sie dieselbe auf Personen und Eigenthum richteten.

Inzwischen theilte man in allen Sektionen Brod aus. Die königlichen Wappen verschwanden auf allen Schilden. Mehrere derselben riß der Pöbel herab; hierauf nahmen sie die Einwohner selbst weg oder verwischten sie. Der öffentliche Verkehr erhielt Schutz. Die Wagen hatten freien Eingang und Ausgang.

Den Tag über wurden folgende Proklamationen angeheftet:

Bürgermeister und Schöffen von Brüssel.

In Betracht, daß es, um die durch die am gestrigen Tage so schnell gebildete Bürgergarde wiederhergestellte Ordnung aufrecht zu erhalten, von Wichtigkeit ist, daß alle guten Bürger an dieser schützenden Institution Theil nehmen, fordern die oben genannten sämmtliche Bürger von Brüssel auf, sich zu bewaffnen und bei den Hauptleuten ihrer betreffenden Sektionen auf die Rollen der Bürgergarden einschreiben zu lassen, sofort das durch diese Bürgergarde angenommene Abzeichen zu tragen, nämlich vornen auf ihrem Hut die Nummer ihrer Sektion.

Gegeben auf dem Gemeindehause von Brüssel, am 27. August 1830.

(Folgen die Unterschriften.)

Proklamation.

Bürgermeister und Schöffen

fordern alle Kaufleute, Fabrikanten und Meister der Handwerke auf, ihr Personal in ihre Werkstätten zurückzurufen, ihm Beschäftigung zu geben und es dazu anzuhalten, daß es sich möglichst an die Bürgergarde anschließe, um die Ordnung zu erhalten.

Es werden von Seiten der Regentschaft Brod-Anweisungen in die Behausungen abgegeben werden, welche die Hauptleute der Bürgergarde und die Meister der Handwerke an alle diejenigen auszutheilen haben, welche sich ruhig verhalten.

(Folgen die Unterschriften.)

Proklamation.

Einwohner von Brüssel!

Nicht auf eure Rechnung sind die Ausschweifungen zu schreiben, welche seit vorgestern Abend in dieser Stadt begangen wurden. Sie können blos das Werk von heimathlosen Menschen seyn, welche dieser schönen Stadt, vielleicht gar Belgien fremd sind oder zum wenigsten nicht verdienen, ihm anzugehören. Was euch betrifft, Handwersleute von Brüssel, deren Friedfertigkeit und arbeitsame Gemüthsart allgemein bekannt ist, so seit ihr aufgeklärt genug, um einzusehen, daß ihr durch Anzündung und Zerstörung öffentliche rEtablissements bei allen wohlhabenden Privatpersonen, besonders bei

den Kaufleuten und Fabrikanten, eine Besorgniß erregen würdet, welche dem Gewerbfleiß und mithin euren eigenen Interessen nachtheilig wäre, indem die vielen Fremden, welche euch Arbeit und Brod geben, die Stadt verlassen würden. Eine aus euren Mitbürgern bestehende zahlreiche Garde, deren Anführer das öffentliche Vertrauen verdienen, wacht über eure Sicherheit. Vertraut ihr, legt die Waffen ab, und kehrt in eure Werkstätten zurück.

(Folgen die Unterschriften.)

Proklamation.

Jede Zusammenrottung in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen ist verboten.

Unter Zusammenrottung versteht man jede Vereinigung von mehr als 5 Personen.

Diese Zusammenrottungen werden zuerst aufgefordert werden, sich zu entfernen, und sofort wird man sie mit Gewalt auseinander treiben.

Jedes Individuum, das Armengeld erhält, wird in Zukunft, wenn es sich bei irgend einer Zusammenrottung ertappen läßt, dieser Beihülfe beraubt werden.

Die Einwohner sind aufgefordert, die Vorderseiten ihrer Häuser, wie bisher geschehen, bis auf neuen Befehl zu beleuchten.

Ebenfalls bis auf neuen Befehl soll die Nachtglocke um zehn Uhr geläutet werden. Wer sich nach dieser Stunde in den Straßen finden läßt, wird verhaftet.

(Folgen die Unterschriften.)

Man ersieht aus diesen Proklamationen, daß die Sicherheit der Stadt so ziemlich der einzige Gegenstand war, womit man sich im Augenblicke beschäftigte. Man hatte sogar darüber berathschlagt, ob es nicht zweckdienlich sey, die Truppen zur Aufrechthaltung der Ordnung mitwirken zu lassen, wodurch jeder Anschein einer Insurrektion gegen die Regierung vermieden worden wäre. Die Furcht, Personen und Eigenthum gefährdet zu sehen, beschleunigte die Organisation der Bürgergarde. Man drängte sich zur Einschreibung in dieselbe mit einem Eifer, der bei einem rein politischen Zwecke verheirathete Männer und Familienväter niemals beseelt haben würde. Jeder ließ sich in die Listen eintragen, um sein Haus und Eigenthum zu vertheidigen.

Im übrigen hatte diese allgemeine Bewegung auch ihre bizarre und spaßhafte Seite, denn jeder Aufstand, der nicht blutig ist, bietet etwas Lächerliches dar. So wehte von dem Hause des ministeriellen Schriftstellers Libry-Bagnano, dessen Inneres selbst bis auf die Treppen zerstört war und das nun zur Hauptwache diente, eine Fahne mit der Aufschrift: öffentliche Sicherheit. Seltsamer Kontrast der Worte mit dem Anblicke des zerstörten Gebäudes! Das Innere der Posten bot nicht minder sonderbare Scenen dar. Einer fragte den andern: Was wollen wir denn eigentlich? Was werden wir denn jezt thun? Und wenn ein Fremder nach den Gründen einer so schnellen Revolution forschte, so wußte man nicht, was man ihm antworten sollte. Es fehlte zwar nicht an Beschwerden, aber ein Hauptklagepunkt ließ sich nirgends auffinden. Man freute sich fast kindisch darüber, daß der König nun genöthigt seyn werde, seinen Justiz-

minister zu entlassen. Aber was ist ein einziger Mann in der ganzen Ordnung des Staats? Überhaupt, die Entlassung des verhaßten van Maanen änderte die Dinge, wie sie waren, nicht, und diese Genugthuung, wenn man sie auch den Belgiern gab, war eine reine Täuschung. Eben so verhielt es sich mit den andern Beschwerdepunkten. Die Regierung hatte keines jener offenkundigen Verbrechen begangen, welche alsbald die allgemeine Entrüstung wecken. Was man ihr zu Last legte, waren mehr linkische, kleinliche und thörigte Eingriffe in die gesetzliche Ordnung der Dinge, als wirkliche Verbrechen. Das belgische Volk glich dem Stiere in der Rennbahn: er fühlt sich von zwanzig Lanzenspitzen da und dort gestochen, kehrt störrisch den Kopf dem Boden zu, stampft, wühlt mit den Hörnern die Erde auf und weiß nicht, auf welchen seiner Gegner er sich zuerst stürzen soll.

Im übrigen stand in diesem Augenblicke Niemand an der Spitze des Volkes. Diejenigen, welche es zuerst in Bewegung gesetzt hatten, vielleicht trauten sich nicht die Kraft zu, im Moment der Krisis mit fester Hand die Zügel zu ergreifen, vielleicht war die Umwälzung weiter gegangen, oder anders ausgefallen, als sie insgeheim wünschten, vielleicht auch waren es blos Leute aus dem Pöbel.

Die Nacht vom 27. auf den 28. August verging ruhig. Man verdankte diese Ruhe der Thätigkeit und Haltung der Bürgergarde, von der nicht ein einziger Mann seinen Posten verließ. Viele Individuen wurden verhaftet.

Der Park, in welchem die hölzernen Gerüste in zwanzig verschiedenen Haufen den ganzen Tag

über brannten, war am Abend des 27. von dem Pöbel verlassen worden. Die Bürgergarde hatte den vorsichtigen Entschluß gefaßt, blos in der höchsten Noth Gewalt anzuwenden, und darum wartete sie die friedliche Räumung des Parks ab. Der Pöbel wird am Ende solcher nutzlosen Excesse selbst müde. Während dieser Zeit blieben die Truppen vor dem königlichen Palaste, Front gegen den Park, stehen, und nahmen nicht den geringsten Antheil an den Bewegungen, die rund um sie her vorgiengen. Die Generale Vauthier, d'Aubremé, Aberson und Bylandt waren in der Mitte des Lagers.

Während dieser Vorfälle in der obern Stadt war der untere Theil derselben vollkommen ruhig; Handel und Wandel giengen den gewohnten Gang. Der Pöbel lief mitten unter den bürgerlichen Patrouillen umher. Die großen Magazine jedoch blieben geschlossen.

Mehrere Proklamationen wurden angeheftet und ein Tagsbefehl vom Generalstaab der Nationalgarde erlassen, welcher ins Einzelne gehende Instruktionen enthielt. Maßregeln dieser Art waren in diesem Augenblicke nöthig geworden. Die Truppen bedrohten die Stadt. Man erwartete 2,000 Mann von Gent und 1,500 Mann Fusvolk mit acht Kanonen waren zu Vilvorde eingerückt. Diese lezteren kamen von Antwerpen, wo den Tag zuvor ein Volksaufstand durch die Losschießung einer einzigen Haubitze gedämpft worden war. Die Soldaten mußten hierdurch ein großes Vertrauen in die Überlegenheit ihrer Waffen erhalten haben. Die 2,000 Mann, die den Palast besetzt hielten, hatten wieder ein verächtliches Wesen gegen die Bürger angenommen. Eine frische Eskadron Dragoner war

zu ihnen gestoßen. Diese sämmtlichen vereinigten Streitkräfte waren den bewaffneten Bürgern, welche nicht über 3,000 brauchbare Flinten besaßen, weit überlegen. Auf den Beistand der niederen Volksklassen durften sie sich nicht verlassen, denn der Pöbel war gegen die Bürger erbittert, weil sie den Tag zuvor auf einige widerspenstige Haufen Feuer gegeben hatten. Endlich waren sie, als an Strapazzen nicht gewöhnt, durch den, Tag und Nacht anhaltenden Dienst ermüdet.

In diesem Augenblicke hätten ohne Zweifel die Truppen sich mit leichter Mühe wenigstens des oberen Theils der Stadt bemächtigen können. Alles hieng auf der einen und der anderen Seite von der Energie der Anführer ab. Diejenigen, welche an der Spitze der Bürgerschaft standen, zeigten unter diesen Umständen eine entschlossene Haltung; sie ließen definitiv in allen Sektionen die alte brabantische Fahne aufpflanzen. Dieser Akt, dessen Wichtigkeit im ersten Augenblicke von der Mehrzahl nicht in seinem vollen Umfange begriffen wurde, kam einer ausdrücklichen Verpflichtung gleich, jede andere Kokarde auszuschließen, und versetzte die Bürger aus einem Zustande halber Neutralität in den vollen Kriegszustand gegen die Regierung. Hierauf begab sich der Generalstaab der Bürgergarde, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, in den Palast, um mit den Generalen und dem Militär-Gouverneur der Provinz zu unterhandeln. Der Graf Hoogvorst und seine Kollegen zeigten bei dieser Zusammenkunft jene feste Entschlossenheit, welche die Anführer einer Parthei an den Tag legen müssen. Der Gouverneur Graf von Bylandt ließ sich durch diese imponirenden Demonstrationen vielleicht etwas allzusehr einschüchtern.

Das Ergebniß der Unterhandlungen liegt in der folgenden Proklamation, die am 28sten erlassen wurde:

»Einwohner von Brüssel!

Es ist das Gerücht verbreitet worden, daß Truppen gegen Brüssel marschiren. Der Befehlshaber der Bürgergarde beeilt sich, Euch zu benachrichtigen, daß die oberste Militairbehörde ihnen den Befehl ertheilt hat, ihren Marsch einzustellen und nicht in die Stadt zu rücken. Die Sicherheit der Stadt Brüssel bleibt demnach ausschließlich der wackern Bürgergarde anvertraut, welche bis heute ihre Pflichten so gut erfüllt hat. Eine Deputation der angesehensten Einwohner wird sich nach dem Haag begeben. Bis zu ihrer Rückkehr werden sich die im oberen Theile der Stadt stehenden Truppen ruhig verhalten. Die Befehlshaber der Bürgergarde haben sich durch ihr Ehrenwort verpflichtet, die Stellung der Truppen ungefährdet zu lassen.«

Unterzeichnet:
Der Befehlshaber der Bürgergarde,
Baron van der Linden,
Hoogvorst.

Eine zweite Proklamation lautet, wie folgt:

»Wir, Generalmajor Graf von Bylandt, Oberbefehlshaber der Truppen in der Provinz des südlichen Brabant, im Einverständniß mit den andern Militärbehörden dieser Stadt, thun den Einwohnern dieser Residenz kund und zu wissen, daß wir mit dem Befehlshaber der bewaffneten Bürgergarde von

Brüssel

Brüssel dahin übereingekommen sind, daß die heute in ihr erwarteten Truppen so lange nicht in die Stadt einrücken sollen, als die Einwohner derselben alle bestehenden Civilbehörden respektiren und die gute Ordnung erhalten werden. Zu deren Erhaltung haben sich die Befehlshaber der bewaffneten Bürgerschaft zum Besten aller Bürger verpflichtet.«

Hauptquartier Brüssel am 28. August 1830.

Der Oberbefehlshaber,

Wilhelm Graf von Bylandt.

In Folge dieser Proklamation wurden Adjutanten abgeschickt, um die gegen Brüssel marschirenden Truppen halt machen zu lassen.

Inzwischen hatten Banden vom niedrigsten Pöpel ausserhalb der Thore verschiedene Ausschweifungen begangen. Am 26. gegen acht Uhr Abends erschien ein Haufe von etwa 120 Mann vor dem Fabrikgebäude des Herrn Wilson zu Uccle und kündigte die Absicht an, die Maschinen zu zerstören. Er ließ sich inzwischen bewegen, gegen ein Geschenk von 300 fl. wieder abzuziehen, ohne daß er der Fabrik den geringsten Schaden zufügte. Gleich darauf aber kam ein zweiter Haufe an, der in das Landhaus des Herrn Wilson eindrang, die Fenster einschlug, die Thüren zertrümmerte und alle Geräthschaften zerstörte. Von da begab er sich in das Fabrikgebäude und legte an verschiedenen Orten Feuer ein. Man wurde jedoch zum Theil desselben Meister und rettete mehrere Gebäude. Der Trokenboden und das reichlich gefüllte Magazin brannten jedoch ab. Mehrere Maschinen von großem Werthe wurden zerstört. Auf die nämliche Weise

wurden durch andere Haufen des Pöbels die Fabriken der Hrn. Bosbeveir und Bal zu Foret verwüstet. Der dadurch angerichtete Schaden wird auf 150,000 fl. berechnet.

Während des Tages wurde folgende Schrift an die Mauern angeheftet:

» Wunsch des Volkes.

Aufrichtige Vollziehung der Verfassung ohne Restriktion oder Interpretation zum Nutzen der Staatsgewalt. — Entlassung des Ministeriums van Maanen. — Ein neues Wahlsystem, das dem Volke einen unmittelbaren Einfluß auf die Wahlen verschafft. — Wiederherstellung der Jury. — Verantwortlichkeit der Minister, durch ein bestimmtes Gesetz geregelt. — Aufhebung der gerichtlichen Verfolgungen gegen liberale Schriftsteller. — Annullation sämmtlicher Verurtheilungen wegen politischer Vergehen ꝛc. ꝛc.«

Man fühlte ziemlich allgemein die Nothwendigkeit, einen patriotischen Entschluß zu fassen, damit diese unbestimmten Bewegungen der Sache der Nation zum Nutzen gereichen möchten. An bestimmten Ansichten darüber fehlte es jedoch ganz und gar; inzwischen wurde gleichwohl eine Versammlung der bedeutensten Bürger abgehalten, welche beschloß, eine Deputation an den König abzuordnen, um ihm die Beschwerden des Volks vorzulegen. Sonderbar genug gab man dieser Deputation keine Instruktion mit, welche die Aufzählung der Beschwerden enthielt und ihr einen Maßstab ihres Benehmens vorzeichnete, sondern überließ ihr selbst die Sorge, in beiden Dingen nach Gutdünken zu verfahren. Es gibt

wohl keinen auffallenderen Beweis, als diesen, daß die Revolution der Niederlande alles Plans und aller Einheit und, wir wollen nicht sagen, alles Grunds, doch jener Hauptbeschwerden ermangelte, die allein diesen äußersten Schritt rechtfertigen können.

Am 28. August gegen 7 Uhr Abends hatte sich auf Einladung des Barons Hoogvorst eine zahlreiche Vereinigung notabler Bürger auf dem Stadthause versammelt, bestehend aus Mitgliedern der General- und Provinzialstaaten, Advokaten, Kaufleuten, Fabrikanten, Offiziere der Bürgergarde ꝛc. ꝛc. Baron von Secus ward zum Präsidenten ernannt. Baron Hoogvorst machte den Vorschlag in Betreff der Absendung einer Deputation an den König; Baron von Secus entwickelte ihn mit Wärme, unter jubelendem Beifall. Herr Palmaert schlug vor, eine provisorische Administrativ-Kommission zu ernennen. Baron von Secus wünschte, man sollte, um in der legalen Ordnung zu bleiben, den Gouverneur um diese Ernennung und um Theilnahme an der Versammlung ersuchen. Graf Grez und Palmaert überbrachten dem Gouverneur dieses Ansuchen; er erwiederte, als Bürger theile er die Wünsche der Versammlung, als Kommissär des Königs aber könne er ihr nicht beiwohnen; eine Administrativ-Kommission halte er nicht für nothwendig, da der Regenzrath über die Interessen der Stadt wache. Die Deputation, bestehend aus den HHrn. v. Hoogvorst, Fleury, Graf Felix von Merode und van der Missen wurde an die Regenz geschickt. Sie erklärte, sie sey weit entfernt, den Gedanken einer Deputation an den König zu mißbilligen, aber ihre Reglements verböten ihr, dabei mitzuwirken,

sie beschäftige sich ihrerseits gleichfalls mit einer Addresse an den König. Die Versammlung ernannte eine Kommission zur Abfassung eines Addresse-Entwurfs an den König; dieses Comité bildeten die HHrn. Graf Felix von Merode, Sylva van de Weyer, Baron Joseph Hoogvorst, Rouppe (beide frühere Maires von Brüssel) und Gendebien, Advokat. Die Sitzung ward unterbrochen, bis die Kommission ihren Entwurf vorlegte. Er wurde angenommen und folgende Deputation an den König ernannt: Baron Joseph von Hoogvorst, Graf Felix von Merode Westerloo, Advokat Gendebien, Friedrich von Secus und Kaufmann Palmaert. Alle Anwesenden unterzeichneten die Addresse, die in festen aber gemäßigten Ausdrücken abgefaßt ist, eine Änderung des Systems, die Entlassung und die baldige Zusammenrufung der Generalstaaten nach Brüssel fordert. Die Deputation reiste mit Pässen von General Bylandt am Morgen des 29. nach dem Haag ab.

Die oben genannte Addresse lautet, wie folgt: Sire! Die Unterzeichneten, Ihre ehrfurchtsvollen und getreuen Unterthanen, nehmen sich unter den schwierigen Umständen, in denen sich Brüssel und andere Städte des Königreichs befinden, die Freiheit, fünf ihrer Bürger an Ew. Majestät abzuordnen, die HHrn. Baron Joseph von Hoogvorst, Graf Felix von Merode, Gendebien, Friedrich von Secus, Palmaert Vater, beauftragt, Ew. Majestät auseinanderzusetzen, daß nie in ähnlicher Crise die guten Einwohner mehr die Achtung Ew. königl. Majestät und den öffentlichen Dank verdienten, als diesmal. Sie haben durch ihre Festigkeit und ihren Muth in drei Tagen die drohendste Gährung gestillt und

ernsten Unordnungen ein Ziel gesteckt. Aber, Sire, sie können es Ew. Majestät nicht verhehlen, die Unzufriedenheit hat tiefe Wurzeln; überall fühlt man die Folgen des verderblichen Systems, das von Ministern befolgt wird, die unsere Wünsche und unsere Bedürfnisse mißachten. Heute zwar Meister der Bewegung, verbürgt nichts den guten Bürgern von Brüssel, daß wenn die Nation nicht zufrieden gestellt wird, sie nicht selbst die Opfer ihrer Bemühungen werden. Sie beschwören Sie daher, Sire, bei allen grosherzigen Empfindungen, die das Herz Ew. Majestät beleben, ihre Stimme zu hören und so ihren gerechten Klagen ein Ziel zu stecken. Voll Vertrauen auf die Güte Ew. Majestät und auf Ihre Gerechtigkeit, haben sie ihre Mitbürger zu keinem andern Zwecke an Sie abgesandt, als um die süße Gewißheit zu erlangen, daß die Übel, über die sie sich beklagen, so schnell von Ihnen werden gut gemacht, als sie Ihnen werden bekannt werden. Die Unterzeichneten sind überzeugt, daß eines der besten Mittel, zu diesem so ersehnten Zwecke zu gelangen, die schnelle Einberufung der Generalstaaten wäre.

Brüssel, den 28. August 1830.

(Folgen eine Menge Unterschriften von Notabeln zu Brüssel.)

Inzwischen hatte sich auch in andern Städten der Niederlande ein großes Mißvergnügen bemerkbar gemacht. In Lüttich war die Gährung so groß, daß der Gouverneur dieser Stadt, um einem Ausbruch zuvorzukommen, selbst eine Municipalkommission, aus den freisinnigsten und beliebtesten Männern bestehend, bildete. Präsident derselben wurde der

Graf von Oultonnant, dessen Name in Potters Prozesse vorkommt. Mitglieder waren unter andern die HHrn. Stas und Lebeau, Redakteur des Courrier de la Meuse und des Politique, welche in diesem Augenblicke wegen Preßvergehen, gerichtlich verfolgt waren. Diese Municipalkommission, welche sich die Sicherheitskommission nannte, erließ sogleich folgende Proklamation:

Die Kommission für die öffentliche Sicherheit bringt zur Kenntniß der Bürger, daß auf ihr Ansuchen die Militärbehörde alle in der Stadt von Truppen besetzten Posten durch Posten von der Kommunalgarde hat ablösen lassen, daß auf Requisition des Kommandanten der Kommunalgarde, der Generalplatz-Kommandant Patronen und Flintensteine zur Disposition dieser Garde gestellt hat. Die Kommission zeigt ausserdem an, daß sie hinsichtlich einer an sie gerichteten Petition beschlossen hat, eine aus den HHrn. Raikem, Mitglied der zweiten Kammer der Generalstaaten, Deleuw, Mitglied der Deputation der Provinzialstaaten und Dechamps, Advokaten, bestehende Deputation sollte sich auf der Stelle zu Sr. Majestät begeben, um Allerhöchst denselben die in dieser Bittschrift angeführten Beschwerden vorzutragen und deren Beseitigung zu sollicitirten. Für gleichlautende Abschrift: Bavet, Advokat, Sekretär der Sicherheits-Kommission.

Die in obiger Proklamation erwähnte Petition lautet:

»An die Kommission der öffentlichen Sicherheit.

Meine Herren, die bedenklichen Umstände, worin wir uns befinden, sind das Resultat des unseligen

Systems, welches bisher von der Regierung befolgt wurde; es ist fürderhin unmöglich, dieses zu verkennen. Es liegt der zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit niedergesetzten Kommission ob, diesem abzuhelfen. Um hiezu zu gelangen, haben die Unterzeichneten, Bürger, die vom Gemeinwohl beseelt sind, die Ehre, Ihnen nachstehende Maßregel vorzuschlagen: Benutzen Sie, wir beschwören Sie, die Ihnen übertragene Gewalt dazu, um der Regierung unsere Wünsche vorzutragen, die schon so oft ausgesprochen und fast eben so oft verkannt worden sind. Eröffnen Sie ihr, daß Sie, beauftragt, die öffentliche Ruhe in dieser Stadt zu erhalten, diese Verpflichtung eingegangen sind, doch nur, indem Sie sich vorbehielten, daß die Regierung endlich einmal unseren billigen Reklamationen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Sie meine Herren, kennen dieselben; sie lauten in wenigen Worten: Vollkommene Änderung des bis jezt befolgten Systems; aufrichtige Vollziehung des Grundgesetzes; Entlassung des antipopulairen Ministeriums, dessen Akte hauptsächlich auf Belgien lasten; Besetzung des Ministeriums durch Männer, die die Interessen aller Provinzen des Reichs zu vereinigen wissen, die, wie es in einer Repräsentativ-Verfassung seyn muß, die volle und gänzliche Verantwortlichkeit übernehmen, das einzige Mittel, das Princip der Unverletzbarkeit des Königs zu bewahren; die Organisation der ministeriellen Verantwortlichkeit durch ein Wahlgesetz; vollständige und aufrichtige Aufhebung der insbesondere durch die unselige Botschaft vom 11. Dezbr. 1829 konsecrirten Systems; Einführung der Jury in Criminalsachen und namentlich bei Preß- und sonstigen politischen Vergehen, eine Garantie, deren wir unter

einem provisorischen Gouvernement beraubt wurden; unbegrenzte und durch ein Gesetz eingeführte Freiheit des Unterrichts; gänzliche Preßfreiheit und Wiederruf des lezten Gesetzes über diesen Gegenstand — eines Gesetzes, das Anlaß zu einem wahren Kreuzzuge gegen diese kostbare Freiheit und zu Auslegungen, die dem wahren Geist unseres Grundgesetzes zuwider waren, weil sie dazu dienten, die feindseligen Akte des Ministeriums mit dem Mantel der königlichen Unverletzbarkeit zu bedecken; die Verlegung des ersten Justizhofs nach einer Stadt des Südens, die allen Rechtsbedürftigen des Reichs gleichweit entfernt liegt; Wiederberechnung der Patentabgabe zum Wahlcensus, in Übereinstimmung mit dem Städtereglement und dem Grundgesetz; ein Gesetz, welches Freiheit der Sprache in allen administrativen und richterlichen Verhandlungen festsetzt; gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Ämter zwischen dem Norden und Süden; Abschaffung der zu Belebung der Industrie bestimmten Million, deren scandalöse Vertheilung nicht wenig dazu beigetragen hat, die Industrie zu hemmen und allgemeines Mißvergnügen unter ehrlichen Leuten zu erregen; endlich den König inständig zu bitten, die Kammern, welche erst im Oktober zusammentreten sollen, unverzüglich zu berufen, damit dieselben sich mit der Beseitigung der von uns vorgebrachten Beschwerden beschäftigen. Indem wir diese Hauptgarantien aufrecht halten, werden wir, meine Herren, zur Erfüllung jedes andern Wunsches gelangen: Verminderung der Steuern und Sparsamkeit in der Besoldung der Staatsdiener. Nur unter diesen Bedingungen, meine Herren, können Sie hoffen, den Zweck ihrer Einsetzung zu erreichen und die

Ruhe herzustellen, welche durch das Nichtvorhandenseyn der von uns reklamirten Garantien gestört worden.

Die Nachrichten von den Ereignissen in Lüttich trafen am 29. August zu Brüssel ein und erweckten allgemeine Freude. Man erhielt zu gleicher Zeit aus allen andern Städten der wallonischen Provinzen die Nachricht, daß die Revolution in Brüssel den einstimmigsten Beifall erhalten habe. Zu Brügge, im westlichen Flandern, war gleichfalls ein Aufstand ausgebrochen. Man konnte bereits mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß die belgischen Provinzen, mit geringer Ausnahme, sich an die Hauptstadt anschließen würden.

Inzwischen hatte in der Nacht vom 27. auf den 28. August die Regierung im Haag die Nachricht von den Ereignissen in Brüssel erhalten. Am 28. war der Ministerrath von 7 Uhr Morgens bis Mittag versammelt. Der König präsidirte, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich, so wie der Minister van Maanen wohnten der Berathung bei. In Folge derselben begaben sich die Prinzen von Oranien und Friedrich sogleich auf den Weg nach den südlichen Provinzen. Mehrere in Holland stehende Truppenkorps erhielten Befehl, dieselbe Richtung einzuschlagen. Das neunte Küraſſierregiment brach von Harlem, ein Regiment Lanzenträger von Utrecht und Bommel auf. Die Grenadiere und Jäger der Besatzung vom Haag setzten sich gleichfalls in Marsch. Das Fußvolk wurde theils auf Wagen, theils auf Dampfboten geführt, um dessen Ankunft zu beschleunigen. Die Prinzen begaben sich über Vilvorde, wo die 15. Division mit acht Kanonen stand, nach Antwerpen. Diese

Stadt, wo einige kleine Unordnungen vorgefallen waren, wurde in Belagerungsstand erklärt.

Am Morgen des 31. August traf Hr. Cronykenbourg, Adjutant des Prinzen von Oranien, mit einer Depesche zu Brüssel ein, in welcher der Befehlshaber der Bürgergarde aufgefordert wurde, im Schlosse Laecken zu erscheinen. Eine Deputation, aus dem Major Vandermissen, dem Ritter Hottou, dem Grafen Vauderburch, den HHrn. van de Weyer und Rouppe bestehend, begleitete ihn, und hatte den Auftrag, die beiden Prinzen zu bitten, daß sie sich allein und blos unter dem Schutze der Deputation nach Brüssel begeben möchten, um sich selbst von dem guten Geiste der Bürgerschaft zu überzeugen. Die Prinzen erwiederten der Deputation, daß sie erst dann, und zwar an der Spitze der Truppen in Brüssel einziehen würden, wenn die gesetzwidrigen Farben, welche die Einwohner aufgesteckt hätten, abgelegt seyen. Diese Antwort erregte allgemeinen Allarm. Die Läden wurden geschlossen und die Stadt bot einen düstern Anblick dar.

Zwei Stunden von Brüssel, in dem Städtchen Vilvorde, war das Hauptquartier der Prinzen. Jeden Augenblick trafen neue Truppen ein, die man in der Umgegend kantonniren ließ. Die aus Gent angekommenen Husaren standen in Zelleik, zwei Stunden von Brüssel. Die Artillerie von Breda und die Lanzenträger von Utrecht marschirten über Cambine heran. Fünf Dampfschiffe hatten einen Theil der königlichen Garde von Rotterdam nach Antwerpen übergeführt. Zwei Küraſſierregimenter waren vom Haag im Anzug. Zwei Fregatten, eine Goelette und drei Kanonierboote waren die Schelde heraufgefahren und sperrten diesen Fluß.

Die Prinzen, mit ihrem zahlreichen Generalstab, hatten in dem Städtchen blos ein dürftiges Unterkommen gefunden. Sie wohnten auf der Post. Der Prinz von Oranien zeigte Vertrauen und eine feste Haltung; der Prinz Friedrich schien nachdenklich und sorgenvoll. Die beiden Brüder waren stets beisammen und schienen eine große Neigung für einander zu fühlen.

Am Abend des 31sten marschirte die königliche Garde zu Vilvorde ein. Die kriegerische Haltung dieser Truppen, das martialische Ansehen der Offiziere und Soldaten, der Kontrast ihrer pünktlichen Evolutionen mit den ziemlich unregelmäßigen Bewegungen der Bürgergarde machte einen tiefen Eindruck auf die zahlreichen Zuschauer, worunter sich mehrere Einwohner von Brüssel befanden. Sie eilten in ihre Vaterstadt zurück, erzählten, was sie gesehen hatten und kündigten den baldigen Einmarsch der Truppen an. In diesem Augenblicke konnte ohne Zweifel Brüssel mit leichter Mühe genommen werden.

An demselben Tage erschien eine zweite Deputation der Hauptstadt im Hauptquartiere der Prinzen. Sie schilderte dem Prinzen von Oranien alle die Übel, welche aus dem Einzuge der Truppen entstehen könnten, mit den lebhaftesten Farben. Der Prinz war gerührt. Mit Verläugnung alles Grolls und alles militärischen Stolzes, willigte er darein, allein sich in eine Stadt zu begeben, in welcher man die Wappen seines Hauses herabgerissen und die Oranische Fahne durch die drei brabantischen Farben ersetzt hatte. Ein solcher Entschluß zeugt von ungewöhnlicher Großmuth.

Als die Deputation mit dieser erfreulichen Nachricht zurückkam, hatte bereits während ihrer Abwesenheit das Volk Verrammlungen errichtet. Man hatte nicht mehr als zwei Stunden gebraucht, sie zu erbauen. Die Bäume des Boulevard waren umgehauen, Wagen, Balken, Fässer ꝛc. aufgehäuft und das Straßenpflaster aufgerissen worden. Die Deputirten hatten Mühe, sich durch alle diese Verschanzungen einen Weg in die Stadt zu bahnen. Trotz der verkündeten Ankunft des Prinzen wurde die ganze Nacht mit Erbauung der Verrammlungen fortgefahren.

Am Morgen des ersten September versammelten sich zahlreiche Abtheilungen, um dem Prinzen bis an die Brücke von Laecken entgegenzugehen. Um die Mittagsstunde stund die Bürgergarde, etwa 5,000 Man stark, auf dem großen Platze aufmarschirt. Sie setzte sich in Marsch, um dem Prinzen von Oranien entgegen zu ziehen. Ihre Haltung war nicht übel, einige spaßhafte Anstriche abgerechnet. Die Fleischer hatten sich in den Kopf gesetzt, die Sappeurs der verschiedenen Sektionen vorzustellen und marschirten mit ihren Beilen auf der Schulter voraus. Hinter ihnen folgten etwa 50 Bauern in Fuhrmannskitteln, deren mehrere zerrissen waren, mit Piken bewaffnet. Diese Mummerei geschah zur Befriedigung des Pöbels.

Um ein Uhr traf der Prinz von Oranien im Angesicht der ersten Reihen der Bürgergarde, die vor dem Thore von Laecken stunden, ein. Er soll einen Augenblick geschwankt haben, ob er seinen Weg in die Stadt weiter fortsetzen wolle. Gesetzt, diese Thatsache sey richtig, so hat sie nichts Überraschendes. Vor der Bürgergarde her zogen mehrere

tausend Menschen aus dem Pöbel, fast alle in blauen Fuhrmannshemden, deren Haltung ziemlich feindselig war. Die improvisirten Sappeurs der Sektionen und die fünfzig Pickenmänner, die an der Spitze der Bürgergarde marschirten, stellten ebenfalls die scheußliche Seite einer insurgirten Bevölkerung dar, und wenn bei diesem Anblick der Prinz zurückgewichen wäre, so konnte man ihn nicht mit Recht des Mangels an Muth beschuldigen. Er umarmte zu wiederholtenmalen seinen Bruder, der ihn bis auf diesen Punkt begleitet hatte und zog, nur von fünf bis sechs Offizieren gefolgt, in die Stadt ein. Sein Empfang, als er an der Spitze der bürgerlichen Kolonnen erschien, war frostig. Einige Stimmen riefen: »Es lebe der Prinz von Oranien! Sie wurden durch das Geschrei: Stille! Stille! erstickt. Man forderte den Prinzen auf, zu rufen: Es lebe die Freiheit. Er that es ohne Zögern, verlangte aber darauf, daß man nun dagegen rufen solle: Es lebe der König! Keine Stimme erhob sich. Das Gitter des Thors von Laecken war geschlossen. Man mußte das Einlaßpförtchen passiren und sich durch die schmalen Öffnungen der Verrammlungen winden. Der Prinz, bleich und in sichtbarer Bewegung, unterwarf sich allem. Er begab sich sofort an der Fronte der Bürgergarde vorüber auf das Gemeindehaus. Sein Schritt war immer langsam und seine Haltung gemessen. Er grüßte die Bürger mit der Hand, dankte ihnen, daß sie die Stadt von der Plünderung gerettet hätten und gab sich alle Mühe, das Mißtrauen zu beseitigen. Sein Betragen rührte alle diejenigen, die nicht zu sehr überspannt waren. Der Prinz von Oranien hat ein einnehmendes Ge-

sicht, und seine Rührung, sein Vertrauen, die peinliche Lage, worin er sich befand, gewannen ihm die Herzen vieler Einwohner und aller Weiber der Stadt.

Nach einer kurzen Besprechung auf dem Gemeindehaus begab sich der Prinz in seinen Palast. Eine Bedeckung der bürgerlichen Reiterei begleitete ihn. Diese Begleitung hätte fast ein beklagenswerthes Ereigniß herbeigeführt: Der Anführer der bürgerlichen Reiter stieß, indem er über eine der Verrammlungen setzte, an einen der Bürgergardisten zu Fuß an. Es entspann sich ein Streit. Der Reiter schlug den Gardisten mit der flachen Säbelklinge. Sogleich sprangen andere Gardisten herzu. Von allen Seiten rief man: Halt, halt! Der Ruf verbreitete sich in die Ferne. Diejenigen, die am Ausgang der Straße waren, sahen einen Reiter im kurzen Galopp herkommen und glaubten, daß es dieser sey, den man arretiren solle. Es war der Prinz von Oranien, dem seine Begleitung in einiger Entfernung folgte. Es flogen Steinwürfe, ein Bürgergardist hielt dem Prinzen das Bajonnet vor. Glücklicherweise wurde das Mißverständniß aufgeklärt und ein trauriges Ereigniß vermieden, das der Zufall herbeiführen konnte, und das alle rechtlichen Einwohner von Brüssel mit Trauer erfüllt haben würde.

Noch an demselben Tage erließ der Prinz von Oranien aus dem königlichen Palaste folgende Proklamation:

»Einwohner von Brüssel!

Mit Vertrauen begab ich mich in eure Mitte; meine Sicherheit ist vollständig, da sie durch eure

Treue verbürgt ist. Euren Bemühungen verdankt man die Wiederherstellung der Ordnung; es freut mich, dies anerkennen und euch im Namen des Königs dafür danken zu können. Vereinigt euch mit mir, um die Ruhe zu befestigen, dann werden keine Truppen in die Stadt einrücken und im Einklange mit euren Behörden werde ich die nöthigen Maasregeln ergreifen, um Ruhe und Vertrauen zurückzuführen. Eine Kommission, gebildet aus den HHrn. Herzog von Ursel, Präsident; van der Fosse, Gouverneur der Provinz; de Wellens, Bürgermeister von Brüssel; van der Linden, Hoogvorst, Befehlshaber der Bürgergarde; General van Aübreme Kockaert, Mitglied der Regenz, Herzog von Aremberg (der auf meinen Wunsch hiebei mitzuwirken die Güte hatte); Stevens, Mitglied der Regenz, Sekretär; — ist beauftragt, mir diese Maaßregeln vorzuschlagen. Sie wird sich morgen am 2. September Vormittags 9 Uhr in meinem Palaste versammeln.

Brüssel, den 1. Septbr. 1830.

Wilhelm, Prinz von Oranien.

Am 2. September kehrte die Deputation aus dem Haag zurück und erstattete folgenden Bericht über den Erfolg ihrer Mission; »Am Montage um ein Uhr im Haag angekommen baten wir um eine Audienz beim Könige. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als wir bereits eine günstige Antwort erhielten. Am Dienstag des Mittags begaben wir uns in den Palast. Se. Majestät empfing uns mit Wohlwollen, fragte nach unseren Vollmachten und stellte das Recht nicht in Abrede, kraft dessen wir

uns vorstellten. Nachdem der König unsere geschriebene Mission angehört hatte, sagte er, er sey erfreut, daß er unseren Wünschen zuvorgekommen, indem er die Generalstaaten auf den 13. Septemb. einberufen — das gesetzliche und zuverlässige Mittel, sowohl den Wünschen aller Theile des Königreichs zu genügen, als den Beschwerden ihr Recht widerfahren zu lassen und die Mittel, ihnen abzuhelfen, festzusetzen. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen gingen wir in die Auseinandersetzung, dann in die Erörterung der verschiedenen Punkte ein, worüber Sr. Majestät mündliche Mittheilungen zu machen, wir in Ihrer Versammlung vom 28. August beauftragt worden. Es erhob sich eine Diskussion über die Theorien der ministeriellen Verantwortlichkeit und der Contrasignatur. Der König sagte, das Staatsgrundgesetz habe unsere Theorien nicht geheiligt; sie könnten richtig und selbst nützlich seyn, aber nicht anders eingeführt werden, als durch eine in Übereinstimmung mit den beiden Kammern der Generalstaaten vorgenommene Veränderung des Grundgesetzes. Da am 13. Septemb. eine ausserordentliche Session eröffnet werde, so könne hiezu geschritten werden, entweder auf Seinen Antrag, oder auf die Einladung der zweiten Kammer, zu einem Vorschlage über diesen Punkt, so wie über alle anderen, die von uns gemacht und für das Land nützlich und vortheilhaft erachtet würden. — Auf das Gesuch, einige Minister und namentlich Hrn. v. Maanen zu entlassen, sagte der König nicht ein Wort zu deren Gunsten; er schien weder mißmuthig darüber, noch machte er Einwendungen hinsichtlich der Beschwerden, die wir gegen die Minister weitläufig vorbrachten. Er bemerkte, das Grundgesetz verleihe

ihm

ihm die freie Wahl seiner Minister, übrigens könne er keinen Entschluß fassen, so lange es scheine, als werde er dazu gezwungen; er halte zu viel auf die Ehre, seine königliche Würde zu bewahren, als daß er den Schein annehmen könne, als gebe er nach, wie einer, dem man etwas abverlange, indem man ihm die Pistole auf die Brust setze. Er ließ uns sowohl, als die Deputirten von Lüttich deutlich merken, daß er unser Gesuch in Erwägung ziehen könne. (Diese Frage ist gegenwärtig der von dem Prinzen von Oranien niedergesetzten Kommission vorgelegt; wir hegen die freudige Überzeugung, daß sie vor Ende des Tags einen Entschluß gefaßt habe, der unseren Wünschen entsprechen wird.) In Betreff der Verlegung des ersten Justitzhofes sagte der König, der Ort, wo man denselben etablirt habe, sey erst nach reiflicher Erwägung gewählt worden; übrigens werde er sich mit dieser Reklamation beschäftigen und auf ein Mittel bedacht seyn, alle Interessen mit einander zu vereinigen.— Über unsere Ansuchen hinsichtlich der ungleichen Vertheilung der Staatsämter, der großen öffentlichen Anstalten und Verwaltungen schien der König betrübt; und ohne die Wahrheit der Angaben zu bestreiten, sagte er, es sey sehr schwer, die Administration zu vertheilen, noch weit schwerer, Jedermann zufrieden zu stellen; er werde sich übrigens mit diesem Gegenstande beschäftigen, sobald die Ordnung hergestellt sey. Vor allem sey es erforderlich, daß die Prinzen, seine Söhne, an der Spitze seiner Truppen in Brüssel einzögen, und so dem scheinbaren Zustande von Obsession ein Ende machten, die er nicht gestatten könne, ohne für alle anderen Städte

des Reichs ein verderbliches Beispiel zu geben. Nach langen Vorstellungen über die Inconvenienzen und selbst über die wahrscheinlichen Unglücke, welche ein gewaltsames Einrücken in Brüssel nach sich ziehen würde, wie über die Vortheile einer Übereinkunft und Proklamation hinsichtlich dieses Einrückens, indem man die theilweise Besetzung der städtischen Posten durch die Bürgergarde beibehielte, lud Se. Majestät uns ein, den Minister des Innern zu sprechen, und uns bei unserer Rückkehr nach Brüssel zu dem Prinzen zu begeben. Schließlich drückte der König den Wunsch aus, Alles möge aufs Schnellste zur Ruhe gelangen; mit lebhafter Rührung sagte er uns und wiederholte es mehrmale, welchen Abscheu er vor dem Blutvergießen habe. Nach einer zweistündigen Audienz verließen wir Se. Majestät und verfügten uns zu dem Minister des Innern, der, bevor er sich zu dem Könige begab, uns um 8 Uhr Abends eine Unterredung bewilligte. Es erhoben sich die nämlichen Diskussionen über die verschiedenen, Sr. Majestät von uns vorgelegten Gegenstände; Alles geschah mit einer Freimüthigkeit und Dahingebung, die uns die größten Hoffnungen gewähren. Herr de Lacoste bewies uns, daß er ein belgisches Herz hat und von den besten Absichten beseelt ist. Auf die Einladung mehrerer gestern Abend versammelter Mitglieder vom Stabe der Bürgergarde und auf den von Sr. Majestät geäußerten Wunsch haben sich die H. H. Hoogvorst und Gendebien zu dem Prinzen von Oranien begeben und ihm die Resultate ihrer Sendung nach dem Haag mitgetheilt, auch den Zustand der Dinge in Brüssel so geschildert, wie er ist, ohne etwas zu verhehlen.

Se. Königl. Hoheit hat ihnen versichert, er hoffe von der Versammlung der Kommission, (welche diesen Morgen statt gehabt), die genügendsten und die geeignetsten Resultate, um seinen Wunsch und seinen unerschütterlichen Entschluß, dem Begehren des Landes nachzukommen, beweisen zu können. Er beauftragte sie, Ihnen zu sagen, er mache sich zum Vermittler zwischen Sr. Majestät und den Einwohnern des Süden und werde unsere Gesuche auf eine Weise unterstützen, um den schnellsten und vollständigsten Erfolg zu erlangen. Heute Morgen haben wir bestimmt erfahren, daß die im Pallaste des Prinzen versammelte Kommission sich thätig mit dem Gegenstande ihrer Mission beschäftigt und daß Ihnen im Verlauf des Tages auf mehrere Punkte Ihrer Beschwerden sehr erfreuliche Resolutionen ertheilt werden sollen.

Unterzeichnet:
Hoogvorst, Gendebien, Graf von Merode, von Secus, Palmaert.«

Die Bekanntmachung des vorstehenden Berichts brachte eine große Gährung hervor. Er war nichtssagend. Die nach dem Haag abgeordnete Deputation war zurückgekehrt, ohne nur einen Schatten von Resultat erzielt zu haben. Sie hätte dieses dem Volke offen mittheilen sollen. Statt dessen versteckten sie sich hinter Floskeln und sprachen: »Der König hat die Gnade gehabt, mit uns zu sprechen, Seine Majestät haben uns sogleich vorgelassen! Sie haben gnädigst geäußert, daß Sie in der Theorie zum Theil mit uns einverstanden seyen! Den Artikel, der die Minister betrifft, haben Se. Majestät unberührt gelassen! Im übrigen wollen Se. Majestät über die

Sache Rath einholen und sind sehr abgeneigt, Blut zu vergießen!« Alles dieses heißt mit andern Worten: Der König hat nichts bewilligt und ist noch in Ungewißheit, waß er thun soll.

Inzwischen dauerten die Märsche der Truppen fort. Die Lanzenträger rückten zu Mecheln, die Kürassiere zu Breda ein. Das Lager von Vilvorde sollte in Kurzem 20,000 Mann mit 42 Kanonen und einer Batterie congreveſcher Raketen stark seyn.

Die Stadt Brüssel erhielt dagegen von allen Seiten das Versprechen eines schnellen Beistandes anderer Städe, im Falle die Regierung nicht nachgebe. Sämmtliche Belgier schienen einig und entschlossen. Selbst der hohe Adel zeigte einen Patriotismus, den man nicht von ihm erwartet hätte. Der Herzog von Aremberg erklärte dem Prinzen von Oranien offen, daß er der Sache des Volks getreu bleibe und sie mit Geld, Lebensmitteln und 5000 Flinten unterstützen werde. Der junge Prinz de Ligne erklärte, daß die Truppen nur über seinen Leichnam in die Stadt dringen sollten. Die Wendung, welche die Dinge nehmen sollten, schien jetzt an einem einzigen Worte des Prinzen von Oranien zu hängen. Er konnte über Krieg und Frieden entscheiden. Sein Mangel an bestimmtem Charakter ließ das eine und das andere im Zweifel. Die Entfernung von den Staatsgeschäften, worin ihn sein Vater hielt, hatte ihn so sehr in den Strudel der Vergnügungen geworfen, daß selbst sein guter Ruf darunter Noth litt. Alle diese Umstände erlaubten keine gewissen Folgerungen. Man konnte den Frieden hoffen, man mußte den Krieg fürchten. Die letztere Ansicht schien überwiegend. Fast alle Ausländer beeilten sich, die bedrohte Stadt zu ver-

lassen. Ein Wagen nach Antwerpen (zehn Stunden Wegs) wurde mit 300 Franken bezahlt.

Die Kommission war im königlichen Pallast versammelt und unterhandelte mit dem Prinzen. Zur Beruhigung der Stadt ließ sie einstweilen folgende Proklamation anheften:

Bewohner von Brüssel!

»Der Bericht Eurer Deputirten giebt Euch die Gewißheit, daß Eure Wünsche und Euer Verlangen dem Monarchen bekannt worden sind; sie wurden dem Prinzen von Oranien vorgelegt und Ihr habt die gegründete Hoffnung, daß Se. Majestät sie annehmen wird. Unter diesen Umständen, voll Vertrauen auf die königlichen Worte und auf die Unterstützung, welche Se. königliche Hoheit Euch versprochen hat, werdet Ihr den Erfolg mit Ruhe abwarten. Die Erhaltung der Ruhe und Ordnung erfordert indeß die Fortdauer des Dienstes, den die wackere Bürgerschaft hat übernehmen wollen. Zu diesem Ende ist es wünschenswerth erschienen, daß die Bürgergarde geregelt werde und einen festen Charakter annehme. Der Kommandant Herr von Hoogvorst ist im Vereine mit seinem Generalstaabe mit diesem Geschäfte beauftragt, was euch die Gewißheit geben muß, daß keine Truppen in die Stadt ziehen werden. Die Kommission, welche beauftragt ist, nicht Beschlüsse zu fassen, sondern Maßregeln vorzuschlagen, die dem Lande nützlich sind, wird es sich zu heiligen Pflicht machen, damit fortzufahren,

alles dasjenige Sr. Königl. Hoheit vorzuschlagen, was Ruhe und Vertrauen wieder herstellen kann.«

Unterzeichnet:
der Präsident Herzog von Ursel.
Sekretär Steevens.

Gesehen und genehmigt:
Wilhelm, Prinz von Oranien.

Diese Proklamation brachte keine bessere Wirkung hervor, als die frühere Bekanntmachung des Berichts der Deputation. Der Mittelpunkt der Stadt und besonders der große Platz bedeckten sich mit tumultuarischen Haufen, die ein unaufhörliches Geschrei des Mißvergnügens ausstießen. Alle äußerten, daß dies lauter leere Versprechungen seyen, die wahrscheinlich nicht in Erfüllung gehen würden. Die Haufen gaben die Absicht zu erkennen, in die obere Stadt zu ziehen, und den von den Truppen besetzten Palast anzugreifen. Die Bürgergarde hatte alle Mühe, sie im Zaume zu halten.

Am 3. September wurde im königlichen Palaste thätig unterhandelt. Die Trennung Hollands von Belgien kam zur Sprache. Die Kommission stimmte einmüthig dafür. Die in Brüssel anwesenden Deputirten wurden in den Palast berufen, um ihre Meinung über den Zustand der Dinge zu vernehmen. Sie erklärten, daß sie sich nicht zu der Sitzung im Haag begeben würden, und die Trennung der beiden Theile des Königreichs für unumgänglich nothwendig hielten. Nun berief man auch den Generalstaab der Bürgergarde und die Hauptleute aller Sektionen in den Palast. Die Deputation der Stadt Lüttich fand sich gleichfalls daselbst

ein. Der Prinz fragte die Versammlung, was ihre Wünsche seyen. Alle Anwesenden forderten mit einstimmigem Zuruf die Trennung Belgiens und Hollands. Herr Moyard ergriff zuerst das Wort im Namen der Bürgergarde und suchte um unverweilte Entfernung der Truppen an. Der Prinz: »aber versprecht ihr dann der Dynastie treu zu bleiben?« Die Versammlung mit Begeisterung: »Wir schwören es!« Der Prinz: »Wenn die Franzosen in Belgien einrückten, würdet ihr euch mit ihnen verbinden?« Die Versammlung: »Nein, nein!« Der Prinz: »Würdet ihr mit mir zu unserer Vertheidigung ausziehen?« Die Versammlung: »Ja, ja, wir werden es.« Der Prinz: »Werdet ihr mit mir rufen: es lebe der König?!« Die Versammlung: »Nicht, ehe unsere Wünsche erhört sind! aber es lebe der Prinz! es lebe die Freiheit! es lebe Belgien:« Der Prinz versprach nun die Trennung Belgiens von Holland mit seinem ganzen Einflusse zu unterstützen, und reiste um vier Uhr Abends nach dem Haag ab. Gleich nach seiner Abreise wurde folgende Proklamation erlassen:

»Wir Unterzeichneten, Deputirten bei den Generalstaaten, gegenwärtig in Brüssel anwesend, wurden zu Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Oranien gerufen. Wir hatten die Ehre, ihm den Zustand der Dinge und die Stimmung der Gemüther gewissenhaft auseinander zu setzen. Wir glaubten uns ermächtigt, dem Kronprinzen vorzustellen, der heißeste Wunsch Belgiens sey die vollständige Trennung zwischen den südlichen und den nördlichen Provinzen, ohne anderen Berührungspunkt als die regierende Dynastie. Wir stellten Sr. Königlichen Hoheit vor, daß mitten unter dem Hingerissenseyn

der Gemüther die Dynastie der Nassauer nicht einen Augenblick aufgehört habe, der allgemeine Wunsch der Belgier zu seyn, daß wenn die Schwierigkeiten der Lage, die Unmöglichkeit, unvereinbare Meinungen, Sitten, Interessen zu vereinen aufgehört hätten, das Haus Oranien fürderhin frei sich unseren Wünschen anzuschließen, auf die Anhänglichkeit und Treue Aller zählen könnte. Unsere Vorstellungen wurden so günstig aufgenommen, als die mehrerer Special-Kommissionen, und bereits hat sich der Kronprinz auf den Weg gemacht, um in Person den Ausdruck unserer Wünsche seinem erlauchten Vater zu überbringen. Überzeugt, unsere lieben Landsleute, daß wir die Dollmetscher eurer Gesinnungen waren, daß wir als gute und getreue Belgier handelten, setzen wir euch von unserem Schritte in Kenntniß. Hier, in eurer Hauptstadt, erwarten wir mit Vertrauen das Ergebniß eurer und unserer Bemühungen.

Brüssel, den 3. Sept. 1830.

Unterzeichnet:

Graf von Celles; Baron Secus; Barthelemy; von Langhe; C. von Brouckere; Graf Cornet v. Grez; Huysman d'Anecroix.«

Alle Maßregeln der Regierung trugen einen Geist des Schwankens und der Unschlüssigkeit an sich, der die Gemüther weder schreckte noch beruhigte. Man hatte den Augenblick, wo ein energisches Einschreiten den Aufstand im Keime ersticken konnte, unbenützt vorüber gelassen. Jezt war es fast z

spät, strenge Mittel zu gebrauchen. Wenigstens konnte der Zweck nicht ohne großes Blutvergießen erreicht werden. Außer der Hauptstadt befanden sich mehrere Städte und Gemeinden in vollem Aufstande. Aus Lüttich und Mons trafen bereits Hunderte von Freiwilligen zu Brüssel ein, um die Stadt im Falle eines Angriffs vertheidigen zu helfen. Überall im Lande herrschte Mißvergnügen, und wo der Aufstand noch nicht ausgebrochen war, drohte er täglich mit dem Ausbruche. Unter solchen Umständen glaubte die Regierung im Haag der öffentlichen Meinung in Belgien in etwas nachgeben zu müssen. Durch ein Dekret vom 3. Sept. wurde der verhaßte Justiz-Minister, Cornelius Felix van Maanen, seiner Stelle entlassen, jedoch »unter Bezeugung des Danks für seine langen, getreuen und eifrigen Dienste, und zwar erfolgte, wie das Dekret sagte, diese Entlassung blos in Folge »der dringenden und wiederholten Ansuchen, die er deshalb einreichte, in der Hoffnung, unter den gegenwärtigen Umständen dazu beizutragen, die Gemüther zu beruhigen und Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.« Auf solche Weise erschien der entlassene Justizminister als der Märtyrer einer verkehrten öffentlichen Meinung und eines grundlosen Hasses. War er wirklich dieser Märtyrer, so mußte ihn die Regierung nicht opfern; war er es nicht, so mußte sie ihn nicht als ein Opfer darstellen. Durch die Art seiner Entlassung wurde die öffentliche Meinung in Belgien mehr gereizt als befriedigt. Sie freute sich, das Opfer ertrotzt zu haben, das man ihr, wie sich deutlich zeigte, nur mit Widerwillen brachte.

Einen gleich zweideutigen Charakter trägt die folgende Proklamation an sich, die am 5. Septbr. aus dem Haag erlassen wurde:

Proklamation.

Allen denen, welche Gegenwärtiges lesen oder hören, Unseren Gruß! Die göttliche Vorsehung, welche diesem Reiche während fünfzehn Jahren Frieden mit ganz Europa, innere Ordnung und zunehmendes Glück schenkte, hat zwei Provinzen mit zahllosen Leiden getroffen, wodurch die Ruhe mehrerer angrenzenden Provinzen gestört oder bedroht wurde. Bei der ersten Nachricht von diesem Unglück haben wir Uns beeilt, die Generalstaaten zu einer ausserordentlichen Versammlung einzuberufen, welche, den Worten des Grundgesetzes gemäß, das ganze belgische Volk repräsentirten, und Uns mit Ihren Edelmögenden über die Maasregeln zu berathen, welche der Zustand der Nation und die gegenwärtigen Umstände erheischen. Zugleich beauftragen Wir Unsere vielgeliebten Söhne, den Prinzen von Oranien und den Prinzen Friedrich der Niederlande, sich in diese Provinzen zu begeben, um sowohl mittelst der zu ihrer Verfügung gestellten Streitkräfte Personen und Eigenthum zu schützen, als auch sich von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen und Uns die geeignetsten Maasregeln zur Beruhigung der Gemüther vorzuschlagen. Diese Sendung, die mit einer Humanität und einem Edelmuthe ausgeführt wurde, welche die Nation zu würdigen wissen wird, hat Uns die Überzeugung bestätigt, daß das Volk auch da, wo es am meisten aufgeregt zu seyn scheint, die Anhänglichkeit an unsere Dynastie und an die

nationale Unabhängigkeit beibehält und verkündigt; und wie betrübend auch für Unser Herz die Umstände, welche Wir erfahren haben, seyn mögen, so geben Wir doch die Hoffnung nicht auf, daß es Uns mit Hülfe der göttlichen Vorsehung, deren Beistand Wir in dieser ernsten und schmerzlichen Angelegenheit anrufen, und unter Mitwirkung aller rechtschaffenen und guten Bürger in den verschiedenen Theilen des Reichs gelingen werde, die Ordnung zurückzuführen und die Ausübung der gesetzlichen Gewalt und die Herrschaft des Gesetzes wieder herzustellen. Wir rechnen hiebei auf die Beihülfe der Generalstaaten. Wir werden sie einladen, zu untersuchen, ob die Übel, über welche das Land seufzt, von einigen Fehlern in den National-Institutionen herrühren und ob es thunlich sey, diese zu verbessern; besonders aber, ob die durch die Traktate und das Grundgesetz bestimmten Verbindungen zwischen den beiden Theilen des Reichs, im allgemeinen Interesse, der Form und Natur nach abgeändert werden sollten. Wir wünschen, daß diese wichtigen Fragen mit Sorgfalt und vollkommener Freiheit geprüft werden, und kein Opfer wird Unserem Herzen zu groß seyn, wenn es sich davon handelt, die Wünsche eines Volkes zu erfüllen und das Glück einer Nation zu sichern, deren Wohl für Uns stets ein Gegenstand der beständigsten und eifrigsten Sorgfalt gewesen ist. Aber geneigt, mit Freimüthigkeit und Loyalität und durch umfassende und entscheidende Maasregeln zum Wohl des Vaterlandes beizutragen, sind Wir eben so fest entschlossen, die legitimen Rechte aller Theile des Reichs ohne Unterschied mit Festigkeit zu erhalten und nur den regelmäßigen Gang einzuschlagen, in Übereinstimmung

mit dem von Uns geleisteten und entgegengenommenen Eide. Belgier, Einwohner der verschiedenen Gegenden dieses schönen Landes, das schon mehr als einmal durch göttlichen Schutz und durch die Eintracht der Bürger aus seinem Unglücke gerettet wurde, erwartet mit Ruhe und Zutrauen die Lösung jener wichtigen Fragen, welche die Umstände aufgeworfen haben. Unterstützt die Bemühungen der Autorität, um die innere Ordnung und die Ausübung der Gesetze da, wo sie noch nicht gestört wurden, zu erhalten, da aber wo sie einige Eingriffe erlitten, sie wieder herzustellen. Leihet dem Gesetze Kraft, damit dieses Euer Eigenthum, Eure Industrie und Eure persönliche Sicherheit schütze. Möge die Verschiedenheit der Meinungen vor der wachsenden Gefahr der Anarchie weichen, die sich an mehreren Plätzen unter der scheußlichsten Gestalt zeigt, und die wenn man ihr nicht durch die Mittel vorbeugt, welche das Grundgesetz zur Verfügung der Regierung stellt, verbunden mit denen, welche der Eifer der Bürger darbietet, dem individuellen Glücke und dem Nationalwohle unersetzlichen Schaden zufügen wird. Mögen die guten Bürger ihre Sache überall von der der Aufwiegler trennen und mögen ihre edlen Bemühungen zur Herstellung der öffentlichen Ruhe, da, wo diese noch mit jedem Augenblicke bedroht wird, endlich so großem Unheil ein Ziel setzen, und dasselbe wo möglich mit der Wurzel ausrotten. Gegenwärtiges soll überall in der gewöhnlichen Ordnung bekannt gemacht werden.«

Die vorstehende Proklamation machte in Belgien einen höchst ungünstigen Eindruck. Man machte ihr den Vorwurf, daß sie die feindseligen Absichten, die im Hintergrunde liegen, unter unbestimmten und

dunkeln Ausdrücken zu verbergen suche, daß sie mit versteckten Worten die Belgier als einen Haufen Rebellen darstelle, und daß sie die Trennung der beiden Landestheile nicht ernstlich wolle, da sie die Endscheidung über die Frage den Generalstaaten übertrage, in deren beiden Kammern sie auf eine bestimmte Mehrheit rechnen könne. Eine Deputation aus Brüssel ging in das Hauptquartier ab, um sich bei dem Prinzen Friedrich über den zweideutigen Inhalt der Proklamation zu beklagen und eine bestimmte Erklärung zu verlangen. Der Prinz antwortete ausweichend und ließ sich die Bemerkungen der Deputation schriftlich überreichen, um sie nach dem Haag zu senden.

Unter solchem Zwiespalt der öffentlichen Meinung im eigenen Reiche eröffnete der König der Niederlande am 13. September im Haag die Sitzung der Generalstaaten mit folgender Rede: «Edelmögende Herren! Die ausserordentliche Versammlung Eurer Edelmögenden, die ich heute eröffne, ist durch den Drang trauriger Ereignisse unumgänglich nothwendig geworden. In Frieden und Freundschaft mit allen Völkern unseres Welttheils, sah Niederland kürzlich auch den Krieg in den überseeischen Provinzen glücklich geendigt. Ruhig blühte es durch Ordnung, Handel und Gewerbfleiß. Ich war mit der Sorge beschäftigt, die Lasten des Volks zu erleichtern und nach und nach in der inneren Verwaltung die Verbesserungen einzuführen, welche die Erfahrung als nöthig gezeigt hatte, als mit einem Male zu Brüssel und bald nach dessen Beispiel auch an einigen anderen Orten des Reichs ein Aufruhr ausbrach und durch Schauspiele von Brand und Plünderung bezeichnet war, welche ich dieser Ver-

sammlung nicht näher schildern will, weil sie für mein Herz, das Nationalgefühl und für die Menschheit allzubetrübend sind. In Erwartung der Mitwirkung Eurer Edelmögenden, deren Zusammenberufung mein erster Gedanke war, sind unverweilt alle Maaßregeln getroffen worden, die von mir abhingen, um dem Fortgang des Bösen Einhalt zu thun, die Wohldenkenden gegen die Übelgesinnten zu schirmen und die Geißel des Bürgerkriegs von Niederland abzuwenden. Auf die Art und den Ursprung des Vorgefallenen zurückgekommen, das Ziel, den wahren Charakter und die wahrscheinlichen Folgen desselben mit Euer Edelmögenden zu erwägen, ist im Interesse des Vaterlandes in diesem Augenblicke minder dringend, als die Mittel zu untersuchen, wodurch Ruhe und Ordnung, Recht und Gesetz nicht allein für den Augenblick hergestellt, sondern auch dauernd gesichert und befestigt werden können. Indessen, Edelmögende Herren, ist es bei dem Kampfe der Meinungen, bei dem Toben der Leidenschaften und den mannichfaltigen Triebfedern und Entzwecken eine höchst schwierige Aufgabe, meinen Eifer für die Wohlfahrt aller meiner Unterthanen mit den Pflichten zu vereinigen, die ich Allen schuldig bin und für Alle beschworen habe. Darum rufe ich Ihre Weisheit, Ihre besonnenste Ruhe und Ihre Festigkeit an, damit ich stark durch die Vereinigung mit den Repräsentanten des Volks und nach gemeinsamer Überlegung bestimmen kann, was in diesen traurigen Umständen zum Wohle von Niederland geschehen muß. Von vielen Seiten meint man, daß das Heil des Staates durch eine Revision des Grundgesetzes und selbst durch eine Absonderung von Provinzen, welche durch Verträge und Grund-

gesetze vereinigt sind, befördert werden würde. Indeß kann eine solche Frage nur unter den Formen erwogen werden, welche das Grundgesetz befiehlt, dessen Vorschriften wir Alle durch feierlichen Eid zu befolgen verbunden sind. Diese wichtige Frage wird den vorzüglichsten Gegenstand von Eurer Edelmögenden Berathschlagungen ausmachen. Ich wünsche, daß sich die Meinung dieser Versammlung mit der Ruhe und dem ganzen Freimuth bilde und ausspreche, die ein Gegenstand von solch hohem Interesse in so besonderm Grade erfordert, während ich, von dem Wunsche beseelt, das Glück der Niederländer, deren Wohlfahrt die göttliche Vorsicht meiner Sorge anvertraute, zu befördern, vollkommen bereit bin, mit dieser Versammlung zu den Maasregeln mitzuwirken, die dazu führen können. Diese außerordentliche Versammlung dient ferner dazu, Euer Edelmögenden zu benachrichtigen, daß die Interessen des Reichs unter den jetzigen Umständen das Zusammenbleiben der Miliz über die gewöhnliche, durch das Grundgesetz bestimmte Zeit der alljährlichen Waffenübungen hinaus gebieterisch fordern. Die hieraus und aus andern unglücklichen Folgen des Aufruhrs erwachsenden Ausgaben können vorläufig aus den geöffneten Crediten bestritten werden. Die nähere Regulirung derselben wird in der nächsten gewöhnlichen Versammlung einen Gegenstand Ihrer Diskussion ausmachen. Edelmögende Herren! Ich rechne auf Ihre Treue und Vaterlandsliebe. Im Andenken an den Sturm der Revolution, der auch über mein Haupt hinausgebraust hat, werde ich den Muth, die Liebe und die Treue, welche das fremde Joch abgeschüttelt, die Volksexistenz wieder hergestellt und den Scepter in meine Hand

gelegt haben, eben so wenig vergessen, als die Tapferkeit, die auf dem Schlachtfelde den Thron befestigte und die Unabhängigkeit des Vaterlandes sicherte. Vollkommen bereit, allen billigen Wünschen entgegenzukommen, werde ich nie dem Partheigeiste ein Zugeständniß machen, noch Maaßregeln meine Zustimmung verleihen, welche die Interessen und die Wohlfahrt der Nation den Leidenschaften und der Gewalt aufopfern würden. Alle Interessen so viel wie möglich zu vereinigen, ist der einzige Wunsch meiner Seele.«

Inzwischen hatte der Aufstand in Belgien immer weiter um sich gegriffen und überall tiefere Wurzel gefaßt. Er dehnte sich bis in die Reihen der belgischen Soldaten aus, die nicht blos einzeln, nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten ihre Fahne verließen, um sich theils in ihre Heimath zu begeben; theils sogleich an ihre bewaffneten Mitbürger anzuschließen. Von allen Seiten her zogen bewaffnete Bürgerschaaren der Hauptstadt zu Hülfe. Durch das ganze Land herrschte die größte Gährung. Fast in allen Städten und Dörfern steckt man die dreifarbige brabantische Kokarde auf. Die Studenten der Universität Löwen bildeten ein Bataillon Freiwilliger. In Charleroi wurden die Bürger mit der Besatzung handgemein. Auf die erste Nachricht davon läutete man sogleich zu Chatelet, Chatelineau und der Umgegend die Sturmglocke. Über 600 Bewaffnete brachen zur Hülfe auf. Als sie unter den Mauern von Charleroi ankamen, war bereits die Garnison in die Cidatelle eingeschlossen. Durch Bastogne zogen am 9. September 300 Mann belgischer Truppen nach Namur. Beim Anblick der dreifarbigen Fahne riefen sie mit Enthusiasmus:

Es lebe die Freiheit! Es lebe das belgische Volk! Ergriffen die Fahne und trugen sie jubelnd durch die Straßen. Als zu Ninove Husaren einrückten, erklärten die Bürger, sie würden die Soldaten todtschlagen, wenn man sie bei ihnen einquartiren wolle. Hierauf ließ der Befehlshaber die Truppen ausserhalb der Stadt campiren. In Mons und Ath erhob sich das Volk und griff zu den Waffen. Zu Termonde brach ebenfalls der Aufstand aus und die Bürger bewaffneten sich unter dem Ruf: Es lebe die Freiheit! Es lebe Potter! Die Nationalgarde zu Lüttich war am 12. September bereits 5,000 Mann stark und führte fünf Stücke Geschütz mit sich.

Auf der andern Seite concentrirten sich die Truppen der Regierung zwischen Antwerpen und Brüssel und Alles schien den nahen Ausbruch des Bürgerkriegs zu verkünden; die Armee, welche sich unter der Anführung des Prinzen Friedrich, zweiten Sohns des Königs, zusammenzog, war gegen 15,000 Mann stark. Ihre Vorposten stunden zu Vilvorde, einem kleinen Städtchen zwei Stunden von Brüssel. Der Oberbefehlshaber durfte jedoch nur auf die holländischen Truppen mit Zuverlässigkeit zählen, denn unter den belgischen Soldaten herrschte ein sichtbarer Geist der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens. Die Desertion stieg auf eine beunruhigende Weise. Zu Caloste brach offener Streit zwischen den holländischen und belgischen Soldaten aus. Dreizehn Husaren verließen ihre Eskadron unter dem Ruf: Es leben die Belgier! Es lebe Brüssel!

Der Inhalt der Thronrede hatte überall einen ungünstigen Eindruck gemacht, Am 15. September

trat im Verein mit dem Staab der Bürgergarde und der Sicherheits-Kommission in Brüssel eine Versammlung der Sektionen zusammen, der Hr. von Hoogvorst präsidirte. Der Zweck der Versammlung war, eine Adresse an die belgischen Deputirten im Haag zu richten, um ihnen den Eindruck zu schildern, den die Thronrede hervorgebracht. Graf Mérode los einen Adreß-Entwurf vor, der einige Stunden lang lebhaft diskutirt wurde. Dann ernannte die Versammlung ein eigenes Redaktionscomité und suspendirte ihre Sitzung bis halb sieben Uhr Abends, wo Hr. van de Weyer den ersten Entwurf etwas modifizirt vorlegte. Die Adresse erklärt, die Thronrede habe die höchste Unzufriedenheit und Gährung im Volk erregt; sie zeige, daß die Regierung noch immer ihre Stellung den südlichen Provinzen gegenüber nicht verstehe; die Verdienste der Brüsseler Bürgergarde würden gar nicht geachtet; sie habe die Ordnung zurückgeführt, stehe nun aber auch für die verletzte gesellschaftliche Existenz unter den Waffen, da früher die Regierung taub gewesen sey gegen die Wünsche und Beschwerden von 300,000 Petitionären; andere Städte des Südens seyen, von den gleichen Gesinnungen beseelt, dem Impuls gefolgt und nur die Trennung des Nordens und Südens scheine den Ungerechtigkeiten und verhaßten Bevorzugungen ein Ziel stecken zu können; indessen verkünde die Thronrede eine düstere Zukunft, überall besetzten Truppen die belgischen Festungen und cernirten die belgischen Städte; ja, die Thronrede lade die Generalstaaten ein, die sich täglich vermehrenden Bataillone in Permanenz zu erhalten; so werde, während die Deputirten Schritt vor Schritt allen Formalitäten des Grund-

gesetzes folgen, der Handel und Verkehr Belgiens vernichtet, die Städte würden in beständiger Aufregung erhalten, und sähen das Elend und die Verzweiflung der arbeitenden Klassen mit raschen Schritten wachsen; die Deputirten würden daher aufgefordert, vom Könige die alsbaldige Zurückziehung der aus Norden gekommenen Truppen zu verlangen; gelinge ihnen dieses nicht, so wage man zu glauben, daß die belgischen Deputirten offen sich weigern würden, durch ihre Gegenwart im Haag die feindlichen Absichten und Handlungen der Regierung zu legalisiren. Diese Adresse ward einstimmig angenommen und unterzeichnet. Eine zweite Adresse notabler Einwohner von Brüssel, Lüttich, Löwen, Luxemburg, Namur ꝛc. worin noch entschiedener auf dem Prinzip der Trennung bestanden wird, war in wenigen Stunden mit mehreren hundert Unterschriften bedeckt.

Während dieses in Belgien vorging, äußerte sich in Holland die öffentliche Meinung im entgegengesetzten Sinne. Mehrere belgische Deputirte wurden im Haag von den Einwohnern auf offener Straße beleidigt und geschmäht. Der belgische Deputirte Gerlache konnte in der ganzen Stadt keine Wohnung finden und mußte sich zuletzt an die Polizei wenden, um nur ein Obdach zu erhalten. Eben derselbe wurde auf der Straße von dem Pöbel unter dem Rufe angefallen; Nieder mit Gerlache! Unter diesen Umständen verließen mehrere belgische Deputirte das Haag. Hr. v. Stassart, einer derselben, erließ bei seiner Rückkehr nach Brüssel folgendes Schreiben an seine Mitbürger: »Da die in Brüssel vereinigt gewesenen Deputirten zuletzt beschlossen, nach dem Haag zu

gehen, zögerte auch ich nicht, mich dahin zu begeben; was auch meine Meinung seyn mochte, schmeichelte ich mir oder suchte mir vielmehr zu schmeicheln, die Regierung würde, über die wahre Lage unserer Angelegenheiten aufgeklärt, die einzigen zweckmäßigen Maasregeln ergreifen und uns einen Gesetzesentwurf vorlegen, nach dem die Belgier sich sehnten, einen Gesetzesentwurf, den eine vorausschichtige Politik gebieterisch befahl. Aber eitle Hoffnung! Man beschränkt sich auf unbestimmte, verwickelte Fragen, von denen man sich unmöglich ein befriedigendes Resultat versprechen kann. Da ich unter diesen Umständen keinerlei Nutzen meiner Anwesenheit bei den Generalstaaten hoffen konnte, glaubte ich nach Brüssel zurückkehren zu müssen, um hier für die Gesundheit meiner Gattin zu sorgen, die ich sehr leidend verlassen hatte. Ich werde mich beeilen, auf den Posten zurückzukehren, »wenn ein klarer, bestimmter und positiver Gesetzesentwurf der auf die Trennung der beiden Theile des Königreichs anträgt, zur Diskussion gebracht wird.« Bis dies geschieht, sehe ich nicht ein, was wahrhaft belgische Deputirte thun können. Ich betrachte es als eine Pflicht, euch, lieben Mitbürger, die Gründe mitzutheilen, die mich bewogen, am 15. dies den Haag zu verlassen, nachdem ich der königlichen und den folgenden Sitzungen beigewohnt hatte. Ich ergreife diese Gelegenheit, euch die Versicherung einer völligen Ergebenheit zu erneuern.

Der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, die beunruhigenden Nachrichten aus dem Haag, der Marsch der Truppen gegen Brüssel erbitterten die Gemüther immer mehr. Die Bürgergarde in Brüs-

sel bestund aus den angesehendsten und wohlhabendsten Einwohnern der Stadt. Die unteren Volksklassen waren von derselben ausgeschlossen und ohne Waffen. Seit dem Ausbruch der Revolution hatte zwischen ihnen und der Bürgergarde ein sichtbares Mißtrauen geherrscht. Jetzt, da Alles auf eine Crisis deutete, erwachten alle Leidenschaften, Furcht, Mißtrauen, Nationalstolz, Liebe der Freiheit, die Lockungen der Anarchie spornten das Volk zu den äußersten Schritten an. Am 19. September wurden zu Brüssel die Verrammlungen neu errichtet. Eine Anzahl Freiwilliger zog auf der Straße nach Vilvorde gegen die Truppen aus. Sie entwaffneten einige Maréchaussés und kehrten mit ihren Pferden in die Stadt zurück. Diese, ohne den Befehl des Generalstaabs der Bürgergarde unternommene Expedition wurde in einer Proklamation mißbilligt. Diese Proklamation steigerte die Unzufriedenheit des Volks auf den höchsten Grad. Es rottete sich vor dem Gemeindehaus zusammen und schrie laut um Waffen. Ein starker Haufe drang bis in die Säle des Gemeindehauses ein. Man theilte einige Gewehre aus, um die Menge zu beschwichtigen, und versprach mehrere auf den folgenden Tag. Die Haufen zerstreuten sich nicht. Sie schrieen laut über die Unthätigkeit, die man unter so drohenden Umständen zeige. Die Bürgergarde, feindselige Absichten befürchtend, gab Feuer. Jetzt stürzte sich das Volk auf dieselbe und entwaffnete sie. Ein kleiner Theil der Bürgergarde vereinigte sich mit dem Volke. Der Generalstaab der Bürgergarde und die Sicherheitskommission wurden aufgelöst. Man proklamirte eine neue Regierung, an deren Spitze man die entschiedentsten Revolutionärs, unter an-

dern Potter (damals noch in Paris), Graf Merode, Staffart, setzte. Die Lütticher Freiwilligen, die sich in Brüssel befanden, stunden an der Spitze dieser neuen Umwälzung. In einem Augenblicke waren 3,000 neue Freiwillige bewaffnet und organisirt, lauter zum Äußersten entschlossene Leute. Unter ihnen befanden sich viele belgische Soldaten von allen Waffengattungen. Man bemerkte darunter auch einen Zögling der politechnischen Schule von Paris mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert. In Lüttich fielen ähnliche Auftritte vor. Am Morgen des 20. stürmten bewaffnete Bürger die von den Soldaten besetzte Carthause und nahmen sie ein.

Inzwischen hatten sich die königlichen Truppen fast vor den Thoren von Brüssel concentrirt und die Absichten der Regierung enthüllten sich durch folgende Proklamation, die am 21. September aus Antwerpen erlassen wurde: »Wir Friedrich, Prinz der Niederlande, an die Einwohner von Brüssel. Brüsseler! Der König, unser erlauchter Vater, beschäftigt sich, zugleich mit den Repräsentanten der Nation, um in der einzigen mit ihrem Eide verträglichen Weise, die genaue Untersuchung eurer Wünsche vorzunehmen. Indessen wird die Ruhe unausgesetzt in euren Mauern gestört. Während ihr mit einem Eifer und einer Thätigkeit, die das größte Lob verdienen, das öffentliche und Privateigenthum beschützt, reizt eine kleine Anzahl Aufrührer unter euch den Pöbel zum Raube, das Volk zum Aufstande, die Armee zur Entehrung; die königlichen Absichten werden entstellt, die Obrigkeit ist ohne Kraft, die Freiheit unterdrückt. Aus Auftrag des Königs bringen wir bei dieser Lage der Dinge, die eure Stadt vernichtet und es für diese

königliche Residenz immer unmöglicher macht, der Zufluchtsort des Monarchen und des Thronerben zu seyn, das einzig wahre und wirksame Mittel, die Herstellung der gesetzlichen Ordnung, in Anwendung. Die Nationallegionen rücken im Namen des Gesetzes und auf Begehren der besseren Bürger in eure Mauern ein, um diesen allen einen schweren Dienst zu erleichtern und ihnen Hülfe und Schutz zu leisten. Diese unter den Fahnen der Ehre und des Landes versammelten Offiziere und Soldaten sind eure Mitbürger, eure Freunde, eure Brüder, sie bringen euch keine Unterdrückung oder Rache, sondern Ordnung und Ruhe. Ein edles Vergessen wird die Fehler und unrechten Schritte verhüllen, welche die Umstände veranlaßt haben. Die vorzüglichsten Urheber von Thaten, die zu sträflich sind, um hoffen zu können, daß sie der Strenge des Gesetzes entgehen werden, Fremde, welche das Gastrecht gemißbraucht und unter euch Unordnung gestiftet haben, werden Alle und mit Recht gestraft werden; ihre Sache hat mit der eurigen nichts gemein. In Folge der uns gegebenen Gewalt haben wir verordnet und verordnen, wie folgt: Art. 1. Die Nationaltruppen sollen in Brüssel einrücken. Art. 2. Jedes Hinderniß, das man ihnen in den Weg legt, soll durch die Sorge der Municipalobrigkeit, der Bürgerwache, die Sicherheitskommission und aller guten Einwohner gehoben werden. Art. 3. Die Posten der Bürgerwache sollen nach und nach den Nationaltruppen übergeben werden. Die Art des Dienstes der besagten Wache werden wir weiter bestimmen. Art. 4. Die bewaffneten Individuen, welche der Stadt fremd sind, sollen sich ohne Waffen in ihre Heimath zurückziehen. Jede bewaffnete Truppe aus einer

andern Gemeinde, die sich nach Brüssel begiebt, soll aufgefordet werden, sich zurückzuziehen und im Nothfall durch die öffentliche Gewalt zerstreut werden. Art. 5. Die von einem Theile der Bürgerwache als Unterschiedszeichen angenommenen Farben sollen abgelegt werden. Wir behalten uns vor, das Vereinigungszeichen, welches sie tragen darf, zu bestimmen. Art. 6. Die Municipalverwaltung, das Sicherheits-Comité, der Rath und die Chefs der Bürgerwache sollen für die Vollziehung der vorstehenden Bestimmungen, in so weit selbige sie betreffen, und für die Erhaltung der Ordnung, bis die Truppen eingerückt seyn werden, sorgen. Art. 7. Die Mitglieder dieser Corps werden von der Notifikation des Gegenwärtigen an, für jeden Widerstand gegen die öffentliche Macht, so wie auch für die gesetzwidrige Anwendung der öffentlichen oder Municipalgelder, Waffen oder Munition verantwortlich erklärt. Art. 8. Die Garnison soll bald möglichst kasernirt oder auf eine Weise gelagert werden, daß sie den Einwohnern nicht zur Last ist; sie wird die pünktlichste Mannszucht beobachten. Jeder Widerstand soll durch die Gewalt der Waffen zurückgewiesen werden und die dieses Widerstandes schuldigen Individuen, welche der öffentlichen Gewalt in die Hände fallen, sollen dem kompetenten Richter zur peinlichen Verfolgung überliefert werden. Gegeben in unserem Hauptquartier zu Antwerpen den 31. September 1830. Friedrich, Prinz der Niederlande.

Jede Revolution, wenn sie auch unter den glücklichsten Auspicien begonnen ist, führt immer einen unbehaglichen und leidenden Zustand mit sich, unter dem sie erliegen muß, wenn er sich in die Länge

zieht. Es kann auch nicht anders seyn, denn das erste Bedürfniß eines Volkes ist eine feste Regierung, und eine Revolution, welche die bestehende Regierung stürzt, schafft nicht auf der Stelle wieder eine andere. Hieraus entsteht Unschlüssigkeit und Muthlosigkeit, Unterbrechung der Geschäfte, Mißvergnügen, Zwiespalt, Anarchie und Despotismus.

Wir müssen uns ein wenig wiederholen, um die Thatsachen, die inzwischen zu unserer Kenntniß gelangt sind, hier nachzutragen. Die Sicherheits-Kommission, die seit drei Wochen in Brüssel das Ruder ergriffen hatte, ließ die Sachen gehen, wie sie wollten. Sie verhielt sich leidend; eine Revolution aber erfordert Thätigkeit, rasches Handeln, keinen Stillstand, sonst geht sie in sich selbst unter. Die Revolution blieb stehen, gieng sogar rückwärts. Handel und Wandel lagen darnieder. Es war unter dem Handelsstande bereits davon die Rede, auf der Börse eine Petition gegen die Trennung Hollands und Belgiens aufzulegen und unterzeichnen zu lassen. Sehr viele Einwohner wünschten von ganzem Herzen die alte Ordnung der Dinge zurück. In der That auch befand sich der Bürgerstand, von der einen Seite durch die königlichen Waffen, von der andern Seite durch den Pöbel bedroht, in einer bedenklichen Lage.

Ein einziges revolutionäres Prinzip war noch zu Brüssel vorhanden — die Central-Reunion — eine Art Clubb, in welchem sich die eifrigsten Patrioten versammelten, und in dem die Lütticher durch ihre Energie und das Rednertalent mehrerer unter ihnen, besonders ihres jungen Anführers Rogier, ein großes Übergewicht erlangt hatten. In diesem Clubb wurde der Zustand des Landes besprochen und

man sah ein, daß die Revolution durch Temporisation zu Grunde gehen müsse. Gleichwohl wurde kein Beschluß gefaßt, der dem Übel abhelfen konnte. Die Sicherheits-Kommission jedoch verlor je mehr und mehr das Vertrauen und man verachtete ihre immer nur halben Maasregeln.

In der Nacht vom 18. auf den 19. September riß der kriegerische Ungestümm mehrere junge Leute, und besonders die Lütticher, zu einer feindlichen Demonstration gegen die königl. Armee hin, die fast vor den Thoren der Stadt stand. Sie zogen in geringer Anzahl aus um die Vorposten zu recognosciren. Es war allerdings eine Handlung blinder Verwegenheit, denn diese kleinen Haufen waren in ihrem Rücken durch nichts gedeckt; aber der Drang zu handeln scheint diesen feurigen jungen Köpfen die Unbeweglichkeit unerträglich gemacht zu haben.

Eine dieser Recognoscirungen, die in der Richtung von Tervueren abmarschirt war, überrumpelte einen der vorgeschobenen Posten von vier Gendarmen, nahm ihm die Pferde ab und brachte sie in die Stadt. Eine andere Abtheilung, die gegen Vilvorde ausgezogen war, hielt den Postwagen, der von Brüssel nach Antwerpen gieng, an und verbot ihm, weiter zu fahren, bevor die feindlichen Vorposten recognoscirt seyen. Der erschrockene Conducteur kehrte sogleich nach Brüssel um.

Die Nachricht von diesen feindlichen Demonstrationen brachte die Sicherheits-Kommission zum Zittern. Sie wußte, daß der Prinz Friedrich, der zu Antwerpen angekommen war, über 15,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, ungerechnet die Division, die zu Tongres kampirte und auf 10,000 Mann geschätzt wurde. Sie sah sich nun auf einmal in einen

ungleichen Kampf verwickelt, den sie bisher auf jede mögliche Weise zu vermeiden gesucht hatte. Die belgische Umwälzung war bisher blos eine Maul-Revolution gewesen; jezt war sie zur handelnden Revolution geworden. Die Sicherheits-Kommission suchte Allem aufzubieten, um ihre Entwicklung zu hindern. Sie äußerte in einer Proklamation ihre förmliche Mißbilligung des eigenmächtigen Angriffs, befahl, auf der Stelle die weggenommenen Pferde unter Bedeckung zurückzuschicken, erlies ein Schreiben an den Prinzen Friedrich, worin das Vorgefallene entschuldigt und mißbilligt wurde. ꝛc.

Diese Proklamation erbitterte den größten Theil der Einwohner. Man sah sie als ein Zeichen der Schwäche an und sie wurde überall sogleich abgenommen und zerrissen. Eine unermeßliche Volksmenge sammelte sich um das Gemeindehaus, die Lütticher marschirten mit ihrer Fahne auf und stiegen unter Trommelschlag in den Saal hinauf, in welchem die Sicherheits-Kommission ihre Sitzung hielt. Eine große Anzahl Bürger folgte ihnen. Ein lebhafter Streit entspann sich. Die Bürger forderten Waffen. Rogier, der Anführer der Lütticher, stellte die Ruhe wieder her. Er trat mitten auf den großen Platz, redete die Menge an, ermahnte sie zur Ordnung und versprach ihnen Gewehre. Hierauf führte er sie in die Elisabethen-Kaserne und theilte die dort vorhandenen Waffen aus, wobei die Namen und Wohnungen der Bürger, denen man sie anvertraute, aufgezeichnet wurden. Die auf solche Weise Bewaffneten bildeten sogleich Patrouillen und durchzogen die Stadt unter dem Rufe: Es lebe die Freiheit!

Inzwischen war eine große Volksmasse vor dem Gemeindehause zurückgeblieben. Die verschiedensten Gerüchte liefen unter ihm um. Man sprach vom Läuten der Sturmglocke, von bevorstehender Austheilung von Waffen ꝛc. Jedoch hörte man allgemein die Versicherung ertheilen, daß man sich dieser Waffen nicht gegen die Bürgergarde bedienen wolle. In mehreren Theilen der Stadt zogen Pöbelhaufen unter dem Ruf: Es lebe die Bürgergarde! vor den Wachstuben vorüber.

Um die Mitternachtsstunde fiel aus einer Volksgruppe ein Flintenschuß — es ist nicht erwiesen, ob in böser Absicht oder aus Unklugheit. Die einen behaupten, daß der Schuß in die Luft gegangen sey; andere versichern, daß die Kugel an dem Kopfe eines Bürgergardisten vorübergepfiffen habe. Die eine Thorheit führt die andere herbei — die Bürgergarde gab Feuer auf das Volk. Ein Mann aus dem Volkshaufen wurde todt niedergestreckt, zwei andere schwer verwundet, einem dritten die Finger einer Hand abgeschossen. Auf dieses Feuer zerstreuten sich die Gruppen in verschiedenen Richtungen, sie entwaffneten einige Bürgerposten, ohne ihnen jedoch ein Leid zuzufügen.

Das Feuern auf das Volk hatte die Gemüther ausnehmend gereizt; aber einige Bürgergarden, die sich unter die Menge mischten, wußten dieselbe zu beruhigen und machten ihr begreiflich, daß vor Allem Einigkeit Noth thue, daß man zu gemeinschaftlicher Vertheidigung der Freiheit, nicht Bürger gegen Bürger, oder zum Behufe der Plünderung, sich bewaffnen müsse.

Inzwischen hatten sich viele Handwerker auf dem Michaelsplatze versammelt. Es war noch Nacht,

und sie sangen, in Erwartung des Tags, patriotische Lieder. Einige von ihnen giengen in zwei Kaffeehäuser und forderten zu trinken; sie begnügten sich jedoch in dem einen mit einer einzigen und in dem andern mit zwei Bouteillen Branntwein. Um sechs Uhr Morgens marschirte dieser Haufe, der bedeutend angewachsen war, auf den großen Platz und von dort in die Kaserne der Lüttticher.

Die ganze Stadt war in großer Gährung; überall bildeten sich zahlreiche Gruppen. In demselben Augenblick, als wäre die Stunde verabredet gewesen, stürzten sie sich auf die Bürgergarden und entwaffneten sie. Wer nun auf solche Weise zu Waffen gelangt war, begab sich auf den großen Platz, wo er in die Kolonnen eingereiht wurde, die sich unter dem Kommando einiger Bürger bildeten. Die größte Ordnung herrschte unter diesen bewaffneten Haufen.

Diese schnelle und regelmäßige Organisation mußte nothwendig vorbedacht seyn. Es scheint, daß die geheimen Leiter der Revolution die Nothwendigkeit eingesehen hatten, das ganze Volk zu bewaffnen, um ihre Sache durchzuführen. Die Gruppen, die sich in dieser Nacht versammelten, bestanden auch nicht, wie früher, aus Lehrjungen, zerlumptem Pöbel, Freudenmädchen ꝛc. ꝛc., sondern aus ehrbaren und entschlossenen Handwerkern mit kräftigen Fäusten. Kein pöbelhaftes Geschrei ließ sich aus ihrer Mitte vernehmen, sondern eine männliche und ernste Sprache. Da und dort traten in den Gruppen Redner auf, die ungefähr folgende Sprache führten:

»Unsere Weiber und Kinder haben kein Brod. (Ja! Ja! Beifall.) Die Reichen denken blos an die Erhaltung ihres Geldes und kümmern sich nicht um uns Arme. (Ja, ja, so ist es!) Sie werden mit den Holländern unterhandeln, um Vortheil und gute Stellen zu erhalten, und wir sind angeführt. (Das wollen wir sehen!) Wir, wir müssen das Vaterland vertheidigen. (Bravo, bravo!); wir müssen die Fremden verjagen, die uns aufzehren. (Bravo, bravo!); wir dürfen nicht dulden, daß der belgische Name geschändet werde (nie, niemals!). Ehre verloren, alles verloren! Laßt uns lieber sterben! (Donnernder Beifall.)«

Am Morgen des 20. Septbr. boten die zahlreichen auf dem großen Platze versammelten Haufen einen beunruhigenden Anblick dar. Die Sicherheits-Kommission, die auf dem Gemeindehaus ihre Sitzungen hielt, trug am Anfang eine große Ruhe zur Schau. Bald jedoch wurde sie aus ihrer Sicherheit gerissen und in tödtlichen Schrecken versetzt. Der Pöbel stürmte die Thüren und ergoß sich wie ein Strom in das Haus. An seiner Spitze standen jedoch angesehene Anführer, die jede Ausschweifung hinderten. Man begnügte sich, die auf den Speichern des Gemeindehauses vorräthigen Waffen wegzunehmen. Es fanden sich nur fünf- bis sechshundert Flinten vor, aber etwa zweihundert davon waren treffliche, doppelläufige Gewehre. Diese lezteren wurden für die besten Schützen aufbewahrt. Man vertheilte auch die vorhandenen Picken, und bevor es Abend war, fanden sich etwa 2,000 Mann aus dem Volke bewaffnet. Die Sicherheits-Kom-

mission war faktisch aufgelöst, die Stadt war ohne alle Obrigkeit, außer dem Befehlshaber der Bürgerwache, Baron Hoogvorst.

Die Nachrichten, die man von aussen erhielt, waren nicht geeignet, die Gemüther über die Folgen einer Bewegung, die so spät und mit so wenig Einklang geschah, zu beruhigen. Die anfängliche Nachgiebigkeit und Milde der holländischen Regierung hatte sich, als Gegensatz, fast in Härte verwandelt. In der Versammlung der Generalstaaten wurden die heftigsten Reden gegen die »belgischen Rebellen« gehalten. Man forderte laut, daß sie durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung gebracht werden sollten. Die Handlungen und Befehle der Regierung beurkundeten die nämliche Absicht. Eine zahlreiche Armee stand im Angesicht von Brüssel.

Die Stimmung der Einwohner von Brüssel schien den Vorkehrungen der holländischen Regierung nicht gewachsen. Die einen resignirten sich im Voraus auf den Lauf der Ereignisse, welcher er auch seyn mochte; Andere wünschten laut das Einrücken der königlichen Armee. Zwei Petitionen wurden an den Prinzen Friedrich abgeschickt und durch Männer, die zur Opposition und sogar zur katholischen Opposition gehörten, nach Antwerpen gebracht. Die eine dieser Petitionen, die viele Unterschriften zählte, verlangte Amnestie für die Stadt und versicherte, daß sie bereit sey, sich zu unterwerfen; die zweite, welche nur zehn Unterschriften enthielt, versprach, daß man beim Anblick der königlichen Truppen die oranische Kokarde aufstecken werde. (Man hatte am nämlichen Tage im Gemeindehause zwei Körbe voll

solcher Kokarden gefunden.) Die meisten Reichen sagten sich offen vom Volke los, nicht zwar aus Abneigung, sondern aus Furcht.

Am Dienstag, den 21. September, dauerte die Volksbewegung fort. Man versammelte die Sektionen, um aus ihnen Freiwillige zu ziehen, die geneigt wären, gegen den Feind zu marschiren. Es fand sich eine ziemliche Anzahl hiezu bereit. Man kündigte für den nämlichen Tag die Rückkunft des verbannten Potter an. Ein Freikorps, unter den Befehlen Rodenbachs von Rouler, alten Grenadiers der Napoleonischen Garde, war in der Richtung von Löwen ausgezogen, um diese Straße zu recognosciren und Verstärkungen in jener Stadt zu suchen. Am Morgen dieses Tages waren günstige Nachrichten aus Lüttich eingetroffen, die den Muth der Einwohner von Brüssel erhoben und ihren Eifer verdoppelten. Eines der Forts, welche die Stadt Lüttich beherrschen, war von den Bürgern genommen worden.

Durch diese Nachricht angefeuert und von kriegerischem Geiste beseelt, zog Nachmittags ein starker Haufe gegen die Vorposten der königlichen Armee aus, die in dem Dorfe Dieghem, eine Stunde von Brüssel, zwischen den Straßen von Mecheln und Löwen stunden. Die königlichen Vorposten zogen sich beim Anblick ihrer Gegner zurück, und das Gefecht beschränkte sich beiderseits auf unbedeutendes Plänkeln. Inzwischen hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß die Holländer anrückten. Sogleich stürzten alle Einwoher aus den Häusern. Der Boulevard und die angrenzenden Straßen waren schwarz von Menschen, die kampfbegierig herbeieilten.

Nicht

Nicht blos eifrige Revolutionairs zeigten sich, sondern Menschen aller Stände und Meinungen, die von wunderbarer Kriegslust ergriffen wurden, als der Ruf erschallte: der Feind ist vor den Thoren! In diesem Augenblicke wäre es leicht gewesen, einen bewaffneten Widerstand zu organisiren, denn der Anblick des allgemeinen brennenden Eifers rieß auch die Furchtsamsten mit sich fort. Aber es fehlte hiezu an einer obersten Behörde. Man hatte zwar eine provisorische Regierung ernannt und Jedermann glaubte, sie sey bereits eingesetzt; aber die gewählten Personen bebten vor einer so furchtbaren Verantwortlichkeit zurück. Am Abend dieses Tages erfuhr man jedoch mit Bestimmtheit, daß das Volk sich selbst überlassen sey und weder Führer noch Zügel habe. Dies war ein Donnerstreich für die Überspanntesten unter den Patrioten. Erst von ihren Deputirten, dann von der Sicherheits-Kommission und endlich von den Männern ihrer eigenen Wahl verlassen, Niemand findend, der sich an ihre Spitze setzen wollte, fielen sie in eine Art dumpfen Schreckens. Je höher ihre Hoffnungen einen Augenblick zuvor gestiegen waren, um so tiefer war jetzt ihre Verzweiflung. Die einen brannten vor Unwillen, die andern waren von tödtlichem Schrecken befallen; die Mißtrauischen argwöhnten, daß unglückliche Nachrichten angekommen seyen, die den erwählten Anführern ins Gedächtniß gebracht hätten, daß es sich hier um ihren Kopf handle. Diese Unschlüssigkeit, welche hier Familienväter zeigten, eine Gewalt anzunehmen, die ihnen nicht auf gesetzlichem Wege angeboten wurde, ist gewiß nicht tadelnswerth; aber in politischen Unruhen legt das Volk keinen Werth auf bescheidene bürgerliche Tugenden, und was vielleicht von Sei-

ten dieser Männer Bescheidenheit, Mißtrauen in ihre Fähigkeiten war, wurde als Feigheit und Mangel an Vaterlandsliebe aufgenommen. Wie dem aber auch sey, die Stadt Brüssel bot einen düstern Anblick dar, und die Nachrichten, die von Mund zu Mund liefen, waren von der beunruhigendsten Art: der Prinz Friedrich hatte seinen Einmarsch in Brüssel auf den 23. September officiell angekündigt; seine Armee war durch das 9. und 10. Regiment, lauter Holländer, verstärkt worden; ein Material von hundert Stück Geschütz war auf dem Marsche nach Mecheln; man sprach von der Ankunft der Rösche, auf denen die Kugeln zur Beschießung der Stadt glühend gemacht werden sollten. Bei der Recognoscierung hatte man in der Ferne zahlreiche Truppenmassen erblickt. Die Proklamation des Prinzen Friedrich war an sich allein schon drohend genug.

Die Furcht bemeisterte sich nach und nach selbst der Muthigsten, und der Stand der Dinge rechtfertigte die Besorgniß nur allzusehr. In der Nacht vom 21. auf den 22. begaben sich kaum zehn bis zwölf bewaffnete Bürger auf jeden Wachtposten; alles war von den Anstrengungen des vorhergehenden Tages ermattet. Als jedoch um ein Uhr auf einen falschen Allarm die Sturmglocke ertönte und die Trommeln gerührt wurden, eilten alle Einwohner zu den Waffen; aber dieser falsche Allarm, der keinen Zweck hatte, mußte nothwendig jeden Verständigen noch mehr entmuhigen, denn es ließ sich voraussehen, daß die Einwohner der Stadt, die man auf solche Weise ohne Grund und Resultat ermüdete, lau werden und in der Stunde der wirklichen Gefahr zu Hause bleiben würden. Diese

Vermuthung bestätigte sich nur allzusehr am Morgen des 23. beim Angriff der königlichen Truppen.

Am Morgen des 22. wurden neue Verrammlungen in den Straßen errichtet. Sonderbar genug glaubte man nicht an den wirklichen Einmarsch der Truppen, sondern wollte sie durch das Gerücht dieser Vertheidigungs-Anstalten blos schrecken. Bei diesen Arbeiten zeigten die Armen allgemeinen Eifer; mehrere Reiche legten auf eine laue Weise Hand an, um sich dadurch populär zu machen; andere zuckten die Achseln; wenige zeigten wirklichen Ernst.

Im Laufe des Tages rückte eine Abtheilung von 5 — 600 Mann, wobei sich sechszig Lütticher befanden, zur Recognoscirung aus; aber die Sektionen schienen nimmer geneigt, sie, wie den Tag zuvor, zu unterstützen, sey es, daß sie blos für die Vertheidigung der Stadt fechten wollten, oder daß der Abmangel jeder Art von Regierung sie entmuthigt hatte. Diese 5 — 600 Mann waren also in der Wirklichkeit die einzige verfügbare Macht, der einzige bewaffnete Haufe, auf den man in allen Fällen zählen konnte. Sie hatten diesmal zwei Schlachtfelder, denn die Truppen zeigten sich auf den beiden entgegengesetzten Seiten der Stadt, auf der Straße von Flandern und der von Löwen. Auf der Straße von Flandern plänkelte man einige Zeit gegen ein Bataillon des fünften Regiments, das von 400 Husaren unterstützt war. Zwei Kanonen, die man aus der Stadt führte, brachten bald die Truppen zum Rückzug. Auf der Seite von Dieghem war das Gefecht ernsthafter und dauerte länger. Die Bürger schmeichelten sich bereits mit günstigem Erfolge, als plötzlich der Feind eine Batterie von acht Stücken demaskirte. Ihr Feuer nahm sechs

Menschen weg, nicht von den Bewaffneten, sondern von den Zuschauern, die unvorsichtig den Plänklern dicht auf den Fersen gefolgt waren. Hierauf rückten die königlichen Truppen bis auf dreiviertel Stunden von Brüssel vor, ohne daß die kleine Anzahl der Freiwilligen sie aufzuhalten vermochte, da sie fast eine ganze Armee gegen sich hatten. Die Truppen, die im Gesichte waren, bestunden aus zehn Linienbataillons, vier Gardebataillons, zwölf Schwadronen Reiterei und zahlreichem Geschütz. Ein so bedeutendes Corps hätte mit leichter Mühe die unvorsichtigen Plänkler, die ihm allzukeck entgegentraten, abschneiden und aufreiben können. Die feindliche Reiterei hatte sie bereits eingeschlossen, schien ihnen aber absichtlich ein Loch zum Rückzug offen zu lassen, damit sie zu Brüssel die Nachricht von dem Anmarsch eines so zahlreichen Corps verkünden möchten. Die Plänkler rückten mit eintretender Nacht in die Stadt ein. Kurz zuvor war Rodenbachs Freikorps zurückgekommen, verstärkt durch zweihundert Bürger aus Löwen, die voll Muth und Eifer waren.

Am Abend des 22. war der Anblick der Stadt äußerst rührig, aber verschiedenartig. Wer zu den höheren Klassen gehörte, selbst die liberalsten unter diesen, hatte aus dem Berichte der von Dieghem zurückgekommenen Plänkler entnommen, daß eine ganze Armee gegen die Stadt marschire, und fragte sich nun: Wo ist die Streitmacht der Patrioten, wo die provisorische Regierung, wo Waffen, wo Munition? Da sie nun nichts als einzelne, zum Theil bewaffnete, zum Theil unbewaffnete Menschen erblickten, ohne Zusammenhang, ohne Anführer, ohne Material, so hielten sie jeden Widerstand für

unmöglich. Die niederen Volksklassen hingegen schenkten den ans Wunderbare grenzenden Berichten der Plänkler von ihren Thaten, von der Muthlosigkeit der Feinde ꝛc. ꝛc. vollen Glauben, verließen sich fest auf ihre eigene Tapferkeit und die Uneinnehmbarkeit ihrer Verrammlungen, hielten einen Angriff für höchst unwahrscheinlich und zweifelten, im Falle desselben, nicht an ihrem vollständigen Siege. Während auf solche Weise die Einen, die Zukunft nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge berechnend, eine unfehlbare Niederlage voraussagten, hatten die Andern gleichsam eine instinktmäßige Ahnung ihres Siegs, Keiner der beiden Theile aber glaubte, daß der Kampf dauernd, zweifelhaft, blutig seyn werde. Auf der einen und andern Seite war man überzeugt, daß diejenigen, welche man für die Stärkeren hielt, sich nur zeigen dürften, um zu siegen.

In dieser falschen Überzeugung brachten die meisten Einwohner die Nacht so ruhig zu, als ob sie im tiefsten Frieden gelebt hätten. Diejenigen jedoch, welche sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, waren nicht in der nämlichen Sorglosigkeit befangen. Mit dem wunderbaren Geiste, den die Revolutionen entwickeln, nicht vertraut, ohne Erfahrung in Umwälzungen, die Zukunft nur nach materiellen Wahrscheinlichkeiten berechnend, theilten sie die Meinung der höheren Stände und verzweifelten daran, mit so geringen Mitteln dem Angriff einer ganzen Armee begegnen zu können. Mehrere, die sich durch die Proklamation des Prinzen Friedrich bedroht sahen, entfernten sich aus der Stadt, hielten sich aber in der Nähe derselben, um sogleich zurückzukehren, im Falle das Volk sich zur Vertheidigung erhebe. Die Lage der Dinge, wie man sie in diesem Augenblicke berechnen konnte,

rechtfertigte ein solches Benehmen. Die Perspektive auf das Schaffot ist keine der anziehendsten Aussichten, und wenn man es darauf wagt, so muß wenigstens einige Hoffnung des Erfolgs vorhanden seyn.

Ein anderer Theil der belgischen Patrioten, der ebenfalls durch die Rolle, welche er in den Ereignissen gespielt hatte, kompromittirt war, versammelte sich am Abend des 22., um sich zu berathen, was unter den vorliegenden Umständen zu thun sey. Die Mehrheit hielt dafür, daß keine andere Rettung sey, als eine Kapitulation. In dieser Absicht entschlossen sich zwei Mitglieder der Versammlung, Herr Eduard Ducpetiaux, einer der Redakteurs des Courier des Pays bas, und Herr Everard, in das Hauptquartier des Prinzen abzugehen, um eine möglichst günstige Kapitulation zu erhalten. Als sie in dem Hauptquartier ankamen, verlangte man ihre Vollmachten zu sehen. Als sie keine aufweisen konnten, verhaftete man sie, warf sie in Ketten und schickte sie nach Antwerpen. Vielleicht wäre es der Gerechtigkeit angemessener gewesen, sie einfach zurückzuweisen. Politischer war es in jedem Fall. In bürgerlichen Kriegen ist jede Grausamkeit zu vermeiden, wenn nicht damit ein entscheidender, betäubender Schlag ausgeführt werden kann. Von Großmuth wollen wir hier nicht reden; sie kommt in Umwälzungen selten zur Sprache.

Der Baron Hoogvorst, der einzige Mann, der noch einen Anschein von Macht hatte, benahm sich in diesem Augenblicke der Crisis auf eine würdige und großartige Weise. Als ihn am Tage zuvor das Volk drängte, die Bürgergarde gegen den

Feind zu führen, erwiederte er: »Ich verstehe mich nicht auf den Krieg und würde euch schlecht anführen, aber ich werde die königlichen Soldaten auf dem Gemeindehause erwarten, kommen sie, so soll es mein Grab seyn.« Er hielt Wort und wich nicht von dem Gemeindehause. Als selbst die Muthigsten vor den Folgen eines Angriffs zitterten, zeigte dieser würdige Führer eine stoische Resignation, und kein Schwanken, keine Schwäche gab sich durch irgend eine seiner Handlungen kund. Das Gemeindehaus, wo er, wie weiland die römischen Senatoren auf ihren kuruliſchen Stühlen, beim Anmarsch des Feindes sitzen blieb, war verlassen, und schon zeigten sich in diesem öffentlichen Gebäude wieder die subalternen Agenten der gestürzten Regierung, höhnisches Lächeln auf den Lippen und mit drohenden Blicken. Es gab keine Behörden mehr in Brüssel; die Bürger, das Volk, die Freiwilligen waren wieder eingeschlafen. Am Morgen des 23. Septbr. ertönte die Sturmglocke, die Kanonen donnerten, aber Niemand erhob sich zur Vertheidigung der Stadt. Jedermann glaubte, es sey ein falscher Lärm, wie in der vorhergehenden Nacht. Der königliche Palast war von vierzehn Mann, der der Generalstaaten von acht Mann, jedes Thor von einem Dutzend Bewaffneter besetzt, — und vor den Mauern stunden 14000 Feinde!

In der Nacht vom 22. auf den 23. Septbr. lagerte die königliche Armee eine kleine Stunde von Brüssel in einer Stellung, welche sie mit den Straßen von Schaerbeck und Löwen in Verbindung hielt. Um ein Uhr Morgens setzten sich ein Bataillon des eilften Regiments, sechs bis siebenhundert Mann stark, drei Schwadronen Lanzenträger

und drei Schwadronen Kürassiere mit zwölf Kanonen auf der Straße von Löwen in Marsch und stellten sich auf den von Sanct-Josseten-Noote auf. Um sieben Uhr fing ihr Geschütz an gegen die Stadt zu spielen. Dies war aber blos ein falscher Angriff, während dessen das Gros der Armee auf der Straße von Schaerbeck gegen das Thor dieses Namens vorrückte. Dieses Corps bestund aus 1500 Grenadieren der Garde, 1500 Jägern der Garde, zwei Bataillons der neunten Division, jedes tausend Mann stark, drei Bataillons der zehnten Division, jedes ebenfalls tausend Mann, 1400 Mann von der fünfzehnten Division, 700 Mann vom Instruktionsbataillon, drei Schwadronen leichte Reiterei, drei Schwwadronen Kürassiere und sechszehn Stücken Geschütz, ohne die Artillerie zu zählen, die im Rücken der Kolonne folgte. Nach der mäßigsten Berechnung kann man die Gesammtzahl der Streitkräfte, die von dieser Seite anrückte, auf zwölftausend Mann annehmen. Sie war mithin dreimal so stark, als die effektive bewaffnete Macht, die in Brüssel stund.

Das Thor von Schaerbeck, gegen das die Hauptmacht und die Elite der königlichen Armee anrückten, liegt am Eingang einer breiten und schnurgeraden Straße, die neue Königsstraße genannt. Dieser Theil der Stadt Brüssel ist der am höchsten gelegene und der am wenigsten bevölkerte. Ein Theil dieser Straße, deren Linie sich einen steilen Abhang hinabzieht, ist noch nicht ausgebaut und enthält große leere Räume. Sie bot demnach einen um so leichteren Angriff dar, je weniger sie Menschen und Häuser in sich faßte. Die Belagerungs-Armee konnte keinen bessern Angriffspunkt wählen, denn ihr Geschütz schlug in gerader Richtung von

)em Thore an bis zu dem entgegengesetzten Ende)er Straße. Der Prinz Friedrich hatte demnach mit Recht den Hauptangriff auf diesen Punkt gerichtet.

Von Seite der Einwohner war nichts geschehen, um der Besetzung dieses so wichtigen Punktes Hindernisse in den Weg zu legen. Einige Pallisaden, die ausserhalb des Thors errichtet waren, deuteten höchstens auf die Absicht, sich zu vertheidigen, ohne jedoch den Marsch der feindlichen Kolonnen aufhalten zu können. Innerhalb des eisernen Gitters, das den Eingang schließt, waren zwar einige Verrammelungen errichtet, aber diese waren von aussen durch ein offenes Terrain beherrscht und konnten durch das schwere Geschütz und Plänkler in die Seite genommen werden. Die Gebäude des Thors bestehen blos aus zwei baufälligen achteckigen Pavillons, ähnlich den orientalischen Kiosken. Der Posten, der das Thor besetzt hielt, war kaum ein Dutzend Mann stark, und die beiden Kanonen, die man hier aufgestellt hatte, waren dem Feuer der Plänkler, die sich rechts in große, im Bau begriffene Häuser werfen konnten, gänzlich blos gestellt.

Um 6½ Morgens zeigten sich die Plänkler der königlichen Armee (leichte Reiterei und Jäger zu Fuß) vor dem Gitterthore. Sie wurden mit einigen Flintenschüssen empfangen. Auf das erste Feuer eilten die Lütticher und Freiwillige vom Freikorps (höchstens zweihundert Mann stark) dem Thore zu. Man plänkelte herüber und hinüber; aber die feindlichen Plänkler, die ein ganzes Bataillon zum Rückhalt hatten, besetzten schnell die oben genannten Häuser und gelangten von da ohne Hinderniß

in den linker Hand gelegenen botanischen Garten. Von da aus säuberten sie durch ihre Schüsse den Boulevard. Kanonen, die ihnen auf dem Fuße folgten, gaben einige Kartätschenschüsse, welche durch die ganze Länge der Straße trugen. Haubizen wurden ebenfalls geworfen, und eine derselben fiel in den Park. Zu gleicher Zeit rückten die Grenadiere der Garde in tiefer Kolonne vor. Die Vertheidiger mußten das Thor aufgeben. Sie zogen sich mit ihrem Geschütz in das Innere zurück. Der Feind rückte in die Stadt ein.

In jeder anderen Hauptstadt, als Brüssel, könnte das Volk, wenn es zur Vertheidigung entschlossen ist, das Einrücken des Feindes in die Straßen als einen Vortheil für sich betrachten. Außer dem aber, was von der Breite und Lage der Königsstraße bereits gesagt ist, muß noch bemerkt werden, daß die obere Stadt gleichsam eine Citadelle bildet, als deren Eingang man die Königsstraße betrachten kann. Diese Straße führt in den Park, einen öffentlichen Garten, der die ganze Umgegend beherrscht und mit festungsähnlichen Gebäuden umgeben ist. Weder der Garten noch diese Gebäude waren von den Bürgern in Vertheidigungsstand gesetzt worden. Nachdem sich die königlichen Truppen hier festgesetzt hatten, befanden sie sich in einem fast uneinnehmbaren Posten. Es war demnach von der höchsten Wichtigkeit, wenigstens einen Theil dieser Straße besetzt zu behalten; aber gerade hier fehlte es an Verrammelungen. Eine der beiden Kanonen, die sich zurückgezogen, machte Halt, ohne gedeckt zu seyn. Sie feuerte dreimal und jedesmal nahm sie ganze Reihen der Kolonne weg, die im Sturmschritt anrückte. Nach dem dritten Schusse

wurde sie genommen, aber die Kanoniere entkamen.

Nachdem dieser lezte Widerstand besiegt war, fielen nur noch einige Flintenschüsse auf die Truppen und sie setzten sich im Park, in dem sich keine Vertheidiger befanden. Mehrere Bataillons stellten sich hier auf, bemächtigten sich des Palastes und der umliegenden Gebäude und führten in den benachbarten Straßen ihr Geschütz in Batterien auf. Sie versäumten für einen Augenblick, die Häuser auf ihrem rechten Flügel auf der Seite der unteren Stadt zu besetzen; hingegen dehnten sie ihre Streitkräfte links aus, um mit dem Thore von Löwen, durch das die zweite Kolonne einrücken sollte, zu kommuniciren. Sie fanden jedoch auf dieser Seite in einigen Straßen, und namentlich in der Straße Notre-Dame-aux-Neiges, einen so hitzigen Widerstand, daß sie ihre Absicht nur zur Hälfte erreichen konnten.

Als das Corps, das auf der Straße von Löwen stand, den Angriff am Eingang der Königsstraße eröffnen sah, rückte es schnell vor, um auf seiner Seite ebenfalls den Eingang zu erzwingen. Der Posten am Thore von Löwen, durch zwei Kanonen und eine Handvoll Lütticher unterstützt, die aus ihrer benachbarten Kaserne herbeeilten, hielt einen Augenblick die feindliche, aus Lanzenträgern bestehende Vorhut auf. Hier wurde der Obristlieutenant Gantois verwundet, aber seine Soldaten, fast lauter Belgier, stürzten sich auf die Brüsseler Artilleristen, warfen sie und nahmen die beiden Kanonen. Jezt erhob sich ein Siegesgeschrei in den Reihen der Truppen. Der holländische General Trip eilte an der Spitze seiner Kolonne herbei und komman-

dirte mit einer Stentorstimme: Vorwärts Marsch, im Gallop bis zu dem großen Platze! Bald aber waren die Lanzenträger und die Küraſſiere durch die Verrammelungen in der Straße Löwen aufgehalten. Sie mußten links ſchwenken, um, unter einem mörderiſchen Gewehrfeuer, über den Boulevard den Park zu erreichen.

Dieſer Boulevard, ein ſchöner und breiter Spaziergang, der ſich bis zu den Thoren von Halle, Namur, Schaerbeck und Laecken und bis zum Ufer des Fluſſes erſtreckt und blos auf einer Seite mit Häuſern beſetzt iſt, bot den Truppen eine äuſſerſt leichte und ſichere Kommunication dar. Er war in kurzer Zeit von Truppen aller Waffengattungen und Geſchütz beſetzt. Auf ſolche Weiſe bekam die königliche Armee die vortheilhafteſten und wichtigſten Stellungen faſt ohne Schwertſtreich in die Hände.

In dieſem Augenblicke bot die Stadt einen ſchauderhaften Anblick dar. Der Feind in den Mauern, nirgends Vertheidiger, auſſer wenigen einzelnen Bewaffneten, ohne Führer, ohne Haupt. Trauer und Verzweiflung malten ſich auf allen Geſichtern. Die Sektionen traten nicht zuſammen. Die fünfte Sektion, die zahlreichſte, wurde zuſammenberufen, aber zu ſpät; als ihre Mitglieder dem Thore von Schaerbeck zueilten, fanden ſie es bereits vom Feinde beſetzt. Von allen Seiten pfiff der Kartätſchenhagel. Die Pelotonfeuer, obwohl wenig gefährlich, erfüllten durch ihre fortwährenden Exploſionen, welche den Maaßſtab ſowohl der großen Anzahl der feindlichen Truppen als des bereits von ihnen beſetzten Raumes gaben, die Herzen der Einwohner mit Schrecken. Die Sturmglocke ertönte von allen Thürmen und ihr dumpfer Schall miſchte

ich mit dem Wirbeln der Trommeln, die durch alle Straßen den Generalmarsch schlugen. Zu gleicher Zeit ertönte durch die Stadt das Angstgeschrei, daß das Thor von Laecken durch ein Bataillon der neunten Division und eine Schwadron leichter Reiterei angegriffen sey, und daß ein Bataillon der fünften Division und zwei Schwadronen Husaren durch das Thor von Flandern einmarschirten. Diejenigen, die zum Fechten geneigt waren, fanden keine Waffen; anderen, die Waffen hatten, fehlte es an Patronen. Die Niederlage der Munition war vom Feinde eingeschlossen. Alles schien verloren.

In der Mitte dieser anscheinenden Niederlage konnte jedoch der aufmerksame Beobachter Vorzeichen einer anderen Art erblicken. Die nämlichen Freiwilligen, welche das Feuer der königlichen Truppen vom Thore von Schaerbeck verjagt hatte und die sich in wilder Flucht durch die Königsstraße geworfen hatten, machten Halt zwischen den Verrämmlungen der Seitenstraßen und schoßen von hier aus, nur vier bis sechs Mann beisammen, unaufhörlich auf die Soldaten, die in ihrem Bereiche vorüberzogen. Zwei bürgerliche Kanonen rückten von dem Thore von Namur gegen den Park vor, näherten sich den feindlichen Kolonnen bis auf fünfzig Schritte, schossen, zogen sich zurück, rückten wieder vor, und demontirten eine der feindlichen Kanonen. Während der Zeit, welche die k. Truppen zu ihrer Entwicklung brauchten, hatten sich entschlossene Männer auf dem Königsplatze, der fast an den Park stößt, in Hinterhalt gelegt und das Feuer begonnen. Der Winkel der Straße, der diesen Platz mit dem Park verbindet, ist auf der einen Seite durch das Hotel Bellevue, auf der anderen durch das Kaffeehaus

der Freundschaft und durch eine steinerne Mauer begrenzt. Hier setzten sich die Freiwilligen aus Tournay unter ihrem tapfern Renard und einige Brüsseler Freiwillige. Etwas weiter entfernt hinter der eisernen Brücke richtete das hölzerne Bein (der Lüttticher-Kanonier Scharlier) sein schweres mit Kartätschen geladenes Stück.

Während sich auf dieser Seite ein hartnäckiger Widerstand bildete, waren einige Flüchtlinge, von den Thoren von Löwen und Chaerbeck zurückgeworfen, auf das Observatorium gestiegen, das auf dem Boulevard und zwischen den beiden Thoren liegt, und hatten von hier aus ein neues Feuer eröffnet, das für die Kommunication der Truppen sehr beschwerlich war. Obgleich die Erhaltung dieses Gebäudes von nur untergeordnetem Werthe war, so ermuthigte doch das Musketenfeuer, das man in weiter Ferne gewahrte, die übrigen Einwohner der Stadt und befeuerte sie zur Vertheidigung. Dieser Punkt wurde gehalten, so lange die Vertheidiger Munition hatten. Nachdem gegen drei Uhr Mittags die lezte Patrone verschossen war, entwischten sie über die Wälle und kehrten durch ein anderes Thor in die Stadt zurück.

Inzwischen war in der Mitte der feindlichen Posten selbst, in dem Quartiere, das zwischen der Königsstraße, dem Boulevard und dem Park liegt, eine entscheidendere Bewegung erfolgt. Die Einwohner dieses Theils der Stadt benützten einen Zwischenraum in der Passage der Truppen der ersten Kolonne, warfen sich in die Königsstraße, gleich nachdem die Garde durch diesebe gezogen war, errichteten schnell Verrammlungen und hielten das neunte Regiment, das vorrückte, um sich an sein

Corps anzuschließen, auf. Ob sie gleich hier zwischen zwei Feuern stunden, so hielten sie dennoch fest und blieben über den Platz von Löwen in Verbindung mit der übrigen Stadt. Die Behauptung dieses Punkts war von der höchsten Wichtigkeit, denn in der Königsstraße befinden sich Terrassen, von denen aus der Feind die Vertheidiger der Boulevards im Rücken fassen könnte, wenn ihm die Bürger Zeit gelassen hätten, sich hier festzusetzen.

Am Ausgang dieser nämlichen Straße, dem Thore gegenüber, durch das der Feind eingerückt war, entspann sich das Gefecht mit der nämlichen Unerschrockenheit. Hier bot eine Hand voll furchtloser Männer, in den Häusern verschanzt, die dem botanischen Garten gegenüber liegen, den feindlichen Kartätschen und dem Flintenfeuer der Gardejäger Trotz. Die ersten, welche sich hier setzten, waren die Freicorps von Rodenbach und Niellon. Von allen Seiten eilten bewaffnete Bürger zu ihrer Unterstützung herbei.

Die Zeit, welche die königliche Armee brauchte, um ihre Stellungen einzunehmen, war hinreichend gewesen, das Volk von Brüssel zur Besinnung zu bringen und aus seinem ersten Schrecken zu reißen. Die ganze Stadt eilte zu den Waffen, und die eben noch aufs tiefste entmuthigten Menschen, traten jetzt kühn und mit drohend erhobenem Haupt auf. Zu den Waffen! Zu den Waffen! tönte es durch alle Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen, und wenn irgend ein Feigherziger oder Großsprecher sein Gewehr abzugeben geneigt war, so griffen hundert Hände darnach.

Es war 8½ Uhr Abends. Die Truppen, im Besitze des Parks und des königlichen Palastes, mach-

ten, freilich etwas spät, den Versuch, weiter in die Stadt zu dringen. Sie bildeten vier Angriffs-Kolonnen: die eine auf den Boulevard, jenseits des Thores von Namur, um dieses Thor und etwa das von Halle, welches das darauf folgende ist, zu nehmen, eine zweite auf dem Platze und der Straße von Löwen, und bis zur Kirche Sainte-Gudule herab zusteigen, von wo die Sturmglocke unausgesetzt die Bürger zu den Waffen rief, die dritte in der Straße, die man Berg des Parks nennt, und die in den untern Theil der Stadt führt; die vierte auf dem Königsplatze, der ganz Brüssel beherrscht. Jede dieser Kolonnen führte zwei Kanonen mit sich.

Auf der Seite des Boulevard fanden die Truppen kein anderes Hinderniß, als das Feuer von zwei Kanonen und einige Flintenschüsse, die aus den Fenstern fielen. Da sie aber vielleicht die Wichtigkeit dieses Postens, von dem aus die Bürger in den Rücken genommen werden konnten, nicht kannten, so beschränkten sie sich auf eine Art Recognoscirung und entfernten sich kaum von dem königlichen Palaste. In der Straße Berg des Parks und bei dem Platze von Löwen fielen, wegen der Neigung des Terrain, ihre Kanonenschüsse zu hoch. Da die bürgerlichen Plänkler sahen, wie wenige Wirkung das Kartätschenfeuer that, hielten sie fest hinter ihren Verrammlungen, auf die kein ernster Angriff gewagt wurde.

Noch blieb der Angriff von der Königsstraße aus übrig. Dies war ein Hauptpunkt, denn der Erfolg hätte die ganze obere Stadt in die Hände der Armee geliefert. Auf diesem Posten hatte sich, wie wir bereits oben gesehen haben, ein furchtbarer Widerstand gebildet. Das Kartätschen-Feuer des hölzernen

Beius bestrich den ganzen offenen Raum, den die feindlichen Kolonnen zu durchmessen hatten. Das feindliche Geschütz, das dagegen aufgeführt wurde, konnte kaum einige Schüsse thun, und schon war es durch die tüchtigen Schützen, die hinter der Mauer lagen und mit ihren Jagdflinten Schuß auf Schuß Kanoniere und Pferde niederschossen, unbrauchbar gemacht. Die Truppen wagten keinen Angriff mit dem Bajonett und kehrten in ihre alten Stellungen zurück.

Nachdem auf solche Weise der Feind in seinem Erfolge aufgehalten war, gewann man Zeit, sich vom ersten Schrecken zu erholen und die Vertheidigung regelmäßig zu organisiren. Im Innern der Stadt war die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen, neue Verrammlungen wurden errichtet, die alten besser befestigt, das Pflaster aufgerissen und in die oberen Stockwerke getragen, Waffen und Munition zusammengebracht. An die Stelle der Niedergeschlagenheit, waren Muth und Hoffnung des Erfolgs getreten. Selbst viele derjenigen, die am Morgen noch den Erfolg der königlichen Waffen gewünscht hatten, wurden jetzt, da sie die feindlichen Kugeln pfeifen hörten und das Pflaster vom Blute ihre Mitbürger geröthet sahen, plötzlich zu andern Gesinnungen hingerissen. Die Weiber trockneten ihre Thränen und legten bei der allgemeinen Vertheidigung Hand an. Kein Zwiespalt herrschte mehr in den Reihen der Bürger, das Donnern des feindlichen Geschützes schien jeden Widerstreit der Meinungen versöhnt zu haben.

Während man sich mit solchen Mitteln in dem obern Theile der Stadt vertheidigte, hatte sich an dem Thore von Laeken, das weiter unten liegt, eine

feindliche Kolonne von 1100 Mann gezeigt. Nur ein Dutzend Bürger vertheidigte diesen Posten. Sie setzten sich muthig zur Gegenwehr. Einige Dutzend Bewaffnete eilten ihnen auf das erste Feuer zu Hülfe. Die anrückende Kolonne wurde aus den Seitenstraßen und Häusern beschossen. Als sie diesen Widerstand sah, hielt sie es für gefährlich, sich mitten in die aufgerichteten Verrammlungen zu wagen, und zog sich in ziemlicher Unordnung zurück.

Am Thore von Flandern, an dem dem Parke entgegengesetzten Ende der Stadt, nahmen die Dinge eine noch günstigere Wendung. Man hatte die Truppen ohne Widerstand die erste Verrammlung niederreißen und sie in die Stadt eindringen lassen. Dies war vielleicht absichtlich und aus Kriegslist geschehen, oder war es eine Folge der Unordnung und des ersten Schreckens. Ein Bataillon von siebenhundert Mann und vierhundert Husaren, welche diese Kolonne bildeten, blieben etwa eine halbe Stunde im Innern der Stadt, rückten zwar wenig vor, glaubten aber, so wie die Dinge den Anschein hatten, auf keinen Widerstand zu stoßen. Als sie an der Mönchbrücke ankamen, wurden sie durch eine starke Verrammlung, welche etliche dreißig Einwohner besetzt hielten, aufgehalten. Man rief ihnen von der Spitze der Kolonne drohende Worte zu und forderte sie zum Rückzug auf; sie erwiederten die Drohungen mit Hohn und gaben Feuer auf die Truppen. Die Soldaten antworteten mit ihren Gewehren, aber in diesem Augenblicke wurden sie wie durch Verabredung aus allen Winkeln und Häusern beschossen, mit Pflastersteinen überschüttet, aus den Fenstern mit brennendem Kalk und siedendem Öl begossen. Die Spitze der Kolonne gerieth

in Unordnung. Jetzt stürzten von allen Seiten die handfesten Handwerker mit den Waffen ihres Gewerbes auf sie los. Die Soldaten drängten sich, kamen in Unordnung und flohen. Viele wurden niedergemacht, Andere warfen ihre Gewehre weg; der Obristlieutenant, der das Bataillon befehligte, und der Major der Husaren wurden mit einer ziemlichen Anzahl ihrer Leute gefangen genommen.

Nach dieser Niederlage der Truppen bewaffneten sich die Bürger, die noch keine Waffen hatten, mit den weggeworfenen Gewehren, bildeten eine Marsch-Kolonne, zogen unter dem Rufe: Sieg! Sieg! durch die volkreichsten Theile der Stadt und rückten ihren Mitbürgern zu Hülfe gegen den Park an. Der Siegesruf und der Anmarsch dieser Kolonne befeuerte aufs Neue den Muth der Einwohner. Sie rückten näher gegen den Park und feuerten so heftig in denselben, daß die Soldaten sich hinter die Bäume verstecken mußten. Die große Kanone des hölzernen Beins rückte vor und der Lütticher Hauptmann Pourbair pflanzte seine Fahne auf dem Königsplatz auf und stund mit ihr unbeweglich unter einem Hagel von Kugeln. Der Enthusiasmus wurde allgemein. Von allen Seiten ertönte der Ruf: Vorwärts! Vorwärts! Zu gleicher Zeit hallte unaufhörlich die Sturmglocke, durch die ganze Stadt wurden die Trommeln gerührt und laut durch die Straßen gerufen: Zu den Waffen, Bürger! Zu den Waffen! Aus allen Häusern und Gassen entströmte eine kampfgierige Menge und warf sich gegen den Park. Hier, auf dem Schlachtfelde selbst, organisirten sie sich erst, wählten ihre Hauptleute, Offiziere und Unteroffiziere. Meistens wurden die Lütticher, die

man an den Buchstaben L. G. auf ihren Mützen erkannte, zu Offizieren und Unteroffizieren ernannt. Unausgesetzt trafen bald kleine Abtheilungen, bald einzelne Bewaffnete aus der untern Stadt ein. Aus jeder Öffnung der Verrammlungen und aus jedem Fenster starrte die Mündung der Gewehre dem Feinde entgegen und die meisten Straßen waren in diesem Augenblicke fast uneinnehmbar. Die kampflustigen Massen der Bürger, die vor Begierde brannten, dem Feind das Weiße im Auge zu zeigen, wurden nun in Angriffs-Kolonnen gebildet. Wer Bajonnette hatte, und die Pickenmänner stellten sich in die ersten Reihen, und gegen eilf Uhr waren alle Kolonnen zum Angriff mit den blanken Waffen bereit. Die königliche Armee wartete ihn nicht ab, sondern zog sich in den königlichen Palast und an die Boulevards zurück. Den Park besetzten sie mit Artillerie und Plänklern. Das Geschütz war durch Verhaue gedeckt, und die Plänkler bargen sich hinter die kleinen Hügeln, die dem königlichen Palast gegenüber liegen; sie machten Treppen in die Terrassen und dann kam einer nach dem andern, um seinen Schuß zu thun, ohne daß man etwas anderes von ihnen erblickte, als den Obertheil ihrer Tschakos. In ihrem Rücken hatten sie zahlreiche Reserven, welche sie in ihrer Stellung schützten. Gleichwohl gab es einige gute Schützen unter den Bürgern, die von Zeit zu Zeit einen der Grenadiere oder Jäger niederstreckten, wenn er nur etwas von seiner Mütze oder von seinem Tschako blicken ließ.

Der Plan der holländischen Generale war leicht zu durchschauen, aber schwer zu vereiteln. Einige Bataillons, auf solche Weise im Park aufgestellt,

reichten hin, die Einwohner von Brüssel beständig im Schach zu halten. Wenn nun die erste Hitze verraucht und Ermattung eingetreten war, so setzte man die Masse der frischen und ausgeruhten Truppen mit einem Schlage gegen sie in Bewegung. Zwei über den Graben der Stadt, dem Palaste des Kronprinzen gegenüber, geschlagene Brücken gestatteten der Artillerie, die außerhalb der Stadt geblieben war, den Angriff zu unterstützen. Man schien für diesen entscheidenden Augenblick auch einen Theil der Linien-Infanterie, der bei der Vorstadt von Löwen stund, aufzubehalten.

Die Tapferkeit des Volkes allein hätte diesen Plan nicht zu vereiteln vermocht; wenn nicht am ersten, mußte er doch am zweiten oder dritten Tage gelingen, wenn nicht der Patriotismus die mangelnde Disciplin und Taktik ersetzt hätte. Die vordersten Plänkler der Brüsseler setzten zwar selbst nach dem Rückzug des Feindes ein unnützes Feuer fort, das blos die Bäume des Parks beschädigte; aber die große Mehrzahl der vernünftigen Bürger, die jungen Leute aus den reichen Häusern, die hier in Fuhrmannskitteln mitgefochten hatten, begriffen bald, daß man sie sparen müsse, um einem Feinde, der temporisirte, gewachsen zu bleiben. Hier zeigte sich der Geist der Einwohner von Brüssel wahrhaft bewundernswerth, denn es bedarf weniger Muth, einen Feind, der uns offen gegenüber steht, anzugreifen, als einen Gegner zu bewachen, der sich verbirgt und auf den günstigen Augenblick lauert. Hier muß man dem feindlichen Feuer, der Ermattung, dem Hunger und Durst trotzen, ohne seinen Posten zu verlassen. Dies war in diesem Augen-

blicke die Lage der Brüsseler, und sie zeigten sich ihr gewachsen.

Das Gewehrfeuer und die Kanonade dauerte nun, wiewohl minder heftig, fort, ohne daß eine der beiden Partheien dadurch einen entscheidenden Vortheil erhielt. Während dieser Zeit verließen eifrige Bürger die Stadt, um auf dem Lande Verstärkungen zu holen. Sie zählten hauptsächlich auf die Wallonen, denn diese sind ein kriegerisches Volk und unter allen Belgiern den Holländern am meisten abgeneigt. Es fehlte an Munition. Der Eifer der Bürger ergänzte diesen Mangel. Man brachte alles Pulver zusammen, das sich in den Privathäusern befand und machte Patronen daraus. So oft ein Soldat fiel, stürzte sich eine Menge Einwohner auf ihn, um ihm seine Patrontasche zu nehmen. Bürger, die keine Waffen hatten und bekommen konnten, rückten in der Mitte der Fechtenden vor, um die Todten und Verwundeten wegzutragen. Die Weiber theilten in den Reihen der Vertheidiger Erfrischungen aus; alle Häuser der Stadt stunden offen und was das Haus vermochte, stund jedem, der hineinging, zu Diensten.

Der Feind, der das Thor von Namur genommen hatte, breitete sich im Laufe des Tages in einigen benachbarten Straßen aus und besetzte die Häuser. Die Jäger der Garde, die auf dieser Seite plänkelten, waren durch vier Kanonen unterstützt; gleichwohl hielten die Einwohner Stand und vertheidigten hartnäckig die Straße von Namur, wodurch der Feind gehindert wurde, den Vertheidigern des Königsplatzes in die Seite zu fallen. Nachmittags machten die Lanzenträger, die auf dem Boulevard stunden, einen Angriff auf zwei Kano-

nen der Bürger, die zwischen den Thoren von Halle und von Namur aufgeführt waren. Eines dieser Stücke wurde genommen; aber die Bürger nahmen es gleich darauf wieder. Die Bedienten und Waldschützen des Herzogs von Ahremberg, die sich hinter dem Hotel ihres Herrn festgesetzt hatten, hielten alle Truppen im Zaume, die sich von dieser Seite zeigten.

Auf der andern Seite des Parks, links der Königsstraße, erlangten die Bürger, obwohl sie keine Kanonen hatten, nach und nach das Übergewicht. Sie hatten unter dem Feuer des Feindes, dessen Geschütz von dem Thore von Schaerbeck mit Kartätschen schoß, ihre Verrammlungen befestigt. Ihre Vertheidigungslinie beschränkte sich nicht mehr auf den Platz und die Straße von Löwen, sondern auch die benachbarten Häuser, die in den Park gehen, füllten sich mit Freiwilligen, welche durch ihr Feuer die Truppen beständig neckten. Unter diesem Posten und gegen das Thor von Schaerbeck organisirte sich der Widerstand ebenfalls. Plünderung einiger Häuser durch die Soldaten des neunten Regiments hatte die benachbarten Einwohner in Harnisch gebracht. Sie bewaffneten sich und stellten sich in einem Garten auf, dessen Terrasse an die Königsstraße stößt. Von hier aus wehrten sie dem Feinde das Vorrücken. Ein heftiges und anhaltendes Flintenfeuer ging von den kleinen Gassen und Häusern aus, die dem großen Hotel der Hrn. Meens gegenüber liegen, worin sich die Truppen verschanzt hatten. Die Bürger hatten auf diesem Punkte, trotz der Überlegenheit ihrer Gegner und des Vortheils ihrer Stellungen, die Offensive wieder ergriffen. Es war das Freikorps von Stieldorf, das

hier focht. Der Anführer war schon am Morgen, als er auf eine feindliche Batterie losstürzte, am Beine verwundet worden, hatte aber den Kampfplatz nicht verlassen. Er lag auf der Straße mitten unter seinen Waffenbrüdern, leitete ihre Bewegungen und ermahnte sie zur Ausdauer.

Das Hauptgefecht wurde am Ausgang der Straße von Löwen, in der Oranienstraße und in der Straße Notre-Dame-aux-Neiges geliefert. Der Feind, der seit dem Morgen dieses Tages sich dieses Quartiers ganz zu bemächtigen suchte, erneuerte seinen Angriff mit Nachdruck, sobald das Observatorium aus Mangel an Munition geräumt war. Der Eingang der Straße von Löwen wurde mit Kanonen beschossen, Kolonnen Grenadiere rückten vom Oranienplatze vor, deren Plänkler, im Besitze der benachbarten Häuser, die von den Bürgern vertheidigten Posten mit einem Hagel von Kugeln übergossen. Die Bürger wichen etwas zurück; sie wurden links umgangen, der Feind drang bis zur Kaserne der Lütticher vor und steckte sie in Brand.

Dies geschah gegen 4 Uhr Abends. Die wenig zahlreiche und schlechtbewaffnete Bevölkerung dieses Quartiers, welche seit dem Morgen unter den Waffen stand und zu wiederholten Malen von so vielen Seiten angegriffen worden war, schien an Kraft und Muth erschöpft. Plötzlich schlägt die Flamme im Annunciaden-Kloster (Kaserne der Lütticher) in die Höhe und ein Geschrei erhebt sich: »Es ist Pulver in den Annunciaden! Wir fliegen alle in die Luft!« Auf diesen furchtbaren Ruf hätten vielleicht andere Leute die Flucht ergriffen; die unerschrockenen Brüsseler aber, statt zu fliehen, rückten vor. Menschen von allen Ständen und je-

dem Alter, Weiber, Kinder, Greise — das ganze Quartier erhob sich, stürzte mit wildem Geschrei auf den Feind los, verjagte ihn, löschte das Feuer und brachte das Pulver in Sicherheit. Niemals vielleicht ist ein unerwarteter Sieg schneller erfochten worden.

Gegen Abend kam ein Adjutant des Prinzen Friedrich als Parlamentär in die Stadt; er wurde als Geissel für die Hrn. Ducpetiaux und Everard zurückbehalten. Zwei Einwohner von Brüssel begaben sich in das Hauptquartier, das auf der Straße von Schaerbeck war, um die Räumung der Stadt zu verlangen, da es doch vor Augen liege, daß die Truppen nicht weiter eindringen könnten. Der Prinz Friedrich schien entschlossen, dem Gefechte ein Ende zu machen; er versicherte, daß er kein Gefallen am Blutvergießen habe, und gab sogar, obwohl mit einigem Widerstreben, sechszig Bürger und Bauern frei, die seine Soldaten, theils mit, theils ohne Waffen gefangen genommenen hatten. Alles kündigte in diesem Augenblicke den bevorstehenden Rückzug der Truppen an; aber es scheint, daß man kurz darauf im Hauptquartier die Nachricht erhielt, daß es den Einwohnern von Brüssel an Pulver zu fehlen beginne, und daß diese Nachricht den kommandirenden General bestimmte, den Angriff fortzusetzen.

Die Nacht vom 23. auf den 24. wurde auf beiden Seiten zu Anstalten für das morgende Treffen verwendet. Die Bürger holten aus den Kellern des Annunciaden-Klosters vierzehn Fässer Pulver und machten Patronen. Neue Verrammlungen wurden errichtet und die alten ausgebessert. Eine provisorische Regierung installirte sich selbst mit all-

gemeiner Zustimmung; sie bestand aus den Hrn. Hoogvorst, Rogier und Jolly. Die aufgebotenen wallonischen Freiwilligen fiengen an, in einzelnen Abtheilungen durch die Thore von Halle und Anderlecht in die Stadt zu ziehen.

Die königliche Armee traf ihrerseits Anstalten am morgenden Tage einen entscheidenden Schlag zu thun. Zwei Kompagnien Grenadiere setzten sich in den Häusern fest, die an die Bibliothek grenzen und alle benachbarte kleine Straßen beherrschen. Das alte Gebäude des Finanzministeriums, das Haus des Lord Blantyre und mehrere andere wurden besetzt. Die zehnte Division, aus fast lauter Holländern bestehend, hatte sich am Gebäude der Generalstaaten und in der Umgegend aufgestellt. Die Garde zog sich zum Theil auf die Oranienstraße und in die Straße von Löwen zurück und entwaffnete die Bewohner dieser Straßen. Während dieser nächtlichen Bewegung wurden furchtbare Verbrechen begangen, unbewaffnete Menschen wurden erschlagen und verstümmelt, Weiber und Mädchen geschändet; Lord Blantyre wurde in seinem eigenen Hause ermordet. Man behauptet sogar, aber es ist kaum glaublich, daß nach dem Rückzuge der Truppen gebratene menschliche Leichname gefunden worden seyen.

Die Bürger hatten fast alle die Nacht unter den Waffen zugebracht. Sie wie der Tag anbrach, erneuerten sie das Treffen, erschöpft zwar, aber doch voll Muth. Von den vier Kanonen, die sich noch in gutem Stande befanden, wurden zwei auf dem Boulevard gegen das Thor von Namur aufgeführt; die beiden andern, auf dem Königsplatze aufgestellt, waren gegen den Park gerichtet. Die Plänkler hielten die Stellungen vom vorigen Tage besetzt.

Es gelang den Bürgern, die Soldaten aus einigen dem Park nahe gelegenen Häusern zu treiben; aber die Überlegenheit des feindlichen Geschützes hinderte ihre weiteren Fortschritte. Die Freiwilligen von Wavre, von Gosseliers und einigen andern Gemeinden waren so kampfgierig, daß sie sich mitten unter die feindlichen Kolonnen stürzten. Man hatte alle Mühe, ihre Tollkühnheit zu zügeln und sie von einem sichern Verderben abzuhalten. Sie mischten sich nun als Plänkler unter die übrigen Bürger und einer von ihnen (Freiwilliger aus Wavre) erschoß von der Dachrinne des Hotels Bellevue allein mehr als dreißig Grenadiere; er war ein so guter Schütze, daß er niemals seinen Mann fehlte; so oft sich nur der Kopf eines Soldaten über der Mauer zeigte, streckte er ihn nieder. Die Freiwilligen von Gosselies nahmen das weite Gebäude des Athenäums ein und setzten sich darin fest. Ihr Angriff war so heftig, daß die Truppen im ersten Anlauf in Unordnung gebracht und in die Flucht getrieben wurden.

Auf der Seite der Bergstraße des Parks hatte der Feind zwei schwere Kanonen aufgestellt. Die Bürger brachten einen Steinböller auf eine Seitenterrasse. Das kleine Stück, mit Kartätschen geladen, that den Truppen großen Schaden. Sie richteten ihre Kanonen darauf und demontirten es. Die Bürger hoben es wieder auf, richteten das Stück, so gut es gehen wollte, auf der Mauer und begannen abermals das Feuer. Es wird zum zweitenmal demontirt und von den tapferen Leuten, die es bedienen, abermals mitten unter dem feindlichen Kartätschenfeuer aufgerichtet. Als es nun zum drittenmale niedergeworfen wurde, brachten es die

Bürger auf einen Speicher, von wo sie den Feind aufs Neue beschossen. Die holländischen Kanoniere richteten ihre Kugeln auf das Dach des Hauses und stürzten es ein. Die Bürger ließen ihr kleines Geschütz nicht fahren, sondern zogen es an einem Flaschenzug auf eine Verrammlung, von wo es zwar mit weniger Vortheil, aber besser gedeckt, sein Feuer fortsetzte.

Während die Bürger mit so beharrlichem Muthe fochten, nahmen ihre Gegner, schon etwas entmuthigt, ihre Zuflucht zu einer Kriegslist, um sich gegen die Kugeln zu decken. Sie befestigten ihre Todten in aufrechter Stellung mit Stricken an den Bäumen; die Bürger, sie für lebend haltend, schossen unausgesetzt auf diese Leichname, welche sie zwischen den Zweigen erblickten. Ein Tyroler, der in den Reihen der Bürger mitfocht, warf unwillig seine Flinte weg, nachdem er vergebens drei Schüsse gethan hatte. »Zum Teufel mit euren belgischen Flinten,« rief er zornig aus, »je besser ich ziele, um so weniger fällt der Feind.« Eine Menge anderer Schützen verschossen ihr Pulver vergebens, bis sie endlich die Kriegslist merkten.

Man erzählt eine andere, jedoch nicht erwiesene Thatsache, die mehr eine Verrätherei als Kriegslist wäre. Eine Abtheilung Grenadiere und Jäger der Garde hoben ihre Flintenkolben in die Höhe, zum Zeichen der Ergebung, und als hierauf die Bürger sich näherten, gaben sie Feuer. Es ist möglich, daß unter diesen Soldaten Zwiespalt herrschte, und daß die einen schossen, während die andern sich ergeben wollten. Wie dem auch sey, die Erzählung dieser Verrätherei gieng von Mund zu Mund und

erhöhte die Erbitterung der Bürger in dem Grade, daß sie den Soldaten blutige Rache schworen.

Ein Gefecht von sechsunddreißig Stunden hatte eine allgemeine Ermattung hervorgebracht, deren sich selbst die Muthigsten nicht erwehren konnten. Da aber keiner der frischen Mannschaft, die unbewaffnet war, sein Gewehr abgeben wollte, so wurden die Reihen der Vertheidiger, aus denen sich die Ermüdeten zurückzogen, nach und nach lichter. Die Truppen hingegen hatten im Palast und auf den Boulevards bedeutende Reserven. Gegen Abend rückten sie vor und drangen von Haus zu Haus bis zum Hotel Bellevue, worin sie sich festsetzten. Von da aus beherrschten sie den ganzen Königsplatz. Die Bürger zogen sich auf das Hotel von Europa, das im entgegengesetzten Winkel des Platzes liegt, zurück. Um jedoch den Truppen zu zeigen, daß sie den Muth nicht verloren hätten, pflanzten sie herausfordernd die brabantische Fahne auf der Kirche auf, die dem Palast gegenüber liegt.

Das zahlreiche Geschütz des Feindes verschaffte ihm auf einem anderen Punkt das Übergewicht über die Bürger. Diese hatten sich in den Häusern des Boulevard, die dem botanischen Garten gegenüber liegen, verrammelt. Zwei Haubitzen vertrieben sie daraus und das Haus, das den Winkel der Königsstraße macht, brannte ab.

Der Erfolg dieses ersten Versuchs erhob den Muth der Truppen. Eine Haubitze wurde in den Park geführt und auf die Druckerei des Courrier des Pays-bas, Hauptorgans der liberalen Opposition, gerichtet. Die Reitschule des Herrn Lyons, die in der Nachbarschaft lag, fieng Feuer. Die Pompiers eilten herbei, um es zu löschen, wurden

aber durch einen Hagel von Kugeln daran gehindert. Die Soldaten begiengen die Barbarei, auf ein armes Weib zu schießen, die mit zwei Kindern auf den Armen entfloh. Die Frau stürzte getroffen nieder und die beiden unschuldigen Geschöpfe, die ihre Mutter nicht verlassen wollten, wurden ebenfalls niedergeschossen. Ohne Zweifel waren diejenigen, welche diese Schandthat begiengen, durch den Branntwein, den man unter den Truppen austheilte, bis zur Sinnlosigkeit berauscht.

Die feindliche Kolonne, welche durch die Oranienstraße vordrang, um die Straße von Löwen zu nehmen, wurde durch eine Verrammlung aufgehalten. Die Bürger, welche diesen Posten vertheidigten, brauchten nun ihrerseits eine Kriegslist. Sie stellten zwei Strohmänner hinter der Verrammlung auf, deren Kopf und Glieder sie mittelst einer Schnur in Bewegung setzen. Diese Kriegslist täuschte die Soldaten um so besser, da es schon dunkel zu werden begann, und sie schickten viele verlorene Schüße auf die beiden Strohmänner ab. Noch bessere Dienste leisteten sie in der Nacht. Die Ermattung hatte beiderseits eine Art stillschweigenden Waffenstillstandes herbeigeführt, und die schlaftrunkenen Bürger verließen die Verrammlung. Die feindlichen Grenadiere, die dies gewahr wurden, schlichen herbei, um die Verschanzung zu nehmen. Jetzt erblickte der vorderste die beiden Strohmänner, gab seinen Kameraden ein Zeichen und ging mit ihnen zurück.

Der Prinz Friedrich, der sich während des ganzen Treffens zu Schaerbeck befand, wunderte sich höchlich, daß der Kampf sich so sehr in die Länge zog. »Wo bringen sie doch,« rief er in seiner Ungeduld aus, »all die Munition her?« Zugleich fragte er, ob

denn die Kirche Saint-Gudule noch nicht genommen sey? Er hatte Befehl gegeben, sie um jeden Preis zu nehmen; aber jeder Angriff in dieser Richtung war standhaft abgeschlagen worden. Dieser Punkt war allerdings für beide Theile von gleichem Werthe, denn die brabantische Fahne wehte weit hin vom Thurme und die Sturmglocke rief unausgesetzt die Bürger zu den Waffen.

Der Kampf hatte nun achtundvierzig Stunden gedauert, und selbst die Feurigsten fühlten sich bis zum Tode ermattet. Der Kanonendonner, die Sturmglocke, das Gewehrfeuer, schienen nimmer vermögend, die Gemüther zu erwecken. Der Brand der Reitschule rief jedoch allen ins Gedächtniß zurück, was die Stadt zu fürchten habe und was sie von ihren Vertheidigern erwarte. Das Feuer griff um sich und erhob sich gegen Abend in ungeheuerer Flamme, die über die ganze Stadt hinleuchtete. Welches Schauspiel! der Feind in der Stadt, rings um die Schrecken des Bürgerkriegs und eines der volkreichsten Quartiere in vollen Flammen! Die Kugeln der Plänkler pfiffen mitten durch das Feuer und den Rauch. Die Bürger, in stummer Verzweiflung, erhoben das Haupt und warfen drohende Blicke auf den königlichen Palast, von dem Brand und Tod ausging und der, gleich einem Vulkan, hoch über ihren Häuptern stand. Sie schienen zu den verzweifeltsten Schritten entschlossen, und wenn das feindliche Geschütz fortgespielt und noch mehrere Theile der Stadt in Brand gesetzt hätte, so würde die Wuth des Volks, aufs äußerste getrieben, einen Kampf auf Leben und Tod begonen und vielleicht die königliche Armee bis auf den letzten Mann vernichtet haben. Das feindliche Feuer wurde jedoch

an diesem Abend eingestellt, sey es, daß man nur die Druckerei des Courrier verbrennen wollte, sey es, daß die Drohung der provisorischen Regierung, bei der ersten Haubitze oder glühenden Kugel, die ferner auf die Stadt fallen werde, sämmtliche Gefangene erschießen zu lassen, die feindlichen Befehlshaber eingeschüchtert hatte.

Der Mangel an Ordnung und Zusammenhang hatte die Tapferkeit der Bürger, bis jetzt fast nutzlos gemacht. In diesem Augenblicke, wo der Brand der Stadt die Größe der Gefahr in ihrem ganzen Umfang zeigte, fühlt man mehr als je das Bedürfniß der Einheit. Dieses Chaos mußte aufhören und man benützte die Nacht zur Organisation der Streitkräfte. Don Juan van Halen, spanischer Offizier, aber belgischen Ursprungs, und vormals Adjutant des Generals Mina, wurde von der provisorischen Regierung zum Oberbefehlshaber ernannt. Die Artillerie stellte man unter die Befehle eines alten französischen Offiziers, Namens Parant, der in den letzten zwei Tagen eben so viel Muth als Einsicht bewiesen hatte. Andere Offiziere wurden an die Spitze der Abtheilungen gesetzt. An die Stelle dieser Wolken von Plänkler ohne Führer und Zusammenhang trat jetzt eine Art regelmäßiger Nationalarmee.

Zu gleicher Zeit zogen von allen Seiten der Stadt neue Vertheidiger zu, und mehrere Corps wallonischer Freiwilliger waren angekündigt. Die Freiwilligen von Binche und den umliegenden Gemeinden, durch den Advokaten Laissant aufgefordert, waren am Abend eingetroffen. Der Bezirk von Charlerol hatte eine zweite Abtheilung zu Hülfe geschickt; die Freiwilligen von Borain waren im Anzug.

zug. Dagegen waren die Hülfstruppen, die der Feld aus Maestricht und Tongres erwartete, durch die Einwohner von Löwen, welche ihnen den Durchmarsch verweigerten, aufgehalten und zurückgeschlagen worden. Auf solche Weise mußte die königliche Armee eine Verstärkung von 5000 Mann, die ihr zuzog, entbehren.

Die Stimmung der beiden streitenden Theile war, so wie ihre Lage, höchst verschieden. Die Bürger, voll Muth und Zuversicht, bereiteten sich zum Siege, während die Soldaten bitter klagten, daß man sie zur Schlachtbank führe. Die Linientruppen verweigerten fast offen den Dienst. Die Garde gehorchte der Stimme ihrer Anführer, jedoch abgespannt und mit düsterem Schweigen. Die Soldaten dieses schönen Corps waren zum Theil Belgier und kämpften nur mit Schmerz in der Brust gegen ihr eigenes Land. Stets in Reihe und Glied gehalten, durch Vorgesetzte und Kameraden bewacht, konnten sie nicht desertiren. Ein Jäger des zweiten Bataillons, Namens Smet aus Brüssel, wurde erschossen, weil er über die Vorposten hinausgegangen war. Ein Grenadier aus Pervez stund seinem Bruder, der sich unter den Vertheidigern der Stadt befand, gegenüber. Dieser winkte ihm und gab ihm Zeichen, daß er sich mit den Bürgern vereinigen solle. »Wenn ich einen Schritt aus dem Glied thue,« rief jener von ferne, »so schießen mich meine Kameraden nieder, aber, Bruder ich schwöre dir auf das Crucifix, daß ich keinen Schuß auf meine Mitbürger gethan habe.« Einige Minuten darauf stürzte der Unglückliche getroffen nieder und sein blutiger Tschako wurde seinem Bruder gebracht.

Der Morgen des 25. verging ruhig. Es waren Unterhandlungen zu Räumung der Stadt angeknüpft. Während derselben trafen die Bürger Anstalten zu einem entscheidenden Angriff, der Nachmittags um drei Uhr erfolgen sollte. Die Brüsseler Bürger und die Wallonischen Freiwilligen hatten sich in Kolonnen gebildet und mit Ordnung auf den verschiedenen ihnen angewiesenen Punkten, von denen aus sie gegen den Feind debouchiren konnten, aufgestellt. Gegen ein Uhr wurde das Gewehrfeuer rund um den Park eröffnet. Eine Kompagnie der zehnten Division, welche den Vertheidigern des Hotels Bellevue zu Hülfe kommen wollte, wurde durch das Feuer der bürgerlichen Plänkler fast ganz aufgerieben. Der Eifer des Volks war so groß, daß diejenigen, welche keine Waffen hatten, unter dem feindlichen Kartätschenhagel über den Königsplatz sprangen, um den Soldaten, wenn einer von ihnen fiel, ihre Gewehre wegzunehmen. Das Hotel Bellevue wurde von den Bürgern wieder genommen. Trotz dieses ersten Erfolgs aber konnte der Plan, den Feind mit dem Bajonett zu werfen, wegen der bei undisciplinirten Massen unvermeidlichen Unordnungen nicht ausgeführt werden. Es scheint auch, daß dieser Plan, der auf den ersten Anblick verführt hatte, bei dem Zustand der Dinge nicht wohl ausführbar war. Man hatte zwar entschlossene Leute unter der Hand, aber es war unmöglich, sie mit der Ordnung und Genauigkeit, welche das projektirte Manoeuvre erforderte, gegen den Feind zu führen. Um in den Park zu gelangen, mußte man zuerst sich offen auf die feindlichen Kanonen werfen, sofort steile Abhänge hinabsteigen, hinter denen die Truppen in Schlachtordnung stunden. Diese Be-

wegung mußte im Angesicht und unter dem Feuer der Truppen vollzogen werden, die den königlichen Palast besetzt hielten und hinter dem Mauerwerk des Parks aufgestellt waren. Geriethen nun die Angriffskolonnen in Verwirrung, wie leicht vorauszusehen war, so konnten die Küraſſiere und Lanzenträger, die auf dem Boulevard standen, auf sie einhauen.

Ein anderer Plan wurde von einzelnen Bürgern gefaßt und mit Beharrlichkeit ausgeführt. Sie kamen auf den Einfall, sich von Haus zu Haus einen Weg zu bahnen, indem sie von Speicher zu Speicher die Mauern einschlugen. Sie versahen sich demnach mit den nöthigen Werkzeugen und rückten auf solche Weise über den Köpfen der Soldaten bis gegen die Treppe der Bibliothek vor. Dieses Manoeuvre, das eine seltene Beharrlichkeit erforderte, zeigte sich am andern Morgen als von den wichtigsten Folgen.

Andere Waghälse rutschten von Dach zu Dach und von Dachrinne zu Dachrinne, bis sie an den Palast der Generalstaaten kamen. Hier nahm einer die oranische Fahne ab, die auf dem Gipfel des Gebäudes aufgepflanzt war. Dieser Tag ging übrigens ziemlich ruhig vorüber, das Gefecht hatte spät begonnen und war, mit Ausnahme der Wiedereroberung des Hotels Bellevue, nirgends sehr ernsthaft gewesen. Gleichwohl hatte man sieben und sechszig Wagen mit verwundeten Soldaten durch das Thor von Löwen abgeführt, was zum Beweise der Geschicklichkeit der bürgerlichen Schützen dienen kann. Die provisorische Regierung benützte den Tag zu regelmäßiger Organisirung der Streitkräfte. Man sorgte für Munition und Lebensmittel, und den

Landleuten, die der Stadt zu Hülfe eilten, wurden Quartiere und Verpflegung angewiesen.

Am Abend dieses Tages waren fast alle Posten von den ermatteten Bürgern verlassen. Die neuangekommenen Wallonen waren durch einen Eilmarsch von neun bis zehn Stunden erschöpft. Die Offiziere mußten fast allein den Dienst thun. Don Juan van Halen stund selbst auf dem Königsplatze Schildwache. Auf der andern Seite des Parks, auf dem Platze von Löwen, waren nicht über sechs Mann geblieben. Diese begaben sich bald da, bald dorthin, und riefen mit jedesmal verstellter Stimme: Schildwacht, hab Acht! Die Truppen, entweder hierdurch getäuscht oder aus eigener Ermattung, zeigten keine Lust zu einem nächtlichen Angriff. So wie der Tag anbrach, strömten die Bürger wieder ihren Posten zu.

Die Nacht über hatten die feindlichen Anführer den Muth der Truppen neu zu befeuern gesucht. Man las ihnen eine Proklamation ab, welche die nämlichen Belohnungen, wie nach der Schlacht von Waterloo, zusicherte. Man schien entschlossen, den Königsplatz mit allen disponiblen Streitkräften anzugreifen und von da mit Feuer und Schwert in das Innere der Stadt zu dringen. Aber die Stimmung der Offiziere und Soldaten schien mit diesen hochfahrenden Planen der Anführer nicht zu sympathisiren. »Man will uns auf die Schlachtbank führen« — hört man von allen Seiten sagen. Soldaten der Garde, welche die Herzogsstraße und die Umgegend besetzt hielten, beklagten sich bitter über ihr Loos. Die meisten Offiziere hatten ihre Epaulletts abgenommen, weil sie bemerkten, daß die Bürger sie vorzugsweise zum Zielpunkt ihrer Schüsse

wählten. Wenn der Prinz Friedrich selbst seine Armee gesehen hätte, so würde er wahrscheinlich den Rückzug angeordnet haben, aber er wagte sich nicht weiter vor, als auf den Boulevard.

Der 26. Septmbr. war ein Sonntag und mit Anbruch des Tages läutete man, wie im tiefsten Frieden, in den Kirchen zur Messe. Trotz dem, daß der Feind in den Mauern stand, nahm man doch nicht das geringste Symptom des Allarms wahr. Das Gewehrfeuer, das man von der Gegend des Parks her hörte, war noch sehr schwach. Nur einzelne Plänkler lagen hinter Mauern, Fenstern, auf Speichern und Dächern versteckt und lauerten Stundenlang, bis sie einen Schuß thaten, aber jeder ihrer Schüsse traf.

Das Haus, das links an die Treppe der Bibliothek grenzt, und dem Hotel Bellevue gegenüber steht, war der Punkt, von dem aus die Bewegungen der Bürger noch am meisten gehemmt werden konnten. Es war von Grenadieren besetzt, deren Feuer, wenn es wohl gerichtet war, einen Angriff des Parks vom Königsplatze aus sehr erschweren konnte. Sie schienen aber bis jezt keinen andern Befehl zu haben, als den, die Treppe zu vertheidigen und jeden Feind im Respekt zu halten, der sich von der Isabellenstraße her sich zeigen würde. Sie hielten die Altane dieser Treppe um so mehr für einen unangreifbaren Posten, da ihre Kameraden alle umherliegenden Häuser besetzt hatten. Plötzlich hören sie Kugeln um ihre Ohren pfeifen und sehen sich zur Seite ihre nächsten Nachbarn fallen. Nichts glich ihrem Erstaunen, sie wußten nicht, woher diese Kugeln kamen. Es waren die Bürger, welche von Speicher zu Speicher die Mauern der Häuser durchbrochen hatten und nun

über den Häuptern der Soldaten standen. Ihr Unternehmen war so gefährlich gewesen, daß nur zwei Männer darin beharrt hatten, deren einer ein Künstler aus Brüssel, der andere ein Einwohner von Namur war. Als sie die lezte Mauer durchbrochen hatten, stießen sie auf dem Speicher auf einen Soldaten, den sie niederschossen. Der Schuß zog seine Kameraden herbei und sie mußten sich von Speicher zu Speicher, von Dach zu Dach zurückziehen. Sie erhielten Verstärkung, drangen wieder vor und setzten sich in dem lezten Hause fest, das der Treppe der Bibliothek gegenüber liegt. Von hier aus begannen sie auf die Grenadiere, zu schießen, die durch das von oben sicher treffende Feuer zum Rückzug genöthigt wurden. Nun pflanzten die Bürger auf dem Giebel des Hauses, das sie so wunderbar eingenommen hatten, die brabantische Fahne als Siegeszeichen auf. Als die Kolonnen in der Isabellenstraße und in der Königsstraße sie wehen sah, rückten sie ihrerseits vor und besetzten alle umliegenden Häuser.

Inzwischen hatte sich das Treffen auf allen Seiten eröffnet. Kampfgierige Freiwillige eilten herbei und schoßen unausgesetzt in den Park. Obwohl Viele von ihnen mit den Waffen wenig umzugehen wußten und höchstens die Bäume des Parks beschädigten, so setzte dennoch dieses furchtbare und unaufhörliche Feuer die Truppen in Schrecken, denn sie hatten am vorhergehenden Tage und am Morgen dieses Tages die Erfahrung gemacht, daß es treffliche Schützen unter den Bürgern gab. Die Generale begannen einzusehen, daß blos ein verzweifelter Angriff der Entmuthigung und vielleicht dem Abfall der Truppen vorbeugen könne. Sie versuchten ihn. Die Kolonnen bildeten sich hinter

den Bäumen des Parks, drangen dann rasch vor und stürzten sich dem Königsplatze zu, der seit drei Tagen der Zankapfel gewesen war. Sie waren durch vier Stücke Geschütz unterstützt, und dichte Kolonnen, die durch die Herzogsstraße und über den Platz vor dem königlichen Palast debouchirten, folgten ihnen.

Tausende bewaffneter Bürger bedeckten den Königsplatz und die umliegenden Straßen. Sie brannten vor Begierde, sich Mann gegen Mann mit den Truppen zu messen, und als sie die feindliche Kolonnenspitze anrücken sahen, stieg ein Freudengeschrei in die Wolken. Obwohl brennend vor Ungeduld, gehorchten sie dennoch dem Winke der selbstgewählten Führer, welche sie ermahnten, den Vortheil ihrer Stellung nicht aufzugeben. Das Geschütz der Brüsseler war trefflich geleitet. Am Tage des 25. hatte sich ein alter, ziemlich schlecht gekleideter Mann bei den aufgestellten Kanonen eingefunden, erst zusehend, und dann vernünftigen Rath über die bessere Bedienung ertheilend. Man fragte die Umstehenden nach seinem Namen; sie wußten weiter nichts von ihm, als daß er zu Brüssel von dem kärglichen Ertrage seiner Bleifeder lebe. Es war der Artillerie-General Mellinet, bekannt in der alten napoleonischen Armee. Als man seinen Namen erfuhr, wurde er auf dem Platze selbst zum Befehlshaber der Artillerie gewählt. Er leitete sie am entscheidenden Tage des 26. Als die tiefe Kolonne des Feindes anrückte, schwieg zur Verwunderung der Umstehenden, das Brüsseler Geschütz, das durch einen Zug Fußvolk maskirt war. Die feindliche Kolonne rückte ungehindert aus dem Park heraus und in die Königsstraße ein. Jetzt erst, nachdem sie ihrer ganzen Länge nach im Bereiche der Kanonen war, demas-

kirte der General Mellinet sein Geschütz; sein Kartätschenfeuer nahm ganze Reihen weg und demontirte auf der Stelle die vier Stücke des Feinds. Die Kolonne warf sich in Unordnung in den Park zurück; die Brüsseler Kanonen folgten ihr und brachten Tod und Verderben in ihre Reihen. Die Soldaten der Garde warfen sich eilig in die Schluchten und Vertiefungen, und sämmtliche Kolonnen zogen sich gegen den Palast und die Boulevards zurück. Der General Mellinet ließ ein Stück in den Hof des Hotels Bellevue führen, von wo aus er den feindlichen Verhau beschoß und die Bestürzung der Besiegten vollendete.

Ein so vollständiger Erfolg elektrisirte die zahlreichen Zuschauer. Von allen Seiten drangen die Bürger gegen den Park vor. Die Freiwilligen von Wavre, von Nivelle und Tournay, von Binche und andere drangen, jedoch in Unordnung, in denselben ein. Sie nahmen zwei Kanonen und mehrere Pulverwagen. Aber die königliche Garde zeigte trotz der eben erlittenen Niederlage eine feste Haltung, benützte den Vortheil ihres Postens und zwang durch ein furchtbares Feuer die Bürger zum Rückzug. Die anderen Streitkräfte des Feindes concentrirten sich im königlichen Palast und in den umliegenden Häusern, von wo aus sie Alle, die sich zu nähern wagten, niederschossen. Das Blutbad war groß auf beiden Seiten, denn es war schwer, das Volk im Zaume zu halten. Die neu angekommenen Hülfstruppen aus der Umgegend und aus dem Lande der Wallonen brannten vor Begierde, sich auszuzeichnen. Die Anführer selbst, mehr verwegen als klug, wollten den königlichen Palast mit Sturm nehmen. Aber eben dieser allgemeine Enthusiasmus verhinderte das

Zusammengreifen und die Entwicklung planmäßiger Maßregeln. Jetzt warf sich da, jetzt dort eine kleine Abtheilung in den Park und in den Rücken des königlichen Palastes, aber jede kam bald wieder, oft mehr als um die Hälfte geschmolzen, zurück. Die Bürger erlitten hier, in der Mitte der feindlichen Stellungen, noch mehr Verlust, als die Armee auf dem Königsplatze erlitten hatte.

In einem dieser wüthenden Angriffe fiel der tapfere Baron Fellner an der Seite des Generals van Halen, dessen erster Adjutant er war. Hier fielen die vier Brüder Gosselies, deren fünfter Bruder in der königlichen Garde diente. Hier wurde der Doktor Feignaux, der die vorhergehenden vier Tage im Gefecht und die vier Nächte am Krankenlager der Verwundeten zugebracht hatte, tödtlich getroffen. Hier fielen viele andere tapfern Männer, deren Namen nicht alle aufgezählt werden können; aber sie fielen nicht ungerächt. Noch trägt der königliche Palast die Spuren des schweren Geschützes, das die feindlichen Plänkler hinter den Fenstern wegnahm und mit so erstaunenswerther Genauigkeit gerichtet war, daß es die ganze Vorderseite des Palastes gerade in der Höhe rasirte, wo die Soldaten im zweiten Stockwerk versteckt lagen. Die verstümmelten Bäume des Parks bezeugen gleichfalls, wie viele Kugeln über das Mauerwerk wegflogen und selbst in die hintersten Kolonnen einschlugen.

Die Flammen brennender Gebäude beleuchteten diese Scenen des Blutbades. Während man sich im Park und dessen Umgegend schlug, waren die feindlichen Kolonnen durch die Plänkler des Frei-Corps und die Freiwilligen von Löwen und Leuze auch aus der Königsstraße geworfen worden. Sie steckten

durch ihre Haubizen die Häuser in Brand, welche sie verlassen mußten. Sechszehn Gebäude brannten ab; in mehreren anderen löschten die Bürger das Feuer.

Beim Anblick des aufwirbelnden Rauchs und der aufschlagenden Flammen hörte man den allgemeinen Ruf: »Wir wollen ihnen ebenfalls ein Feuer anzünden!« Sogleich stiegen entschlossene Männer von Dach zu Dach und steckten das Finanz-Ministerium in Brand, das an den Palast der Generalstaaten stößt. Durch die Flamme verjagt, räumten es die Truppen und wurden von einem Hagel von Schüssen empfangen; wenige erreichten den Park. Die Bürger jauchzten laut auf beim Anblick des Feuers, das eines der schönsten Gebäude der Stadt verzehrte. So furchtbar ist der Bürgerkrieg!

Das nämliche Mittel wurde auf der andern Seite des Parks angewendet, um die Truppen zum Rückzug zu zwingen. Das hölzerne Bein steckte durch glühende Kugeln die Ställe des Palastes und das anstoßende Haus, das einem Herrn Lusada gehört, in Brand. Dies schien hinreichend zur Vertreibung der Truppen, denn den Palast selbst wollte man nur im höchsten Nothfall anzünden. Die Operation war übrigens schwierig. Das hölzerne Bein stellte seine Kanone im Winkel der grünen Straße auf, wo zwischen zwei Häusern ein leerer Raum ist, der den Kugeln den Durchgang gestattete. Man konnte von hier aus kaum eines der beiden Gebäude sehen, die verbrannt werden sollten; gleichwohl stunden sie nach Verlauf einiger Minuten im Flammen. Im Marstall wurde das Feuer durch die Soldaten gelöscht; das Haus des Herrn Lusada brannte aber ganz ab.

Als der Prinz Friedrich den Rauch und das Feuer in der Nähe des königlichen Palastes aufsteigen sah, weinte er vor Zorn und schickte nach allen Richtungen Adjutanten aus, um die Truppen ermahnen zu lassen, daß sie Stand halten sollten. Die Wuth der Bürger war so groß, daß sie selbst ihre Stadt in Brand steckten, um den Feind daraus zu vertreiben. Selbst die einbrechende Nacht machte dem Treffen dieses Tages kein Ende. Das Gewehrfeuer wurde beim Leuchten der Flammen fortgesetzt und dauerte bis um die zweite Stunde der Nacht. Dann erst endete das Gefecht.

Der Prinz Friedrich hatte inzwischen seinen Verlust und seinen Erfolg gegen einander berechnet. Sein Verlust betrug 4200 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Ausreissern. Achtzig Wagen mit Verwundeten waren auf der Straße von Schaerbeck, 425 andere auf der Straße von Löwen abgeführt worden. Alle diese Opfer hatten keinen Erfolg gewährt. Die königliche Armee hatte vom ersten Tage an nicht nur keine Fortschritte gemacht, sondern fortwährend Boden verloren. Das Volk, im Anfang wenig zahlreich, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Anführer, hatte unter den Augen der königlichen Armee ein Heer und eine Regierung gebildet. Noch ein einziger Tag — und der Rückzug war dem königlichen Prinzen völlig abgeschnitten, er begriff dies und ertheilte Befehl zu Räumung der Stadt.

Der Abmarsch der Armee erfolgte gegen vier Uhr Morgens in der größten Stille. Die Einwohner von Brüssel wurden ihn nicht gewahr. Man ließ die ausgestellten Schildwachen zurück, damit ihr Verschwinden den Rückzug der Armee nicht verrathen möchte. Die Reiterei, welche wenig gelitten

hatte und nicht so demoralisirt war, wie das Fußvolk, bildete die Nachhut.

Die königliche Armee auf ihrem Rückzuge bot das Schauspiel einer gänzlichen Entmuthigung dar. Eine Division stieß ein Freudengeschrei aus, als sie sich ausserhalb der Stadt und der Vorstädte sah. Sämmtliche Truppen zeigten ein düsteres Schweigen, kein Laut der Munterkeit ließ sich in ihren Reihen vernehmen. Gerade die tapfersten Schaaren hatten den meisten Verlust erlitten. Das prächtige erste Bataillon Grenadiere der Garde war auf zweihundert fünf und dreißig Mann geschmolzen. In jedem Corps fehlte fast die Hälfte der Offiziere. Ein Bataillon des zehnten Regiments war fast gänzlich aufgerieben. Das neunte und zehnte Regiment bildeten bei ihrem Durchmarsch durch Mecheln nur noch zwei Bataillons; man hatte sie in ein Regiment verschmolzen, um ihren Verlust zu verbergen. Die Beute, welche mehrere Plünderer nachschleppten, soll beträchtlich gewesen seyn. Sie suchten einen Theil davon unterwegs zu veräussern, fanden aber keine Käufer.

Als man in der Stadt den schnellen Rückzug der Armee erfuhr, zeigte sich unter den Bürgern eine Mischung von Zufriedenheit und Verdruß. Sie hatten gehofft, an diesem Tage die Armee vollends gänzlich zu vernichten. Trotz der allgemeinen Erbitterung aber wurden die zurückgelassenen Schildwachen nicht niedergemacht, nicht einmal mißhandelt, sondern blos gefangen genommen. Man fand deren sieben bis acht im Gebäude der Generalstaaten, vierzehn im Marstall und eilf in den Gemächern der Königin. Diese armen Leute, ihren Tod für gewiß haltend, hatten sich da und dort zu ver-

stecken gesucht. Obgleich in dem Hofe des königlichen Palastes noch die Leichname von sechs Bürgern lagen, die erschossen worden waren, zähmte dennoch das Volk seinen Unwillen und schonte ihres Lebens. Eine Schildwache, die an der Thüre des Palasts des Prinzen Friedrich stund, verbarg sich nicht, wie ihre Kameraden, sondern ging ruhig und fest auf ihrem Posten auf und ab, bis sie entwaffnet wurde. Dieser Zug von Muth und Treue wurde selbst von den Bürgern bewundert und durch eine anständige Behandlung anerkannt.

Diejenigen Einwohner, die aus Mangel an Waffen, Geschick, Muth oder Vaterlandsliebe an dem Treffen keinen thätigen Antheil genommen hatten, waren die ersten, die sich beeilten, das Schlachtfeld zu beschauen.

Der Anblick, der sich hier den Augen darbot, war entsetzlich. Die zwischen dem Königsplatze und Park gelegenen Häuser waren von Kugeln durchlöchert und schienen jeden Augenblick über den Häuptern der Zuschauer zusammmenstürzen zu wollen. Die massiven Brunnen von Granit, welche zu beiden Seiten dieses Durchgangs stehen, waren theils verstümmelt, theils in tausend Stücke zerschmettert. Der große Balkon des Hotels Bellevue drohte den Einsturz. Der Eingang in den Park war fast unkennbar geworden. Von den Gruppen, die auf dem großen Fußgestelle des Eingangs stehen, war eine durch die Kanonenkugeln weggenommen, ein ungeheurer Pfeiler von Granit, der das Gitterthor trug, lag zerschmettert am Boden; die eisernen Stangen, in ungleichen Höhen von den Kartätschen zerrissen, boten nur noch abgebrochene Stücke dar, die einen aufrecht, die andern umge-

stürzt; ein ungeheurer Baum war quer über den Eingang gefallen; viele Bäume waren durch und durch geschossen, andere der Äste beraubt, andere schwankend und dem Falle nahe; da und dort erkannte man die Trümmer dessen, was eine Bildsäule gewesen war und nun nur noch einen Haufen von Marmorstücken zeigte. Mitten unter diesen Trümmern lagen nackte und zum Theil verstümmelte Leichname. Aus halb bedeckten Gräbern sahen Arme, Beine, Köpfe oder Lappen von Kleidungen hervor. Die Erde war mit schwarzem Blute bedeckt, auf dem sich Schwärme von Mücken gesetzt hatten.

Als diejenigen, die den Tag zuvor einen verwegenen Angriff auf den Park gemacht hatten, nun in die Schluchten desselben hinabsteigen und die starken Stellungen dieses Postens erkannten, die von den Soldaten errichteten Verschanzungen und Kommunikationswege sahen, konnten sie kaum an den Rückzug der Armee glauben. Man begriff jetzt alle die Vortheile, welche der Besitz des königlichen Palastes und des größten Theils der oberen Stadt den Truppen gewährt hatte. Jetzt erst wunderte man sich über den errungenen Sieg, den nur eine blinde Verwegenheit gegen überlegene Zahl und den Vortheil der Stellung erfechten konnte. Die angestellten Recognoscirungen zeigten, daß sich die Truppen gegen Mecheln und Antwerpen zurückzogen.

Nachdem die Menge bis auf den Boulevard gekommen war und hier die noch rauchenden Häuser erblickte, stieg die Entrüstung auf's höchste. Das feindliche Geschütz hatte hauptsächlich die kleinen Häuser der Straße von Schaerbeck getroffen. Die

armen Leute, die hier wohnten, bezeichneten den Ort, von dem die Schüsse ausgegangen waren. Sie zeigten zugleich das Haus, von dem aus die Plänkler des neunten Regiments ihnen den meisten Schaden gethan hatten. Es war das große Hotel der Gebrüder Meens. Sie erzählten, wie die Soldaten hier eingedrungen seyen, sich festgesetzt und ihre kleinen Wohnungen beschossen hätten. Ein Schrei des Unwillens erhob sich unter der Menge, und auf einmal gieng das Wort Verrätherei von Mund zu Munde. Ein Unbekannter trat auf und erzählte, daß die holländischen Soldaten im Hause der Gebrüder Meens Flinten und Munition bereit gefunden hätten. Auf dieses Wort stürzte sich die leicht bewegliche Menge auf das Gebäude, schlug die Thüren ein, verwüstete das Innere und steckte es zulezt in Brand.

Wie ungerecht und schändlich diese Handlung war, mag folgendes Aktenstück beweisen:

Auszug eines Schreibens des Herrn Ferdinand Meens, aus Mons, vom 1. Oktober.

»Durch den glücklichsten Zufall mit meiner »Frau und unseren fünf Kindern der Wuth der »Soldaten entkommen, die mich aufsuchten, um »mich zu erschießen, von ihnen im ersten Au»genblicke ihres Einrückens eingeschlossen und »wohl wissend, daß sie mein Haus geplündert »hatten, war es mir endlich gelungen, mich am »Sonntag Morgen mit meiner unglücklichen »Familie aus Brüssel zu flüchten, da ich besorgte, »daß mich die Truppen bei ihrem Rückzug noch »angreifen könnten. Ich war nahe bei Löwen, »als ich mit Bestimmtheit den Rückzug der Armee »erfuhr und bereits Anstalten traf, nach Brüssel

»zurückzukehren. In diesem Augenblicke benach=
»richtigte man mich, daß das Volk auf vage
»Gerüchte hin, welche meine bekannten Gesin=
»nungen gleich bei ihrem Entstehen hätten er=
»sticken sollen, meine Wohnung angezündet
»habe. Dieser Handlung lag ohne Zweifel
»das Prinzip zum Grunde, jedes Haus in Brüssel
»dem Feinde unzugänglich zu machen, indem
»man dasjenige, das seine Gegenwart besudelt
»hatte, zerstörte, und in dieser Hinsicht beklage
»ich mich nicht darüber, sondern habe blos
»gute Wünsche für die Befreiung unseres
»Vaterlandes.

»Die an meinen Bruder geschriebenen Zeilen
»können von Jedermann gelesen werden. Der
»rechtliche Mann kann nur wünschen, daß die
»volle Wahrheit zur Kenntniß des Publikums
»gelange. Das allein betrübt mich und sämmt=
»liche Mitglieder unserer Familie, daß wir eine
»Zeitlang den vielen Personen, die wir sonst be=
»schäftigten, kein Brod mehr geben werden können.
»Seit achtundsiebenzig Jahren beschäftigen wir
»in Brüssel die arbeitende Klasse durch unsere
»Spitzenfabrik (Meens, Van der Vorcht). Seit
»zehn Jahren giebt Ferdinand Meens durch
»seine Fabriken den Arbeitern von Brüssel Un=
»terhalt. Niemand mehr als wir wünschen die
»Freiheit unseres Vaterlandes, für die wir im=
»mer die größten Opfer zu bringen bereit waren
»und noch sind.«

Unterzeichnet:

Meens, Van der Maelen.

Die

Die provisorische Regierung ermächtigt auf sein Verlangen Hrn. Meeus Van der Maelen, obiges Schreiben öffentlich bekannt machen und anschlagen zu lassen. Sie ergreift zugleich diese Gelegenheit, um allen Bürgern die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe zu empfehlen. Wenn ein Volk gegen den Feind von aussen so tapfer gekämpft hat, so soll es auch im Innern Eigenthum und Personen achten.

Brüssel, den 2. Oktbr. 1830.

Potter, Rogier, Van de Weyer, Felix Merode.

Am 27. Sept. erließ die provisorische Regierung folgende Proklamationen:

Nro. I.

»Da es an jeder constituirten Behörde sowohl zu Brüssel als in den meisten Städten und Gemeinden Belgiens mangelt; in Betracht, daß unter den jetzigen Umständen ein allgemeiner Mittelpunkt für die Operationen das einzige Mittel ist, unsere Feinde zu besiegen und der Sache des belgischen Volkes den Triumph zu sichern, bleibt die provisorische Regierung aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt. Baron van der Linden von Hoogvorst; C. Rogier, Advokat bei dem Gerichtshofe zu Lüttich; Graf Felix von Merode; Gendebien, Sylv. Van de Weyer, Advokaten beim Gerichtshofe zu Brüssel; Jolly, vormaliger Offizier des Genieswesens; Jos. Van der Linden, Schatzmeister; J. Nicolai, Advokat, F. D. Coppins, Advokat.

Nro. II.

»Sieg! Sieg! die provisorische Regierung bringt dem braven belgischen Volke zur Kenntniß, daß die Holländer den Anstrengungen der edlen Bevölkerungen weichen mußten, welche mit einem ihres alten Rufes würdigen Muthe fochten. Brave Belgier, es genügt nicht, eure Feinde in Brüssel besiegt zu haben: euer Sieg muß befestigt werden durch Einrichtung der Mittel, auswärts zu kämpfen. Demnach werden alle Freiwilligen aller Städte und Gemeinden des Königreichs sich um eilf Uhr im Park einfinden, wo sie eine provisorische Organisation in Compagnien und Bataillons erhalten werden.

Brüssel den 27. Septbr. 1830.

(Folgen die Unterschriften.)

Nro. III.

»Tapfere belgische Soldaten! Zu lange schon wurdet ihr der Eifersucht der Holländer geopfert, die, nicht zufrieden, sich aller Grade zu bemächtigen, alle Gelegenheiten ergriffen, euch zu demüthigen, euch zu mißhandeln. Die gehässige Herrschaft der Partheilichkeit und der Ungerechtigkeiten aller Art, die sie auf Belgien lasten ließen, unterdrückte euch nur zu lange. Tapfere Soldaten, der Augenblick ist gekommen, Unser Vaterland von dem Joche zu befreien, mit dem jene entartete Nation uns belastet. Sie selbst gaben das Signal der Trennung. Das belgische Blut ist geflossen und fließt noch, auf den Befehl dessen, der eure Eide empfing; dieses Vergießen eines edlen Blutes hat alle Bande zerrissen. Die Belgier sind entledigt, wie wir sie entledigen von jedem Eide. Mögen alle Holländer,

die in euren Reihen stehen, sie verlassen und zu ihren Heerden zurückkehren; die belgische Nation ist stark genug und zu großmüthig, um Repressalien zu gebrauchen. Tapfere Soldaten, fahrt fort, euch unter unsere Fahnen zu reihen; fortan wird der Name Belgier kein Grund der Ungerechtigkeit mehr seyn, er wird ein Titel des Ruhmes werden! Brüssel, den 26. September 1830. Unterzeichnet Baron d'Hoogvorst, Ch. Rogier, Graf Merode. Baron Coppine. Nicolai. Gendebien. Van de Weyer.

Am 27. September traf der unter der alten Regierung verbannte Hr. von Potter zu Brüssel ein. Mehr als 20,000 Menschen gingen ihm entgegen; man spannte seine Pferde aus und zog unter dem Rufe: »Es lebe Potter! Tod den Holländern, den Mördern unserer Weiber und Kinder!« seinen Wagen bis zum Gemeindehause. Die Menschenmenge war so dicht, daß er nur mit Mühe in das Innere des Gebäudes gelangen konnte. Hier empfingen ihn die Mitglieder der provisorischen Regierung und nahmen ihn in ihre Mitte auf. Am folgenden Tage erließ er folgende Proklamation: »Liebe Mitbürger, ich bin in eurer Mitte. Die Aufnahme, die ich bei euch gefunden, hat mich lebhaft gerührt; sie wird meinem Andenken nie entschwinden. Ich werde Alles thun, mich eurer und des Vaterlandes würdig zu machen. Tapfere Belgier, ihr habt rühmlich gesiegt. Wisset euern Sieg zu benützen. Eure feigen Feinde sind bestürzt. Lasset uns keinen Augenblick verlieren. Alle Bürger mögen sich um die Volksregierung versammeln, die euer Werk ist! Von ihrer Seite rüsten sich ohne Zweifel die Mordbrenner, welche ihr so schimpflich aus eurer Stadt ver-

trieben habt, zu neuen Schandthaten. Kein Schwanken, keine Schonung mehr; wir müssen die Mörder, welche Feuer und Schwert, Gewaltthätigkeit und Blutbad mitbrachten, auf immer von unseren Heerden entfernen. Wir müssen unsere Mütter, Weiber, Kinder und Eigenthum retten. Wir müssen frei leben oder uns Alle unter Aschenhaufen begraben. Laßt uns einig seyn, meine lieben Mitbürger, so sind wir unüberwindlich. Laßt uns die Ordnung unter uns erhalten; sie ist zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit unumgänglich nothwendig. Freiheit Aller! Gleichheit Aller vor der höchsten Gewalt, der Nation, vor ihrem Willen, dem Gesetze. Ihr habt den Despotismus vernichtet; durch das Zutrauen auf die Staatsgewalt, die ihr eingesetzt habt, werdet ihr euch nun auch vor der Anarchie und ihren traurigen Folgen zu schützen wissen. Die Belgier müssen nur ihre Feinde in Schrecken setzen. Volk, was wir sind, sind wir durch dich, was wir thun, thun wir für dich!«

Der Sieg von Brüssel sanktionirte gleichsam die belgische Revolution und wurde das Signal zum Aufstand des ganzen Landes. Die Städte Ath und Mons, sieben und zehn Stunden von Brüssel entfernt, sind beide wohlbefestigt, gehörig ausgerüstet und beherrschen das ganze flache Land umher. Die Regierung hatte neue Truppen in diese beiden Plätze geschickt und da sie den belgischen Offizieren nicht traute, so war ihre Absicht, sie durch Holländer zu ersetzen. Sobald der Sieg von Brüssel in Mons bekannt war, gerieth die Besatzung sowohl als die Bürgerschaft in Gährung. Diese Stadt stand seit vierzehn Tagen unter dem Kommando des Generals Howen, eines Holländers.

Am 29. Morgens wurden an allen Thoren Kanonen aufgestellt und gegen die Straßen gerichtet. Ein Bataillon besetzte den Rathhausplatz mit zwei Kanonen, die Garnison bestand aus 3500 Mann und einem Bataillon Artillerie. Ein Theil dieser Truppen stand Morgens sechs Uhr unter den Waffen, als plötzlich ein Soldat ausrief: »es lebe die Freiheit! Es leben die Belgier!« und dann zu seinem Offizier sagte: »ich gehe nach Haus.« Der Offizier wollte ihn in die Reihe zurückstoßen, der Soldat aber ergriff ihn und schleppte ihn in die Mitte des Platzes. In diesem Augenblick erscholl aus allen Reihen: »Es lebe die Freiheit!« und die Soldaten liefen mit Waffen und Gepäck auseinander, um nach Haus zurückzukehren. In weniger als einer Stunde befand sich die Stadt ohne Garnison und die Bürger von Mons waren Meister einer der Festungen ersten Ranges mit ungeheurem Material (500 Kanonen, Waffen und Munition im Überfluß.) Dreihundert Holländer wurden mit ihren Offizieren (worunter die General Duvivier und Howen) zu Gefangenen erklärt.

Die Stadt Ath wurde am 27. von den Belgiern ohne Widerstand in Besitz genommen; die belgischen Truppen gingen zu den Bürgern über, die holländischen Soldaten wurden entwaffnet und nach Hause entlassen. Am 28. Septbr. erhob sich die Bürgerschaft von Tournay gegen die Besatzung. Die Soldaten leisteten keinen Widerstand, sondern streckten die Waffen und übergaben die Stadt.

Am 1. Oktbr. erfolgte in Namur der Aufstand der Bürger gegen die Truppen. Etwa um neun Uhr Morgens zog ein Theil der Einwohner auf

den Marktplatz und forderte Waffen. Plötzlich gaben die Truppen Feuer auf sie und tödteten drei Menschen. Dieser Angriff erbitterte die Bevölkerung; die Sturmglocke wurde gezogen, und in weniger als einer halben Stunde waren zwei Posten entwaffnet. Die Bürger nahmen die Gewehre weg, die sie daselbst fanden, was ihre einzigen Waffen waren. Die Straßen wurden entpflastert und die Steine in den obern Theil der Häuser getragen. In allen Richtungen der Stadt knallte Kleingewehrfeuer. Die Einwohner, welche alle Ecken der Straßen besetzt hielten, leisteten tapferen Widerstand. Die Truppen zogen sich auf die Wälle zurück und feuerten von dort auf ihre Gegner. Hinter den Pallisaden hielten sie sich für sicher, aber die Bürger beschloßen, auf allen Punkten zugleich zu stürmen; es gelang ihnen nach dem hartnäckigsten Widerstande, alle Posten zu überwältigen. Das Gefecht begann um neun Uhr Morgens, und dauerte bis Abends sieben Uhr, und die Bürger, die am Morgen nur vierzig Flinten hatten, besaßen Abends zehn Kanonen und Haubitzen und eine Menge anderer in den Barracken zurückgelassener Waffen. Die Bürger hatten etliche dreißig bis vierzig Todte und eben so viel Verwundete. Der Verlust der Soldaten war viel bedeutender. Die Bürger machten sechszig Gefangene. Um sieben Uhr Abends räumte der holländische General van Geen durch Kapitulation die Stadt.

Am 26. Sept. theilte sich die allgemeine Bewegung auch den Einwohnern von Ostende mit. Das Volk zog, mit der brabantischen Fahne an der Spitze und geleitet von einem alten Marine-Offizier, Jean Bataille, nach dem Rathhausplatze, wo die Wache

sogleich entwaffnet wurde. Ein Theil der Truppen der Garnison rückte an, um diesen Posten wieder zu nehmen. Die Soldaten richteten ein Pelotonfeuer gegen die Bürger, von denen mehrere theils getödtet, theils schwer verwundet wurden. Dessen ungeachtet ward die dreifarbige Fahne auf dem Stadthause aufgepflanzt und wehte auf demselben bis gegen Abend, wo es der Garnison gelang, sie wieder abzunehmen. Den folgenden Tag war es ganz ruhig, so daß die von Brügge ausmarschirten Truppen ungestört in Ostende einrücken konnten, was gegen vier Uhr Nachmittags geschah. Am 28. begann die Bewegung aufs Neue; zugleich riß unter den belgischen Soldaten die Desertion ein, und nahm so überhand, daß man kein Mittel mehr fand, sie aufzuhalten. Die belgischen Soldaten legten ihre Waffen nieder und die Holländer fuhren auf zwei Dampfschiffen nach Vließingen ab.

Am 29. Septbr. wurden zu Gent die Truppen durch den Ruf: Es lebe die Freiheit! und durch mehrere Schüsse aufgeregt, und es entstand ein allgemeiner Aufstand. Sogleich wurden Barrikaden an den zwei Brücken errichtet; einige Übelgesinnte zeigten Neigung zum Plündern einer Fabrik. Die Bürgergarde vereinigte sich mit den Truppen, und die Barrikaden wurden nach heftigem Kampfe zerstört. Drei Husaren wurden verwundet und zwei Bürger getödtet. Am 30. waren die Zusammenrottungen zahlreicher und Abends 6 Uhr erließ die Stadtregenz eine Proklamation, nach welcher das Militär sich in die Citadelle zurückziehen und die Erhaltung der Ordnung der Bürgerwache überlassen sollte. Das Volk zeigte sich darüber zufrieden. Am 1. Oktober trug Jedermann brabantische Ko-

karden und die Fahne ward in dem Augenblicke, wo sich die Soldaten entfernten, aufgepflanzt. Um Mitternacht zogen die Truppen nach Antwerpen ab.

Es wäre nutzlos, noch mehrere Einzelnheiten anzuführen. Die Auftritte waren ungefähr überall dieselben. Ganz Belgien, mit Ausnahme einiger festen Plätze, welche durch ihre Besatzungen im Zaume gehalten wurden, schloß sich der Revolution an und erkannte die Gewalt der provisorischen Regierung. Wir schließen hier mit einem Schreiben, das aus Brüssel vom 7. Oktbr. datirt und an den National gerichtet ist, und das uns den damaligen Zustand Belgiens und seiner Hauptstadt am besten zu schildern scheint:

»Da bin ich denn seit drei Tagen hier, ohne es noch zu wagen, ein Urtheil weder über die Menschen noch über die Dinge zu fällen. Ich lebe inmitten eines beweglichen Räthsels, das kein Wort und tausend Worte hat, jeden Moment das Antlitz wechselnd, in dem Maaße, als neue Ereignisse eine bereits so verwickelte Lage noch mehr verwickeln. Der Feind steht noch immer acht Stunden von hier, d. h. diesseits Mecheln, und doch ist Brüssel ruhig. Zwanzigtausend belgische und französische Freiwillige treiben sich in dieser großen Stadt wirr durcheinander, ohne darin die geringste Unordnung zu veranlassen. Man beschäftigt sich nicht damit, diese aus dem Stegreif geschaffene Armee, deren Elemente so verschieden als möglich sind, zu organisiren. Es sind belgische Überläufer, die sich haufenweise anschließen; wallonische Freiwillige, ein energisches, heißblutiges Geschlecht, das mit der belgischen Hartnäckigkeit etwas von der französischen Lebhaftigkeit verbindet; Nationaloffiziere, die sich

beeifern, aus ihrem Patriotismus den bestmöglichen Theil zu ziehen, Trümmer unserer alten Garde, die man noch überall trifft, wo es eine schöne Sache zu vertheidigen giebt; endlich französische, besonders Pariser Freiwillige, meist ohne Waffen, an ihrer lärmenden Lebhaftigkeit und ihrer militärischen Haltung kenntlich — dies ist die sonderbare und belebte Mischung, welche die Straßen von Brüssel darbieten. Statt aber diesen Enthusiasmus, den die Freiheit benützen sollte, gegen den Feind zu kehren, läßt man ihn erkalten und auf sich selbst zurückfallen. Man ermüdet diese Miliz-Novizen mit unaufhörlichen Revüen, ohne sie an die militärischen Übungen zu gewöhnen. Die Offiziere, deren es fast so viele giebt, als Soldaten, erfüllen, wie bei uns, die Vorzimmer der bereits einmal geänderten provisorischen Excellenz, welche das Kriegsbüreau leitet. Die Organisation des Heeres, das dringendste und gebieterischste aller Bedürfnisse, welche auf dieser Regierung von acht Tagen lasten, rückt nicht vor und bleibt stationär, wie hier Alles, ausgenommen die Intrigue. Auch murrt man bereits und schreit, wie gewöhnlich, über Verrath. Diese lange, unerklärliche Unthätigkeit hatte Einige auf den Gedanken gebracht, die provisorische Regierung denke mit dem Prinzen von Oranien zu unterhandeln; ein Spaziergang zum Schaerbecker-Thore genügt, um diesen Gedanken zu vertreiben; wie dürfte ein Nassau in diese, von königl. Kartätschen zerrissenen Mauern zurückkehren! Aber wie diese träge Weichheit, diese endlosen Zögerungen erklären? Durch den Charakter des empörten Volkes. Die erste Brüsseler Revolution, dieser ganze Monat, mit leeren Unterhandlungen verloren, deren Nutz-

losigkeit Jedermann einsah, nur nicht die diskutirenden Partheien, diese Uneinigkeit in den Geistern; dieser Widerspruch in den Maaßregeln, der Feind von einem Theil derer, die er angriff, in die Stadt gerufen; dieser unerwartete Angriff, von einer noch rascheren und unerwarteteren Vertheidigung zurückgewiesen, alle diese Dinge, unerklärlich selbst für die, die sie ausführten, und die sich, ohne zu wissen, wie, am Tage der Gefahr als Helden fanden, ließen im Voraus die Ungewißheit ahnen, die man jezt erfährt. Daß der Sieg schwerer zu organisiren ist, als der Widerstand, erfuhr man hier, wie man es in Paris erfuhr. In einer Revolution benimmt man sich stets nach der vorausgesetzten Klugheit und Geschicklichkeit seiner Gegner, während man sehr häufig auf ihre Unklugheit und Ungeschicklichkeit rechnen könnte. Die Holländer und Belgier scheinen in diesem Augenblicke darum zu streiten, wer sich am meisten täuschen werde; es ist eine Sache der Arithmetik, der Sieg wird dem verbleiben, der am wenigsten Mißgriffe begeht.

Indeß so beinahe in allen Plätzen die Insurrektion die Oberhand bekam, zogen die Holländer eine immer größere Streitkraft nach Antwerpen, als ihrem Hauptquartiere, zusammen. Hieher eilten die Reste der Truppen, die von Brüssel mit heiler Haut davon gekommen waren; ausserdem wurde alles disponible holländische Militär, sogar einige Strafbataillone, die sonst nur zur Ergänzung der Truppen in Ostindien gebraucht werden, auf Wagen dorthin gebracht. Der Kampf schien hier eine ernstere Gestalt annehmen zu wollen. Nun gab auch der Prinz von Oranien wieder ein Lebenszeichen von sich, während man sich zu Brüssel mit einem Kon-

stitutions-Entwurfe für das unabhängige Belgien beschäftigte, erließ er, vom Könige mit der Verwaltung der treu gebliebenen südlichen Provinzen beauftragt, unterm 5. Okt. von Antwerpen aus eine Proklamation, worin er alle Forderungen der Belgier zugesteht, Vergessenheit alles Geschehenen und alle möglichen Verbesserungen, namentlich einen aus Belgiern bestehenden Staatsrath um sich zu versammeln, verspricht. „Belgier!" schließt er, „durch diese Mittel hoffen Wir mit euch dieses schöne Land zu retten, das Uns so theuer ist." Aber zugleich mit dieser Proklamation kam die offizielle Nachricht, daß Herr van Maanen, jedem Belgier ein Dorn im Auge, wiederum vom Könige zum niederländischen Justizminister ernannt worden sey. Gewiß eine augenscheinliche, neue Verkehrtheit, und eine eigenthümliche Lösung des gegebenen königlichen Versprechens, van Maanen dem Wunsche der Belgier gemäß durch einen populären Minister zu ersetzen! Wie kann ein System, das jeden Tag schwankt und schaukelt, bei einer Nation Zutrauen erwecken? Was mußten die Belgier von der im Namen des Königs gegebenen Proklamation des Kronprinzen halten? Wir glauben fest an die Loyalität, Biederkeit und den Freisinn des Königs Wilhelm von Holland, auch sind wir der Überzeugung, daß das Recht während der verflossenen 15 Jahre großentheils auf seiner Seite war, aber in der Revolution selbst ist er von schlimmen Berathern schlimm geleitet worden. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um endlich einzusehen, daß die belgische Sache nicht mehr blos Faktions-Sache war, daß die Faktions-Männer, die allerdings das Feuer zuerst entzündeten, endlich die ganze Nation auf ihre Seite gezogen hatten, und

daß sie dies nicht hätten bewirken können, wenn nicht im Volke selbst der Keim des Mißvergnügens über Nichtbeachtung gegründeter Beschwerden, das tiefe Gefühl nationaler Kränkung, als Zündstoff lange vorbereitet gelegen wäre. Wozu den Süden durch Drohungen, durch ein dem versprochenen entgegengesetztes Verfahren, in dem Augenblicke, wo man ihn der Dynastie erhalten wollte, auf's Höchste reizen? — wozu ein Volk auf's Äusserste treiben, dem der Fanatismus, der falsche und wahre Enthusiasmus der aufgeregten Massen, die Hoffnung auf den Beistand Frankreichs, die Unmöglichkeit der Rückkehr, die Verzweiflung und der Anblick der Unthätigkeit des Gegners an und für sich schon siegreiche Kräfte verlieh? Ein großer Vulkan war geöffnet; diesen wieder zu schließen, bedurfte es mehr als Hofintriguen und Arglist, es bedurfte Verstand und Weisheit, Kraft und Charakter; die Fürsten und die Völker, welche diese nicht haben, fallen dem Schicksal anheim. Ob aber diese Eigenschaften in Vereinigung oder auch nur Eine derselben die holländische Regierung in der belgischen Sache entwickelt habe, dieß ist eine Frage, die Jeder aus dem Gange der Begebenheiten sich leicht selbst wird beantworten können.

Der Eindruck der Proklamation des Prinzen von Oranien konnte daher auch nicht zweifelhaft seyn. Er sprach sich offen auf folgende Weise aus: »Der Prinz will Belgien retten; Belgien wird sich selbst retten. Er verspricht, die Fehler zu vergessen; wir haben uns keine Fehler vorzuwerfen. Die Fehler und Verbrechen sind auf Seite Hollands, auf

Seiten seiner Dynastie, die uns seit 15 Jahren unterdrückt und uns Freiheit versprochen hatte. Die Tage des Septembers haben das Urtheil gefällt; Niemand kann mehr von dieser Entscheidung zurückkommen. Versöhnende Äußerungen werden keine Täuschungen mehr hervorbringen; die Belgier erinnern sich der Proklamation von 1815, und des Betragens des Königs Wilhelm, das ihr 13 Jahre hindurch als Commentar gedient hat. Kein Vertrag mehr mit dem Hause Oranien!«

Vergebens sandte der Prinz einen Abgeordneten an die provisorische Regierung, um mit ihr in Unterhandlung zu treten; sie erklärte, daß nicht sie, sondern nur der nächste National-Congreß dazu Vollmacht habe. Vergebens rief er eine Berathungs-Kommission, aus lauter populären Belgiern bestehend, zusammen, welche die Versöhnungs-Masregeln vorschlagen sollte, die der Zustand von Belgien erheische. Die Namen Graf Celles, Collet von Bruckkehre, von Gerlache und anderer, die als Glieder dieser Commission genannt wurden, täuschten nicht.

Die Holländer liesen ihren Grimm in unmächtigen Spott- und Schmähreden aus gegen das aufgestandene siegreiche Belgien, in welchem sie die Kraft des National-Geistes, die sich neben der unreinen Motiven entwickelte, durchaus nicht anerkennen wollten, obgleich sie derselben allein unterlegen waren. In einer holländischen Zeitung erschien ein satyrischer Kommödienzettel: »Theater zu Abdera.« Die Truppe unter Direktion der Herren d'Hoogvorst und van de Weyer wird vor ihrer Abreise nach dem Toll- oder Zuchthause, zum Benefiz ihres Soufleurs, des Courier des Pays-bas, aufführen: »Brüssel in Aufruhr, oder der brabantische Affe«, Melodrama

von Tielemans und de Reve, Musik von Bartels, mit der dazu gehörigen Dekoration von Brand und Plünderung. Herr de Potter giebt den Affen.«

Aber die Gefahr nahte immer näher heran; man mußte in Holland auf kräftige Vertheidigungsmittel denken: der König erließ zu diesem Zwecke einen Aufruf zur allgemeinen Bewaffnung, welcher große Wirkung auf die holländische Jugend hervorbrachte. Von allen Seiten sammelten sich Freiwillige, um gegen den Süden zu Felde zu ziehen. Antwerpen füllte sich immer mehr an mit Staatsmännern, Offizieren und Soldaten.

Inzwischen schritt die Revolution weiter fort. Eine Festung gerieth nach der andern in die Hand der Bürger; auch Flandern, das lange ruhig blieb, pflanzte, von der Geistlichkeit geleitet, die brabantische Fahne auf; jeder Tag machte die Trennung unwiderruflicher, die auch wirklich am 29. September, an demselben Tage, wo an mehreren Orten belgisches Blut in Strömen floß, von den General-Staaten im Haag ausgesprochen worden war.

Während die provisorische Regierung in Ernennungen und Absetzungen (worunter auch die Juans van Halen) fortfuhr, und jedem Antrage des Prinzen von Oranien zu Unterhandlungen auswich, dachte dieser doch immer noch mehr durch Unterhandeln, als durch Kämpfen zu gewinnen. Die Genter Patrioten, an die er sich ebenfalls wandte, wiesen ihn an die provisorische Regierung zurück, welche ganz Belgien, das Großherzogthum Luxemburg mit eingeschlossen, anzuerkennen sich beeilt hätte. Der Prinz hätte noch immer seinen Sitz in Antwerpen, der einzigen Stadt Belgiens,

die ihm treu geblieben; jedoch herrschte auch hier kein guter Geist für das Haus Oranien, so daß, wenn nicht eine imposante Militär-Macht das Volk im Zaume gehalten hätte, auch dort der Aufstand längst ausgebrochen wäre. Des Abends nach 7 Uhr mußte immer ein Infanterie-Bataillon, zwei mit Kartätschen geladene Kanonen in seiner Mitte, die Kanoniere mit brennenden Lunten versehen, die Runde durch die ganze Stadt machen. Auch die Kriegsschiffe auf der Schelde waren stets schußfertig. Die zu Antwerpen und in der Umgegend versammelten Truppen betrugen mit Einschluß der Belgier ungefähr 15,000. Von den letztern desertirten übrigens zahlreiche Schaaren, da der General Nypels einen Aufruf an alle noch in den holländischen Reihen stehenden Belgier hatte ergehen lassen, »die Barbaren, die ihre Vaterstadt in Brand gesteckt, zu verlassen, und zu den Ihren zurückzukehren.« Nypels war nämlich von der provisorischen Regierung das Oberkommando der belgischen Truppen an der Stelle Juans van Halen übertragen worden; dieser unerschrockene Partheigänger, den die Gefahr zum General machte, hatte seinen hohen Posten, auf den ihn Glück und Tapferkeit erhoben, wieder verloren, weil er halb und halb im Sinne gehabt haben soll, gegen das Central-Comité die Rolle Bonaparte's gegen das Direktorium zu spielen. Sicher ist, daß das Comité ein Dekret in zwei Artikeln erließ: 1) General van Halen, Oberbefehlshaber des Heers, hat den Befehlen des Comité nicht gehorcht, er ist abgesetzt; 2) zur Belohnung der Dienste, die er dem Staate leistete, ist er zum General-Lieutenant ernannt, mit 10,000 Franken Gehalt, wovon 5000, wenn

er stirbt, auf seine Wittwe, eine Schwester Quiroga's, fallen.

Überhaupt herrschte in der ephemeren Regierung großes Schwanken und große Uneinigkeit; es fehlte ihr an dem rechten Manne, weil die Revolution und der Kampf zu kurz dauerte, um ihn hervortreten zu lassen. Die Wünsche in Betreff einer festen Regierung fingen auch schon an, sich zu äussern. Die Ansichten der Partheien fielen jedoch sehr verschieden aus. Die Flanderer schienen die Trennung, mit dem Prinzen von Oranien als König, zu wünschen, nur der protestantische Glaube des Prinzen schien ihnen ein Stein des Anstoßes, weil sie von der Geistlichkeit geleitet waren. Das südliche Brabant will eine unabhängige Regierung, wovon Brüssel der Mittelpunkt wäre. Hennegau und Lüttich hingegen möchten Frankreich angehören. Übrigens gleichen die Meinungen in den Städten nicht denen auf dem Lande: die letztern sind uneigennütziger. Brüssel war längst der Centralpunkt großer Intriguen; Potter und die Seinigen träumten von großen Thorheiten, die aber nicht von langer Dauer waren. Was der später zusammengetretene National-Kongreß über diese Fragen entschieden hat, werden wir weiter unten berichten.

Inzwischen brachte diese Verschiedenheit der Ansichten auch in die provisorische Regierung eine feindselige Spaltung. Die de Potter'sche Partei drang auf Republikanisirung Belgiens, eigentlich wohl in der verborgenen Hoffnung, auf diese Weise dasselbe früher oder später in französische Hände zu spielen. Als entschieden wird angeben, daß Potter bedeutende Summen aus Frankreich mitgebracht,

und

und daß eine gewisse Parthei in Frankreich selbst ihm, wenn er es in Belgien dahin brächte, Unterstützung, wenigstens Anerkennung des neuen Staats, zugesagt, soll er selbst mehr als einmal erklärt haben. Jedoch durch die entschieden friedliche Sprache des französischen Ministeriums in der Deputirten-Kammer, und durch die Erklärung des Herrn von Talleyrand in London, daß Frankreich sich nicht in die belgischen Angelegenheiten mischen werde, wurde diese Parthei sehr geschwächt, und hielt ihr Ansehen nur noch durch die Klubbs, die in diesem Geiste die Volksstimmung zu bearbeiten suchten. Dagegen gewann die andere konstitutionelle monarchische Parthei in der letzten Zeit immer mehr Gewicht. Der frühere Adel, so wie die reichen Grundbesitzer und Kaufleute, welche die drückende Advokaten- und Pöbel-Herrschaft schon lange verabscheuten, erklärte sich entschieden in diesem Sinne. Daß dabei an den Prinzen von Oranien gedacht wurde, ist ausgemacht, besonders seitdem er in eine (scheinbare oder wirkliche) Opposition mit seinem Vater gerathen war. Über den letzten Punkt cirkulirten seltsame Gerüchte.

Der Prinz that wirklich auffallende Schritte, um zu Titel und Macht im Süden zu gelangen. Man findet in mehreren Tragödien Helden, die nur zu gewissen Äußerungen eingelegt sind, der Handlung selbst aber fremd bleiben. Eine solche Rolle scheint in vielfacher Beziehung auch der Prinz von Oranien gespielt zu haben. In den ersten Tagen der Revolution herbei geeilt, wußte er nur zu sprechen, wenn man ihn drängte zu handeln, schnell bereit, einige unbedeutende Äußerungen eines aufgestutzten Liberalismus zu machen, wo man von ihm ein

klares und aufrichtiges Glaubensbekenntniß verlangte. Seitdem hatte er sich nach dem Haag zurückgezogen, und verschwand völlig von dem Schauplatze; jetzt aber erschien er auf einmal wieder, um seine Rolle da wieder aufzunehmen, wo er sie abgebrochen hatte, und seine Versprechungen fortzusetzen. Dennoch war er bei den Belgiern nicht ganz unpopulär. Sie waren weit entfernt, ihn mit seinem Vater und seinem Bruder in Einem gemeinschaftlichen Hasse zusammen zu stellen. Wenn er in ihren Augen auch Fehler begangen hatte, so lastete doch kein Verbrechen auf ihm. Es sprachen sich viele und gewichtige Stimmen für ihn aus, weil die provisorische Regierung, ihrer Aufgabe nicht gewachsen, von Tag zu Tag in der öffentlichen Meinung fiel, und die Meisten sich, nach besänftigten Leidenschaften, einen Zustand der Dinge herbeiwünschten, der ohne weitere Erschütterungen die Freiheiten sicherte und den Bedürfnissen abhülfe.

Unterm 16. Oktober erließ der Prinz von Antwerpen aus folgende Proklamation:

»Belgier! Seitdem ich mich durch meine Proklamation vom 3. d. an euch gewendet, habe ich mit Sorgfalt eure Stellung studirt; ich begreife sie, und erkenne euch als unabhängige Nation an. Das heißt euch sagen, daß selbst in den Provinzen, wo ich eine große Gewalt ausübe, ich mich in Nichts euern Bürgerrechten widersetzen werde. Wählet frei, und auf dieselbe Weise, wie eure Landsleute in den andern Provinzen, Deputirte zum Nationalkongresse, der sich vorbereitet, und geht dorthin, über die Interessen des Vaterlands zu verhandeln. Ich setze mich also in den Provinzen, welche ich verwalte, an die Spitze

der Bewegung, welche euch zu einem neuen und dauerhaften Zustande der Dinge führte, dessen Stärke die Nationalität ausmachen wird. Das ist die Sprache desjenigen, welcher sein Blut für die Unabhängigkeit eures Bodens vergoß, und der sich euern Anstrengungen beigesellen will, um eure öffentliche Nationalität herzustellen.«

Zu dieser Sprache hatte der Prinz, wie es schien, die Genehmigung seines Vaters, des Königs, der dieß in der Thronrede aussprach. Alle, Belgien betreffenden, Angelegenheiten sollten in Belgien ausgemacht werden, und dem Prinzen überlassen seyn. Seine Räthe sollten ein selbstständiges, von der nördlichen Administration gänzlich abgeschiedenes Ministerium bilden. So hatte also der Prinz ganz freie Hand. Seine letzte merkwürdige Proklamation machte großen Eindruck. Ducpetiaux selbst zweifelte nicht, daß der Prinz am 25. Oktober als König oder Großherzog von Belgien ausgerufen werden dürfte. Trotz dem, daß Potter und Vandeweyer täglich im Theater ihren Platz in der königlichen Loge nahmen, und bei ihrem Erscheinen und Wegbegeben vom Volke durch Händeklatschen begrüßt wurden, entging dieser Eindruck der Proklamation der Potter'schen Parthei nicht. Sie suchte sich darum durch eine neue Kraft zu heben. Zu Antwerpen wurde unter dem gemeinen Volke Geld ausgetheilt, um auch hier die Rebellion zum Ausbruche zu bringen. Die Verschwörung, die darauf zielte, wurde jedoch entdeckt.

Gegen die Proklamation des Prinzen erließ die provisorische Regierung eine Protestation, worin sie gegen die Behauptung, als ob der Prinz

noch irgend eine Gewalt über einige südliche Provinzen habe, protestirte, so wie gegen die, daß der Prinz an die Spitze der Bewegung sich stellen wolle, indem sie selbst, vom Volke dazu berufen, dieses Geschäft übernommen habe. Potter erklärte sich noch besonders scharf gegen den Prinzen, und bekannte sich als entschiedenen Demokraten und Republikaner. Nichts desto weniger war die Stimmung eines großen Theils der Belgier für den Prinzen und gegen die Potter'sche Parthei, die konstitutionell-monarchische gewann von Tag zu Tag an Stärke; dagegen war das Spiel, das der Prinz spielte, ein sehr gewagtes; und der Erfolg hat gezeigt, daß er nicht gut gerechnet hat. Aus der Proklamation ging hervor, daß er sich dem von der provisorischen Regierung ausgesprochenen Grundsatze der Wahl durch das Volk unterwerfe. Er hoffte also gewiß, daß er von dem Nationalkongreß zum belgischen König werde gewählt werden. Allein in so verworrenen Verhältnissen auf ein sicheres Resultat zu rechnen, wo ein paar Stimmen den Ausschlag geben, war doch zu viel. Zudem hätte er sich, nur durch das Recht der Volkswahl auf den Thron gerufen, den immer Größeres fordernden Partheien gegenüber ohne Gegengewicht, weder von Innen noch von Außen kaum halten können; weder der Beistand der Holländer noch der auswärtigen Mächte wäre ihm sicher gewesen. Nur ein kräftiger Charakter, mit allen Gaben des Herrschers ausgestattet, umgeben von weisen und angesehenen Räthen, und der aufrichtigen Zuneigung des Volks versichert, kann, auf den Thron gerufen, ein neues politisches Leben in Belgien wecken.

Übrigens, ungeachtet der König in der Thronrede selbst ausgesprochen hatte: »daß er seinem vielgeliebten Sohne die Sorge anvertraut, durch Überredungs-Mittel die im Aufstande begriffenen Provinzen zu gewinnen,« mußte er sich doch nicht gedacht haben, daß der Prinz so weit gehen werde, als er ging. Denn am 20. Oktober ließ er in den Generalstaaten eine Botschaft verlesen, worin er mit Befremden anmerkt, daß aus der Proklamation des Prinzen, wovon die Ursachen ihm eben so wenig bekannt seyen, als er die Folgen berechnen könne, hervorgehe, daß die grundgesetzliche Gewalt in den südlichen Provinzen gar nicht mehr anerkannt sey; der Süden solle deßhalb vorerst sich selbst überlassen bleiben, bis er, der König, mit Zurathziehung seiner Bundesgenossen weiteres beschlossen haben werde.

Am 19. Oktober erklärte der Prinz der provisorischen Regierung: nach seiner Proklamation vom 16. halte er dafür, daß die Belgier und er den nämlichen Zweck beabsichtigten, und mit den nämlichen Mitteln erreichen wollen. Er schlage darum ein Waffenstillstand vor, damit kein belgisches Blut mehr vergossen werde; er mache sich anheischig daß die vor Antwerpen stehenden Truppen keinen Angriff thun würden. Zugleich zeigte er an, daß er die auf den Pontons befindlichen Gefangenen freigegeben.

Die Regierung antwortete, daß, ehe noch über den Vorschlag beschlossen werden könne, zuvor nachgewiesen seyn müsse, 1) daß die feindlichen Truppen sämmtlich vom Prinzen allein abhängen; 2) daß der Prinz ihnen den Befehl ertheilt habe,

Antwerpen, Mästricht und Termonde zu räumen; 3) daß dieser Befehl baldigst befolgt werde.

Der Prinz ließ wirklich an die Truppen die Befehle zum Rückzug ergehen. Allein der General-Gouverneur zu Antwerpen, Chassé, verweigerte den Gehorsam, und zog mit seinen Soldaten nach dem Castell, um diese Veste auf das äußerste zu vertheidigen. Ja er soll auf dem Punkte gestanden seyn, den Kronprinzen zu verhaften. So wenig auch noch der Schleier gelüftet ist, der das Verhältniß zwischen dem Prinzen und seinem Vater bedeckt, so beweist dieser entschiedene Schritt des Generals, den er gewiß nicht ohne die höhere Autorisation that, daß der Prinz seine Instruktionen überschritten hat. Wirklich verhaftet aber wurde Juan van Halen von der provisorischen Regierung in Mons am 20. Oktober. Es ist schon früher bemerkt worden, daß die neu eingesetzten Regenten diesen General im Verdachte gehabt, als wolle er die Rolle Bonaparte's gegen sie spielen, und daß die Mitglieder der Regierung darum seine Schritte streng bewachen ließen. Nach seiner Abreise von Brügge fand daselbst Plünderung statt. Er begab sich nach Mons, und kam unterwegs durch Horun; kaum hatte er dieses Dorf verlassen, als die zahlreiche Klasse der Arbeiter daselbst aufstand, die Fabrik-Gebäude des Herrn Desgeorges angriffen, und diese prachtvolle Anstalt zerstörten, die alle Blicke auf der Straße zwischen Jemappes und Horun auf sich zog. Juan van Halen wurde beschuldigt, diese Unruhen und Unordnungen angestiftet zu haben. Man hörte Zeugen ab; einer seiner beiden Husaren sey an der Spitze der Plünderer von Jemappes gesehen

worden, welche den Pariser Eilwagen angehalten hätten. Einer seiner Adjutanten sey auf dem Wege nach Nivelles gewesen, um dort Plünderungen zu organisiren. Frau van Halen habe sich seit einigen Wochen incognito zu Mons aufgehalten. Auf alle mögliche Weise suchte man auf den muthigen Vertheidiger Brüssels Beschuldigungen und Anklagen zu häufen, ihn der Wuth und der Rache des Volkes Preis zu geben, und seiner los zu werden. Seine Niedergeschlagenheit selbst, ein natürlicher Eindruck des Undanks, wurde als Beweis seiner Schuld geltend gemacht. Man wollte ihn zum allgemeinen Opfer machen, das für alle Unordnungen und Ausschweifungen, die von den Belgiern an verschiedenen Orten verübt worden waren, büßen sollte. Außerdem ward er einer geheimen Verbindung mit der holländischen Regierung und dem Prinzen beschuldigt, und zum Hochverräther gestempelt. Fast wäre er diesen Intriguen unterlegen. Von seinem Gefängniß in Mons aus schrieb er seine Vertheidigung in den Courrier des Pays-bas, die er mit den Worten schloß: »Die Revolution kenne zwei Klassen von Menschen: die, welche sich ganz der Befreiung des Vaterlandes gewidmet, und ihre Fahnen unter den brennenden Lunten des Feinds aufgepflanzt hätten, wo seyen diese? der St. Michaelsplatz und die Lazarethwagen würden antworten. Die Andern, welche für ihre eigene Rechnung arbeiten, und die sich zur Zeit des Gefechts in den Kellern verkrochen hätten, wo sie am 25sten und 26sten Schutz gefunden, wo seyen diese gegenwärtig? Man befrage die Truppen und die Vorzimmer der Büreaux der Regierung. Was ihn anlange, so habe er unter Riegeln wie in Frei-

heit, nur einen Ehrgeiz, nämlich den Titel eines belgischen Bürgers zu erhalten, und in dem Vaterlande seiner Voreltern und seiner Kinder zu wohnen.«

Nach mehrmonatlichem Prozeß kam die völlige Unschuld des der Intrigue und dem Hasse geopferten Tapfern an den Tag, und er erhielt seine ehrenvolle Freilassung.

Indessen hatte der Prinz von Oranien seine Rolle in Belgien ausgespielt, und den niederländischen Boden verlassen. Er schiffte sich am 2. November in Rotterdam nach England ein. Vergebens hatte er auf seine Geburts-Ansprüche an die belgische Krone verzichtet vergebens sich aller seiner Vorrechte begeben und sich für einen gewöhnlichen belgischen Bürger erklärt, vergebens der Wahl der Nation überlassen, ob sie ihn zum Fürsten annehme oder nicht; er sah endlich daß seine Sache in Belgien verloren war, die von der überspannten Parthei gereizte Stimme des untern Volkes war gegen ihn. Ich gehe, sagte er beim Abschied von Rotterdam, um mit besseren Zeiten wiederzukehren. Die Rolle, die er spielte, liegt noch nicht ganz aufgedeckt. Jedenfalls war sie eine unglückliche; denn er hat die Verachtung der Holländer, die Mißbilligung seines Vaters, den Vorwurf der Charakterlosigkeit auf sich geladen, ohne im geringsten die Belgier für sich zu gewinnen. Er sey, heißt es, nach London gegangen das brittische Kabinet mit den wahren Ursachen, Triebfedern, Mitteln und Zwecken des belgischen Aufruhrs bekannt zu machen, und sowohl über die Art und Weise, wie den unglücklichen Provinzen des Südens der Friede wiedergegeben, als den treugebliebenen des Nordens erhalten werden könnte,

sich zu berathen. Die Katastrophe der reichsten Handelsstadt Belgiens gab ihm und der oranischen Parthei vollends den Todesstoß.

Am 27. Oktober Abends drängten sich die Einwohner Brüssels vor die Stadt nach den Anhöhen hin, von denen man am Horizonte eine ungeheure Brandröthe erblickte. Die Flammen des großen, blühenden Antwerpens schrieben mit weithin lesbarer Schrift die Schrecken des Bürgerkrieges an den Abendhimmel. Die Stadt hatte eine schreckliche Katastrophe ereilt. Am 24. Oktober waren die belgischen Freiwilligen bis in die Nähe der Stadt, nicht ohne bedeutenden Verlust vorgedrungen; die Holländer hatten sogar zu der List ihre Zuflucht genommen, einen Theil der Ihrigen in blaue Kittel zu verkleiden, und eine Menge derselben auf diese Weise ins Verderben gelockt. Aber die Masse drang unaufhaltsam vor. Am 25sten verließ der Prinz von Oranien Antwerpen. Die Gährung war ungeheuer und stieg mit jedem Augenblicke. Früh Morgens am 26sten zogen sich die holländischen Truppen in die Stadt zurück und gaben alle ihre Posten vor derselben auf. Bald darauf begann der Kampf zwischen ihnen und den Einwohnern, die, wie einige sagen, von belgischen Offizieren in Bürgertracht angeführt wurden. Man errichtete Barrikaden, schoß aus den Fenstern, bemächtigte sich verschiedener Militär-Posten, und gerieth besonders auf der Place de Mer hart aneinander. Bis in die Nacht dauerte der Kampf. Am nächsten Morgen suchten sich die Bürger der Thore zu bemächtigen. Die belgischen Freiwilligen drangen durch das sogenannte rothe Thor in die Stadt. Die Wache am Mechler Thor wurde endlich auch übermeistert. Die Holländer,

von allen Seiten in der Enge, kapitulirten. Nach der Verabredung sollten sie sich in die Citadelle zurückziehen, und außerhalb derselben nur noch am Arsenal ihre Posten behalten. Dieser Vertrag ist von den Belgiern zuerst verletzt worden; sie selbst geben zu, daß einige ihrer Leute gegen zwei Uhr Nachmittags auf die Holländer während ihres Rückzuges, und auf die Citadelle feuerten. Aber sie behaupten, diese Verletzung sey ohne den Willen der Offiziere, und nur von einigen betrunkenen Soldaten erfolgt; dies ist nicht wahrscheinlich, denn es gab unter den belgischen Anführern zu viele, welche unbekümmert um das Loos der reichen Stadt, um jeden Preis die Fortsetzung der Feindseligkeiten wünschten. Genug, Chassé sah diese That als eine Verletzung des Vertrags an, und alsbald wehte von der Citadelle die schwarze Fahne, und von ihr sowohl als von der Fregatte in der Schelde wurde nun die Stadt von vier Uhr bis gegen eilf Uhr Nachts mit Bomben, Haubizen und Brandraketen beschossen. Die Zerstörung war furchtbar; das Entrepot (Waarenlager) brannte ab. Ein Theil der Waaren war glücklicher Weise Tags zuvor aus demselben weggeschafft worden. Die Häuser und Waarenlager an der Schelde hin sanken fast alle in Schutt zusammen; Das Arsenal und ein Theil des Stadthauses wurde zerstört; der Thurm der Hauptkirche, ein edles Meisterwerk gothischer Kunst, litt stark von den Kugeln. Das hanseatische Haus dagegen blieb zum Glücke beinahe ganz verschont. Die fremden im Hafen liegenden Schiffe retteten sich durch Aufpflanzung ihrer Flaggen.

Darauf wurde zwischen der Stadt und dem General Chassé ein Waffenstillstand abgeschlossen,

bis dieser aus dem Haag neue Befehle erhalten haben würde. Auf die Stimmung der Belgier hatte dieses unglückliche Ereigniß die ganz natürliche Wirkung, daß die antioranische Parthei ihr Haupt um so höher erhob, wogegen die Freunde des Prinzen ganz verstummen mußten. Viele derselben wurden nun seine entschiedensten Gegner; seine Abreise nach London fanden sie im Widerspruche mit seiner Proklamation vom 16., wornach er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung zu stellen vorgab. Er mußte, so hieß es, wissen, welches Schicksal Antwerpen bevorstand. Er hätte dieses abwenden sollen, habe aber vielleicht selbst den Befehl dazu gegeben. Das Haus Nassau, auch in Holland um seine Existenz besorgt, wolle sich durch den Ruin Antwerpens dem Amsterdammer Handelsstande gefällig erzeigen, und die republikanische Parthei für sich gewinnen. Solche Vorwürfe, welche die öffentlichen Blätter in der heftigsten Sprache verbrachten, regten die Menge leidenschaftlich auf, und raubten dem Prinzen von Oranien vollends den letzten Schimmer von Hoffnung auf eine künftige Souveränität Belgiens.

Am 5. November wurde an die Einwohner von Antwerpen folgende Bekanntmachung erlassen: »Die Sachen bleiben fortwährend in statu quo. Der Wiederanfang von Feindseligkeiten wird von beiden Seiten drei Tage voraus angekündigt.«

Fast die Hälfte der Bewohner Antwerpens flüchtete sich. Auf den Straßen sah man nichts als Barrikaden, rauchende Trümmer, Flüchtlinge, und ausser wenigen ärmeren Bewohnern große Massen Brabanter, ihrem Äußern nach mehr Räubern, als Soldaten ähnlich; Manche blos mit einem Kittel,

zum Theil mit Tschakow und Säbel, die Mehrzahl mit Militär- oder Jagdflinten, zeigten sie sich als eine blutgierige Rotte, grausam und voll Haß und Verwünschungen gegen die Holländer. »Nach Holland! nach Holland!« rief Einer dem Andern zu. Dorthin sollte es, dort wollten sie alles niedermachen. 2000 Belgier erboten sich, ihr Leben daran zu setzen, um die unter der Vertheidigung Chassé's (von Napoleon »das Bajonett« und »mein Degen« genannt) uneinnehmbare Citadelle zu erobern. Aber Chassé, der durchaus mit Nichts zu schrecken war, drohte, bei dem ersten Vorfalle das Bombardement zu erneuern. Dann existirte kein Antwerpen mehr; verlassen von seinen Einwohnern, würde es ein Raub der Flammen geworden seyn. Der Verlust der Stadt durch den Brand war ohnedem schon ungeheuer. Über acht Millionen sind allein im Entrepot verbrannt. Die schöne Stadt ist auf lange ruinirt.

Während Antwerpen diesem furchtbaren Geschicke unterlag, trug die belgische Revolution auch an andern Orten ihre gräßlichen Früchte. Der Pöbel, den die Partheiführer zur Theilnahme aufriefen, um ihre Plane durchzusetzen, hatte, aller Bande ledig, seiner angebornen Wildheit freien Zügel schießen lassen, und übte die größten Gräuel aus. Man las im Courrier des Pays-bas vom 2. November folgenden Bericht, aus Löwen datirt: »Unsere Stadt befindet sich gegenwärtig in der traurigsten Lage, und schwerlich giebt es in diesem Augenblicke eine zweite in Belgien, welche unglücklicher und weniger geschützt wäre. Der unwissenste und boshafteste Pöbel hat hier die Oberhand, und man weiß, welcher Exzesse er fähig ist. Die Grausamkeiten, die man an dem holländischen Major Gaillard verübte, sind

schauderhaft; man geleitete ihn unter Faustschlägen und Kolbenstößen vom Kanal bis zum Markte; unterwegs wurden ihm die Augen ausgebrannt, und ihm mit brennenden Pechkränzen (es war Abend) die Hirnschaale eingeschlagen. Auf dem Markte angelangt, knüpften sie den Sterbenden an dem Freiheitsbaume auf, allein der Ast, woran er hing, brach, und der Leichnam fiel herab. Hierauf riß man ihm die Kleider vom Leibe, und schleppte ihn eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit blieb der Haufe stehen, sang die Brabanterhymne, und tanzte um sein Schlachtopfer. Die Urheber dieser furchtbaren Schandthat sind bekannt. Das provisorische Gouvernement hat versprochen, sie züchtigen zu lassen; allein der Schrecken, der hier herrscht, ist so groß, daß keine Gerichtsperson eine Untersuchung anzustellen wagt. Der Untersuchungsrichter Hennot hat seine Entlassung genommen. Am Sonnabende rückten 500 Mann Garnison hier ein, allein der Pöbel stürmte die Kaserne, jagte 150 dieser Soldaten fort, und ließ sich von den Andern das Versprechen geben, gegen das sogenannte Volk nichts zu unternehmen. Rousselt, der der Stadt Löwen so große Dienste geleistet, und dort einen bedeutenden Einfluß übte, ließ den Freiheitsbaum, der zum Galgen geworden, abhauen; allein der Pöbel pflanzte sogleich auf derselben Stelle einen neuen auf, verübte an Rousselts Wohnung Gewaltthätigkeiten und drohte, Jedem das Haus in Brand zu stecken, der dem Willen des Volkes ein Hinderniß in den Weg zu legen wagen würde.«

Dieser Brief enthielt lauter wahre Thatsachen; die Schwäche der provisorischen Regierung offenbarte

sich zu ihrer und Belgiens Schande darin, daß bis zur Stunde die Urheber der Schandthat noch nicht gestraft sind. Ähnliche Gräuel wurden in anderen Orten verübt; die aufgestandenen Arbeiter drangen in viele Fabriken, und zerstörten die Maschinen, wodurch die Industrie Belgiens, die schon durch die Unterbrechung der Geschäfte zahlreiche Kunden verlor, auf lange Zeit den frühern Schwung entbehren wird. Auf dem platten Lande fielen die Bauern über die Staatswälder her, und hieben zusammen, was sie vermochten, weil keine Obrigkeit mehr vorhanden war, die sie im Zaume halten konnte.

Unter diesen furchtbaren Wehen der belgischen Freiheit giengen die Wahlen zum Kongresse, der schon im Oktober angekündigt worden war, vor sich. Die provisorische Regierung hatte, um ihre freisinnigen Grundsätze in einem auffallenden Beispiele an den Tag zu legen, und ihre sinkende Popularität zu heben, ein, den großen Haufen sehr begünstigendes Wahlgesetz erlassen. Von dieser Maßregel hoffte Potter, der durch seinen Einfluß auf die übrigen Mitglieder die größte Macht in der provisorischen Regierung besaß, die Erfüllung seiner geheimen Absichten. Er hatte längst auf die verschiedenste Weise, in öffentlichen Reden, so wie in den Blättern, sein republikanisches Glaubens-Bekenntniß abgelegt und erwartete voll Zuversicht, daß das Volk, um dessen Gunst er sich seit Jahren so emsig abgemüht hatte, in diesem Sinne wählen würde. Aber der Erfolg fiel anders aus; die gemäßigte Parthei, die um der Ordnung willen und aus Furcht vor längerer Fortdauer der Anarchie keine Republick wollte, so wie die Geistlichkeit, die jezt ihr Interesse offen von dem der Liberalen trennte, trug den Sieg

davon. Während alle andern Mitglieder der provisorischen Regierung in den Kongreß gewählt wurden, erhielt er, der hitzige Wortführer der Republick, keine einzige Stimme. Die große Frage über die Art der künftigen Regierungsform war also zum Voraus entschieden. Zugleich sah Jedermann, daß die Eintracht zwischen Potter und seinen Genossen nicht mehr fortbestehen könne. Denn der Ehrgeiz des eiteln Mannes, der durch diese Hintansetzung so bitter beleidigt war, konnte sich unmöglich mehr mit seinen bevorzugten Kollegen vertragen.

Der Kongreß wurde am 10. Nov. Morgens eilf Uhr eröffnet. Eine ungeheure Menschenmenge war vor dem Nationalpalaste, wo der Kongreß sich vereinte, versammelt. Eine Abtheilung Husaren, die Bürgergarde und die Truppen der Garnison stellten sich längs der Straßen auf, um die Ordnung zu erhalten, für deren Störung man nicht wenig besorgt war, weil sehr beunruhigende Gerüchte, ohne Zweifel von Feindlichgesinnten, in der Stadt circulirten. In dem Saale selbst, wo früher die niederländischen Generalstaaten, wenn die Reihe an Brüssel kam, sich versammelten, waren die Zeichen des Hauses Oranien verschwunden, an deren Stelle der belgische Löwe, die Freiheitsmütze auf einer Lanze tragend, getreten. Herr Gendebien, ein Greis von achtzig Jahren und vormaliges Mitglied der Generalstaaten, war Alters-Präsident. Er begann die Sitzung damit, daß er der Versammlung die Frage vorlegte, ob sie eine Deputation an die provisorische Regierung absenden wolle, oder nicht. Sogleich erklärten einige Mitglieder, daß sich der Nationalkongreß durch diesen Schritt herabwürdigen

würde, da er über der Regierung stehe. Dennoch wurde durch Stimmenmehrheit beschlossen, zwei Mitglieder als Deputirte fortzuschicken. Dieser kleine Streit war von Wichtigkeit; er bewies, daß unter manchen Mitgliedern des Kongresses eine feindselige Stimmung gegen die provisorischen Regenten herrsche; welche Abneigung besonders gegen Herrn Potter gerichtet war, wie der Erfolg zeigen wird. Indessen traten die Herren von der provisorischen Regierung, begleitet von Generalen und hohen Beamten, in den Saal, und wurden mit lautem Jubel empfangen. Der Präsident verkündigte, daß Herr v. Potter die Eröffnungsrede vortragen werde. Tiefe Stille trat ein, und Potter verlas folgende Rede, die wir wegen ihrer Wichtigkeit, und weil sie die Grundsätze und Beweggründe der belgischen Revolution in einem kurzen Überblick zusammendrängt, unsern Lesern nicht vorenthalen wollen.«

»Im Namen des belgischen Volks eröffnet die provisorische Regierung die Versammlung der Repräsentanten der Nation. Diese Repräsentanten haben von der Nation den erhabenen Auftrag, das Gebäude der neuen gesellschaftlichen Ordnung, die für Belgien der Anfang und die Bürgschaft eines dauerhaften Glückes seyn wird, auf umfassenden und unerschütterlichen Grundlagen der Freiheit zu errichten. Sie wissen, meine Herren, daß, zur Zeit unserer Vereinigung mit Holland, Notablen, die von oben herab bezeichnet waren, ein Grundgesetz vorgelegt wurde, nicht, um es zu prüfen, zu erörtern, abzuändern, kurz, nicht um es anzunehmen und zur Bedingung des Vertrags zwischen dem Volk und dem Staatsoberhaupte zu machen, sondern nur, um sich ihm entweder blind zu unterwerfen, oder es

ganz

ganz zu verwerfen. Es wurde verworfen, wie man es von der guten Gesinnung und der Rechtlichkeit der Belgier erwarten mußte. Allein, durch eine beispiellose Verdrehung wurde es für angenommen erklärt; und eine von Holland auferlegte Konstitution lastete auf unserm Vaterlande. Wäre wenigstens dieses Grundgesetz in allen seinen Bestimmungen gehörig vollzogen worden, vielleicht hätte es mit der Zeit und durch die Fortschritte, welche die ministerielle Willkühr uns täglich auf der Bahn der konstitutionellen Opposition zu machen nöthigte, die Hoffnung der belgischen Freiheit werden können. Doch es blieb weit davon! Verletzung der Gewissensfreiheit; Beschränkung des Unterrichts; Verurtheilung der Presse, blos als Werkzeug der Gewalt zu dienen, oder zu schweigen; willkührliche Anwendung von Beschlüssen, anstatt des im Gesellschaftsvertrage aufgestellten Gesetzsystems; Nichtanerkennung des Rechts der Bittschriften; Vermischung aller Gewalten zur ausschließlichen Ausübung einer einzigen; despotische Anordnung einer privilegirten Sprache; Absetzungen der Richter, die zu Handlangern der Gewalt herabgewürdigt waren; vollständiger Mangel jeder Bürgschaft für die Öffentlichkeit und für die Geschwornengerichte; eine ungeheuere Schuld und ungeheuere Ausgaben, die einzige Mitgift, die uns Holland bei unserer beklagenswerthen Vereinigung zugebracht hat; Steuern, nicht allein durch ihre Größe, sondern mehr noch durch die Art ihrer Vertheilung erdrückend, alle unpopulär, alle, zum Verderben der ärmeren Klassen; Gesetze, immer nur von Holländern für Holland allein, und stets gegen Belgien, das in den alten Generalstaaten so ungleich vertreten war, votirt; Errich-

tung des Sitzes aller großen Staatsverwaltungen und aller wichtigen Etablissements in diesem nämlichen Holland; abscheuliche Verschleuderung der zur Begünstigung des Gewerbfleißes ausdrücklich bestimmten Summen, endlich die empörendste Partheilichkeit bei Vertheilung der Civil- und Militärstellen von Seite einer Regierung, in deren Augen der Name Belgier ein Grund zur Zurücksetzung war; mit Einem Worte, die Behandlung des gesammten Belgiens wie einer Kolonie: dieß Alles meine Herren, machte eine Revolution nothwendig, unvermeidlich, und beschleunigte ihren Ausbruch. So gerechte, so gegründete Beschwerden mußten aber auch den Erfolg derselben sichern. Wir standen gegen den Despotismus auf, unsere Rechte wieder zu erlangen; wir wurden von der Tyrannei als Rebellen behandelt. Unsere eingeäscherten Städte, die unmenschlichsten Grausamkeiten, sogar an Greisen und Frauen ausgeübt, alle Gesetze der Menschlichkeit, alles Kriegsrecht mit Füßen getreten, zeugen noch heute von der Wuth unserer Feinde, und berechtigen uns, den Sieg des Volks zu segnen, der unsern Boden von ihnen gereinigt hat. Unabhängigkeit war die Frucht dieses Sieges. Durch uns hat das Volk dieß ausgesprochen. Als Dolmetscher seiner Wünsche hat die provisorische Regierung Sie, meine Herren, die Sie von der belgischen Nation erwählt sind, berufen, diese Unabhängigkeit zu regeln und für immer zu befestigen. Bevor Sie jedoch zu Erfüllung dieser Bestimmung zusammentreten konnten, war ein Mittelpunkt der Wirksamkeit erforderlich, um für die ersten, für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu sorgen. Eine provisorische Regierung hat sich gebildet, und in Er-

mangelung aller Gewalten diese einstweilen ersetzt. Die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns irgend einer Regierung rechtfertigte das Auftreten derselben; die Zustimmung des Volks diente ihr als bestätigende Vollmacht. Alles mußte gethan, Alles geschaffen werden. Die innere Verwaltung, die richterliche Gewalt, die Finanzen, die Armee und diese Bürgergarde, in welcher die neuen Reiche von jetzt an ihre Stütze finden werden, waren neu zu organisiren. Sie, meine Herren, und die Nation mögen urtheilen, ob es uns, bei den geringen Mitteln, die uns zu Gebote standen, gelungen ist, für Belgien eine Zukunft von Macht und Wohlstand vorzubereiten. Sie, meine Herren, kennen unsre Akte, und die Nation hat sie, wie wir zu hoffen wagen, ratifizirt. Die verfügte Abschaffung der verhaßten Schlachtsteuer, die den Kriminalproceduren wiedergegebene gänzliche Öffentlichkeit, das Versprechen der Wiedereinführung der Geschwornengerichte und die den vor den Assisenhöfen Angeklagten zugesicherten neuen Bürgschaften, die Beseitigung der entehrenden Strafe der Stockstreiche, die angeordneten Wahlen der Bürgermeister und der Regenzen durch das Volk, und die direkte Wahl der Deputirten zum National-Kongresse, sodann die Errichtung von General-Direktionen der Polizei, die Befreiung der dramatischen Kunst von den bisherigen Fesseln, die Abschaffung der Lotterie, die für die Rechnungen und Budgets der Gemeinden verfügte Öffentlichkeit, endlich die, der Presse, dem Unterricht, allen Gesellschaften jeder Art, allen Meinungen und allen Religionskulten ertheilte volkommene Freiheit, die sie von

jetzt an gegen alle Furcht vor Verfolgung, gegen alle Gefahren besondern Schutzes sichern wird: dieß, meine Herren, sind hauptsächlich die Rechtsansprüche, mit denen die provisorische Regierung vor der Nation und deren Repräsentanten erscheint. Verbindungen mit ausländischen Mächten glaubten wir unter den Umständen, worin die Nation und wir selbst uns befanden, nicht anknüpfen zu müssen. Wir wußten übrigens, dieß können wir Ihnen bestimmt versichern, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig ließ, daß der Grundsatz der Nichteinmischung in Bezug auf uns strenge würde gehandhabt werden. Wir glaubten daher, daß das freie Belgien seine Unabhängigkeit durch seine eigenen Kräfte gründen müßte, stets bereit, diese gegen Jeden zu wenden, der diesem heiligen Gesetze Fesseln anlegen wollte. Seitdem wir diesen Entschluß gefaßt hatten, erhielten wir von fünf großen Mächten neue und officielle Mittheilungen, welche Ihnen am heutigen feyerlichen Tage bekannt machen zu können wir uns glücklich schätzen. Diese Mittheilungen bestätigen durchaus die oben gegebenen Versicherungen, und lassen uns mit der bevorstehenden Einstellung der Feindseligkeiten die Räumung des ganzen belgischen Gebiets, ohne irgend eine Bedingung hoffen. Meine Herren, Sie werden unser Werk vollenden und dauerhaft machen. Gründen Sie das Gebäude unserer zukünftigen Wohlfahrt auf die Grundsätze der Freiheit Aller, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, und des genauesten Staatshaushaltes. Dem Volke möge gestattet werden, aus unserer Revolution Nutzen zu ziehen; die Ämter des Staats, nach dessen wahren Bedürfnissen verringert; der Gehalt der öffentlichen Angestellten auf solche Art herabge-

setzt, daß er nur eine gerechte Entschädigung der Zeit und der Talente ist, welche diese dem Vaterlande widmen; endlich die Unterdrückung der unnöthigen Ämter, und jener zahlreichen Pensionen, welche nur zu oft der Knechtschaft zugetheilt worden, werden Sie in Stand setzen, das Werk unserer Nationalwiedergeburt zu vollenden. Und wir, meine Herren, in welcher Stellung wir uns befinden mögen, wir werden mit allen unsern Wünschen, mit allen unsern Mitteln, mit allen unsern Kräften dieses patriotische Werk unterstützen, zu glücklich, nach seinem völligen Gelingen, uns in die Reihen jenes Volks zu mischen, welches zugleich gesiegt und die Wohlthaten des Siegs gesichert haben wird. Im Namen des belgischen Volks ist der Nationalkongreß eröffnet. (Unterz.) de Potter; Graf F. v. Merode; Aler. Gendebien; Ch. Rogier; Baron E. d'Hoogvorst; Jolly; L. A. Vandeweyer; F. de Coppin.«

Lauter Beifall empfing den Redner und seine Kollegen, als er geendet hatte. Aber dieß war auch der letzte Triumph des Vorkämpfers der belgischen Revolution. Herr Potter besaß fünf Tage darauf keine öffentliche Gewalt mehr. Hiemit verhielt es sich so. In der ersten Sitzung des Kongresses kam außer der angeführten Rede nichts Merkwürdigeres vor. Ebenso in der zweiten, nur daß beschossen wurde, eine Antworts-Adresse auf jene Eröffnungs-Rede zu erlassen. Allein in der dritten Sitzung erhoben sich eine Menge Stimmen, nicht sowohl gegen den am vorhergehenden Tage gefaßten Beschluß selbst, als gegen die Grundsätze, von denen er ausgegangen war. Mehrere Mitglieder erklärten, die provisorische Regierung sey eine

Gewalt der Nothwendigkeit gewesen, dieselbe habe seit dem Zusammentritte des Kongresses rechtlich aufgehört zu existiren; Adressen erlasse man nur an höhere oder gleichgestellte Gewalten; da nun das Verhältniß zwischen der National-Versammlung und der provisorischen Regierung gerade das umgekehrte sey, so würde jener Schritt unnöthig und widersinnig seyn. Es kam zur Abstimmung. Drei und siebenzig Stimmen waren gegen die Adresse, und vier und neunzig, also blos eine Majorität von ein und zwanzig, für dieselbe. Dieses Resultat war um so auffallender, weil sich die ganze Versammlung erst am vorhergehenden Tage fast einstimmig für die Antwort entschieden hatte. Mancher mochte, nur aus Schaam, um den gestern gefaßten Beschluß nicht heute zu vernichten, fest geblieben seyn. Die provisorische Regierung sah auch ihre kümmerliche Existenz ein. In derselben Sitzung am 12. November, gegen 5 Uhr Abends, als man sich schon zum Aufbruch anschickte, ward eine sehr wichtige Mittheilung angekündigt. Diese Nachricht erregte allgemeine Spannung und Neugier. Nach einer halben Stunde erscheint Karl Rogier als Tags-Präsident der provisorischen Regierung, und macht Folgendes bekannt: »Die provisorische Regierung übergibt, nachdem ihr die Einsetzung des National-Kongresses kund geworden, diesem gesetzlichen und rechtmäßigen Organe des belgischen Volkes die provisorische Gewalt, die sie seit dem 24. September 1830 im Interesse und mit Zustimmung des Landes ausgeübt hat. Sie legt auf dem Bureau des Präsidenten die Akten und Beschlüsse nieder, zu deren Ergreifung sie die Nothwendigkeit der Umstände bestimmte. Gegeben zu Brüssel, den

12. November 1830. Unterzeichnet: Felix v. Merode, Karl Rogier, Alexander Gendebien, Jolli, Fr. v. Coppin, J. Vanderlinden.« Es fehlte nur ein einziger Name, nemlich der Potter's. Er hatte es also nicht für gut gefunden, auf seine Gewalt mit den andern freiwillig zu verzichten. Dessen ungeachtet nahm der Kongreß diesen Akt der Selbstverläugnung mit großem Beifall auf, und zur Belohnung wurden die unterschriebenen Mitglieder aufgefordert, ihre Gewalt, die für Belgien so wohlthätig gewesen sey, wieder anzunehmen. Demnach gehörte nun Potter faktisch nicht mehr zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung. Aber es kam schon am folgenden Tage zur weitern Erklärung. In der sechsten Sitzung vom 15. November wurden nemlich zwei Briefe, der eine von d'Hoogvorst, der andere von Potter, vorgelegt; der erstere erklärte, es sey nur seiner Abwesenheit zuzuschreiben, daß er die Erklärung, wodurch die Mitglieder der provisorischen Regierung dem National-Kongresse ihre Entlassung eingegeben, nicht unterzeichnet habe, und er stimme derselben vollkommen bei. Das Schreiben Potter's lautet folgendermaaßen: „Meine Herren! Bei den Unterschriften der Akte, wodurch meine ehemaligen Kollegen Ihnen gestern ihre Entlassung als Mitglieder der provisorischen Regierung eingereicht haben, finden Sie meinen Namen nicht. Die Gründe davon werden Sie aus dem anliegenden Schreiben an die Herren v. Merode, Rogier, v. Hoogvorst, Gendebien, Jolly u. s. w. ersehen, das ich als Mitglied der provisorischen Regierung an dieselben gerichtet habe, und wodurch ich mich von der Regierung zurück-

ziehe. Dieses Schreiben glaubte ich auch Ihnen mittheilen zu müssen. Ehe ich schließe, erlaube ich mir, Ihnen mein Erstaunen auszudrücken über Ihren so raschen Entschluß in Betreff der Entlassung, welche einige Mitglieder der provisorischen Regierung im Namen der gesammten Körperschaft eingaben, ohne daß dieselbe von allen unterzeichnet war. Diese nahmen Sie an, ohne auch nur im Geringsten eine Erklärung über die Gründe zu fordern, welche die Abwesenden oder Nichtunterzeichneten bestimmten, ihre Namen nicht zu unterzeichnen. Genehmigen Sie, meine Herren, meine aufrichtigen Wünsche für den schnellen und vollständigen Erfolg Ihrer wichtigen Arbeiten, d. h. für das Wohl und Glück unseres Vaterlandes, und die Versicherung meiner tiefen Hochachtung.« Der beigefügte Brief Potter's soll seinen Austritt rechtfertigen. Er sagt darin, die provisorische Regierung sey unabhängig vom Kongreß, und stehe über ihm. Wenn sie früher schon heilsam gewesen sey, um die öffentliche Ruhe zu erhalten und die Freiheit zu sichern, so sey sie jetzt unumgänglich nothwendig, sie habe nemlich den erhabenen Beruf, den Kongreß selbst zu leiten, ihn vor Mißbrauch seiner eigenen Gewalt zu bewahren, denn leicht könnte sich eine Parthei in demselben bilden, welche das Wohl des Landes gefährden würde. Nur weil der National-Versammlung in Frankreich kein solches Gegengewicht zur Seite gestanden, habe die Revolution ihre verderbliche Wendung genommen u. s. w. Dieser neue Cato meinte also, daß nur dann, wenn die Gewalt, wie seit zwei Monaten, in seinen Händen bleibe, das Vaterland gerettet werden könne. Die Wahrheit aber ist, daß

er sich durch Beherrschung des Kongresses als Haupt der provisorischen Regierung zu einer Art von Diktatur emporschwingen wollte, zu welchem Amte er napoleonische Fähigkeiten zu besitzen sich zugetraute. Aber die Weigerung seiner Kollegen, ihn ferner zu unterstützen, hat diesen hohen Planen den Todesstoß gegeben.

Mit unverhohlner Schadenfreude vernahmen die zahlreichen Feinde und Beneider dieses eitlen Mannes das Ende seiner kurzen Gewalt. Aber auch der ruhige Beobachter kann sich nur darüber freuen, weil seine Entfernung von den Geschäften das ohnedem schon unglückliche Belgien wenigstens gegen den unseligen Plan, republikanische Träumereien in das Leben zu rufen, sicherte. Und in dieser Beziehung macht seine Entlassung in der belgischen Revolution Epoche.

Seitdem sind in der kurzen Zeit vom 15. — 25. November noch drei wichtige Beschlüsse von dem Nationalkongreß gefaßt worden, nämlich die Unabhängigkeitserklärung, die Annahme einer repräsentativen Regierungsform (nur 13 Stimmen erklärten sich für die Republik, 174 dagegen. Armer Potter, wie schlimm hattest du gerechnet!), und endlich drittens die Ausschließung des Hauses Oranien, welche nach den ausdrücklichen Worten des Beschlusses für immer dauern sollte, und also dem Prinzen von Oranien den letzen Schimmer von Hoffnung raubte. Endlich wurden noch die Verhältnisse gegen Holland provisorisch durch einen Waffenstillstand geregelt, der am 21. November in Brüssel angekündigt worden ist. Die Bedingungen waren: die Truppen sollten gegenseitig die Stellung behalten, welche sie gestern, den 20. November, um Mitternacht inne hatten.

Die Blokade der Häfen und Flüsse hört auf, und die Freiheit der Schifffahrt ist provisorisch wieder hergestellt.

Dieser Vertrag ist das Werk der auswärtigen Verhandlungen, die zu London gepflogen wurden. Holland hätte sich sonst vielleicht nicht so schnell zu der Demüthigung verstanden, die Belgier in einem öffentlichen Akt als eine politische Macht anzuerkennen.

Wir wollen jezt auch die auswärtigen Verhältnisse in der Kürze berühren.

Würde die Revolution in Belgien statt am 24. August am 24. Juni, also 2 Monate früher, ausgebrochen seyn, so wäre die große Frage, die seit einiger Zeit alle hohen Kabinette beschäftigt und den Herren Staatsmännern schon so viel Sorge gemacht hat, viel einfacher gewesen. Karl X. hätte in diesem Falle als Wortführer der französischen Nation, seinen Unwillen über die ruchlose Meuterei der belgischen Aufrührer ausgesprochen. Wellington, so wie Metternich und das rüssische Kabinet, hätten dieses erhabene Urtheil bestätigt, und das preußische Heer würde den Auftrag erhalten haben, die Revolution zu ersticken. Wer möchte zweifeln, daß dies damals gelungen seyn würde! Potter mit seinen übrigen, theils verbannten, theils noch im Lande befindlichen Genossen durfte dann nicht gegen den Stachel lecken. Denn die letzten würde man in Belgien festgenommen und wegen des ersten ähnliche Befehle an die betreffende Schweizer-Regierung geschickt haben in deren Gebiete sich damals der große Held Belgiens befand.

Aber die Ereignisse vom 25. Juli änderten Alles. Durch diesen merkwürdigen Umschwung sind außer der unermeßlichen moralischen Macht, welche die neue französische Revolution schuf oder in einem Brennpunkte vereinigte, eine Million Bajonette in die Waagschale der Völker getreten, welche ihren bürgerlichen Zustand zu verbessern beabsichtigten, und mit dem status quo nicht mehr zufrieden sind. Andererseits ist kein Zweifel, daß die Belgier, wenn jene großen Dinge in Paris nicht vorgingen, ruhig geblieben seyn würden. Nur das Versprechen von Seiten der französischen Liberalen, ihre Anstrengungen zu unterstützen, gab ihnen den Muth, das Äußerste zu wagen. Und jene Parthei hat auch theilweise Wort gehalten. Es bestand in Paris eine eigene Kommission, welche die Belgier mit Rathschlägen, mit Geld, durch Bearbeitung der öffentlichen Stimmung in Frankreich, und endlich selbst durch Mannschaft unterstützte. Denn Hunderte von alten französischen Soldaten und andern überspannten jungen Leuten zogen, von Paris aus mit Geld und Waffen versehen, den Freiheitsmännern in Belgien zu Hülfe; sie wurden aber auch bald durch ihren übertriebenen und oft anmaßenden Diensteifer zur Last. Aber anders dachte über die Brüsseler Angelegenheit der mächtigste Theil der französischen Nation, d. h. die große Masse der Wähler und Begüterten, welche lieber die neu errungene Freiheit befestigt, als durch einen allgemeinen europäischen Brand, den die belgischen Unruhen so leicht nach sich ziehen konnten, Alles auf's Spiel gesetzt sehen wollten. Die belgische Sache ist bei dem denkenden Theile der Franzosen so wenig als in andern Ländern populär; und nur in dem Falle wird die Nation sie

bereitwillig unterstützen, wenn die fremden Mächt
sich einen Eingriff im Sinne des berühmten Stabi
litäts-Systems erlauben sollten. Noch entschiedene
ist die Ansicht der französischen Regierung über diese
Punkt. Denn wiewohl dieselbe aus der Revolution
vom 25. Juli hervorgegangen ist, und einzig und
allein dem Wunsche und der Kraft des Volks ihr
Existenz verdankt, so ist dennoch nichts gewisser
als daß das neue Oberhaupt des französischen Staats
so wie die Mehrheit seiner Minister, die belgischen
Unruhen nur mit Widerwillen sah. König Ludwig
Philipp I., man darf es mit Zuversicht aussprechen,
der in der kurzen Zeit seiner Regierung, durch die drei-
fache Tugend der Weisheit, Festigkeit und Mäßigung,
die allgemeine Hochachtung aller ehrlichen Leute in
der Welt errungen hat, steht in einem Alter, wo
die Menschen lieber sichern Besitz als Veränderun-
gen wünschen, die, wenn sie auch die Aussicht auf
einen schwindelnden Glanz gewähren, doch immer
von zahllosen Gefahren für die Könige selbst, so
wie für die Völker, umringt sind. Er hat die Re-
volution von 1789 mit allen ihren Gräueln, ihren
Siegen, ihren getäuschten Hoffnungen durchlebt,
und kann unmöglich einen Zustand herbeiwünschen,
der, wenn auch nicht die Wirklichkeit, doch die
Möglichkeit ähnlicher Wechselfälle herbeiführen könnte.
Aber seine Stellung als König der Franzosen zwingt
ihn, in der belgischen Revolution das Prinzip, das
ihn auf den Thron erhoben, nicht beleidigen zu
lassen. Man muß dieselbe unter zwei Gesichtspunk-
ten betrachten: Als Billigung des Verfahrens, das
die belgischen Insurgenten vom Anfang an beobach-
teten. Zweitens als eine Gelegenheit, welche die
Mitglieder der heiligen Allianz bewegen konnte,

ieſelben Grundſätze, die ſeit fünfzehn Jahren be-
annt und ausgeübt, auch auf Belgien anzuwenden.
Zu Verſuchen lezterer Art kann Ludwig Philipp I.,
abgeſehen von der beſondern Stellung, in welchen
hn ſeine Erhebung auf den franzöſiſchen Thron
verſetzt, als Mann und als Sohn des neunzehnten
Jahrhunderts, nimmermehr ſeine Einſtimmung geben.
Dagegen geht aus einer Menge von Thatſachen
hervor, daß er eben ſo wenig das Betragen der
belgiſchen Häupter, ſo wie die Beweggründe,
welche dieſe heilloſen Unruhen verurſachten. bil-
ligt. Und in dieſer Beziehung haben ſich die
Belgier gewaltig getäuſcht; denn ſie hatten nicht
blos Schutz gegen mögliche Angriffe von auſſen,
ſondern vollſtändiges Mitgefühl für ihre Klagen
und Plane erwartet.

Viel entſchiedener gegen Belgien iſt die Stim-
mung der engliſchen Regierung und der hohen Kon-
trahenten der heiligen Allianz, Rußlands, Öſter-
reichs, Preuſſens. Leztere Macht ſah ſich durch die
Brüſſeler Revolution unmittelbar bedroht. Die
preuſſiſchen Rheinprovinzen ſind ungefähr auf die-
ſelbe Weiſe der Monarchie Friedrichs einverleibt
worden, wie Belgien dem holländiſchen Reiche, d.
h. man hat bei dieſem Akte weder auf den Willen
und die Wünſche, noch auf die Intereſſen ihrer Be-
wohner die geringſte Rückſicht genommen. Denn
dieſe wären, wie Jedermann weiß, im Jahre 1814
viel lieber bei Frankreich geblieben. Aber die hohe
Machtvollkommenheit der Könige und der Wiener
Kongreß hat anders verfügt. — Bald haben ſich
aber auch Spuren von demſelben Geiſte, der in dem
benachbarten Belgien, oder vielleicht beſſer in Paris
am 25. Juli wehte, in den Gränzſtädten dieſer Pro-

vinzen gezeigt. In Aachen, in Trier brachen Unruhen aus. Die Gewalthaber in Berlin müssen durch diese Vorgänge in größere Bestürzung versezt worden seyn, als die Staatszeitung zugestehen wollte. Denn gewaltige Truppenmassen wurden in Bewegung gesezt, die niederländische Gränze mit einem starken Kordon umzogen, und die preussischen Blätter kündigten vor wenigen Wochen an, daß diese Rüstungen dem Staat, freilich ohne daß die Steuern erhöht worden wären, und aus alten Ersparnissen bereits fünf Millionen Thaler gekostet haben. Diese Behauptungen stimmen allerdings schlecht zu jener stolzen Ruhe und jenem Selbstgefühl, alles gethan zu haben, was die Zeit fordert, das man von Berlin aus affektirte. Aber man ist seit langer Zeit gewöhnt, die politische Presse in Preussen, deren Freiheit in der ganzen Welt bekannt ist, in Fällen, wo die öffentliche Eitelkeit und das Prenssenthum einen Triumph feiern kann, in einige Widersprüche mit sich selbst gerathen zu sehen.

Österreich blieb bis jezt ruhig, freilich ohne daß man den politischen Grundsätzen des Wiener Ministeriums eine geheime Billigung der Brüsseler Revolution Schuld geben könnte, denn so boshaft ist noch Niemand gewesen; sondern weil sein Gebiet nicht zunächst bedroht war. Dagegen kamen sehr beunruhigende Nachrichten aus Rußland; 200,000 Mann stellten sich unweit der Westgränzen auf, und von Berlin aus wurde behauptet, daß der russische Kaiser diese Streitmassen zur Verfügung seines Schwiegervaters, des Königs von Preussen, gestellt habe. Nikolaus I. hat vielleicht auch stärkere Gründe, als irgend eine andere europäische Großmacht, die niederländischen Unruhen mißfällig auf-

zunehmen. Sein Bruder Alexander hatte im Jahr 1814 mit König Wilhelm I. einen Vertrag geschlossen, dem ein geheimer Artikel folgenden Inhaltes beigegeben war: der besagte König Wilhelm I. verpflichte sich, die Zinsen der Schuld, welche der russische Hof im Jahre 1813 in England kontrahirt hatte, zu bezahlen, so lange Belgien mit den Niederlanden vereinigt bleibe. Folglich hatte Nikolaus die stärksten Gründe, sich der vorgeschlagenen Trennung aus allen Kräften zu widersetzen. Zu diesem mächtigen Geldinterresse kam auch der Abscheu, mit dem ihn die revolutionäre Parthei in Rußland gleich bei seinem Regierungsantritt erfüllt hatte. Er sah in den Belgiern nur Genossen und Verbündete derselben Empörer, die gegen ihn im Jahre 1826 den Dolch erhoben, und sein ganzes Haus an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Und auf diesem Standpunkte war es natürlich, daß er sich berufen glaubte, als der mächtigste Monarch auf dem Kontinente die gemeinsame Sache aller seiner Brüder auf den übrigen Thronen gegenüber von den Revolutionären in Brüssel zu vertreten.

Aber auch England stand, so lange Wellington am Ruder blieb, entschieden auf der Seite der Könige. Talleyrand, der, wie unsere Leser wissen, bald nach der Pariser Revolution als französischer Gesandter nach England geschickt worden war, vermochte über den stolzen Herzog nur so viel, daß er einen militärischen Eingriff hinausgeschoben und wo möglich vermieden wissen, keineswegs aber die Belgier sich selbst überlassen und noch weniger ihre Forderungen unbedingt befriedigen wollte. Seine Ansicht wurde klar durch die Thronrede, mit welcher König Wilhelm IV. am 2. November das eng-

lische Parlament eröffnete. Dieselbe lautet in Beziehung auf die niederländischen Angelegenheiten wörtlich also: »Mit tiefem Bedauern sah ich den Stand der Angelegenheiten in den Niederlanden. Ich beklage, daß die aufgeklärte Verwaltung des Königs seine Besitzungen nicht vor Empörung bewahren konnte, und daß die weise und verständige Maaßregel, die Wünsche und Beschwerden seines Volks den Berathungen einer ausserordentlichen Versammlung der Generalstaaten zu unterwerfen, zu keinem befriedigenden Resultate führte. Ich trachte, im Vereine mit meinen Verbündeten, solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe zu finden, welche mit der Wohlfahrt und guten Verwaltung der Niederlande und mit der künftigen Sicherheit der andern europäischen Staaten immer vereinbar seyn mögen.«

Wenn man erwägt, wie gemäßigt die diplomatische Sprache in solchen öffentlichen Akten seyn muß, so kann man diese Rede nicht anders als sehr drohend finden, wofür sie auch überall aufgenommen wurde.

Die Sache der Belgier stand demnach im Monat November in Betreff der auswärtigen Verhältnisse sehr mißlich. Die öffentliche Stimmung durch ganz Europa war ihnen abgeneigt, preussische Truppen standen hart an ihren Grenzen, im fernen Norden zieht Rußland eine ungeheuere Macht von Streitern zusammen. Österreich bekämpft sie im Kabinette, Wellington hat sie in der Thronrede vor aller Welt zu Empörern erklären lassen; die französische Regierung selbst ihnen abhold, und von der Nation dürfen sie nur in dem äussersten Falle, wenn sie nämlich durch fremde Mächte mit Gewalt der Waf-

fen

fen unterjocht werden sollten, Hülfe erwarten. So standen vor vier Monaten die Sachen. Die Belgier fühlten das Mißliche ihrer Lage wohl. Sie suchten auf diplomatischen Wegen zu helfen. Gendebien, Mitglied der provisorischen Regierung, wurde nach Paris geschickt, um die französische Regierung zu bearbeiten, und den König selbst im äussersten Falle durch Anerbietung der belgischen Krone für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zu gewinnen. Vandeweyer mußte nach London gehen, um dort die belgische Sache zu vertreten.

Der König von England hat in der Thronrede von Verhandlungen wegen der niederländischen Angelegenheit gesprochen. Diese fanden wirklich in Gemeinschaft mit dem russischen, preussischen, österreichischen und niederländischen Gesandten statt. Und auch Tallayrand blieb diesen Vorgängen nicht fremd, ob er gleich nicht persönlich Theil nahm. Das Resultat derselben, so wie die lezten Anstrengungen, die der Prinz von Oranien für seine Hoffnungen machte, kann am besten beurtheilt werden aus dem Berichte, den Vandeweyer dem Nationalkongresse in Brüssel erstattete. Er gab nach seiner Rückkehr auf folgende Weise Rechenschaft von seiner Sendung:

»Bei meiner Ankunft in England ward mir in Dover die englische Thronrede mitgetheilt. Ihre feindliche Sprache bestimmte mich, während zwei oder dreimal 24 Stunden keine Schritte zu thun, bis sich die Meinung des Publikums und des Parlaments darüber ausgesprochen haben würden. In dieser Erwartung kam ich mit mehreren der ausgezeichnetsten Mitglieder der Opposition zusammen; ich erzählte

ihnen Alles, was sich seit unsrer ruhmvollen Revolution in Belgien zugetragen, denn die Thatsachen waren auf die seltsamste Weise entstellt worden.

Unterdeß zögerte die öffentliche Meinung nicht, sich zu unsern Gunsten zu äußern, und drei Tage nach meiner Ankunft führte mich ein Mitglied des Unterhauses, das sich mit Energie gegen die Thronrede erhoben hatte, Herr Hobhouse, bei Lord Aberdeen ein. Nachdem ich Sr. Herrlichkeit genau die Lage der Dinge dargestellt, legte ich ihm geradezu die Frage vor: hat England den definitiven Beschluß in Betreff unserer Angelegenheit gefaßt, sich nicht einzumischen? Er erwiederte: England sey entschlossen, den Verträgen, die den Frieden und die Stabilität von Europa verbürgten, Achtung zu verschaffen, und es würde thun, was ihm seine Interessen und seine Ehre geböten. Ich sagte hierauf: die Erklärung, daß man die Verträge und die sogenannte Stabilität von Europa aufrecht halten wolle, sey so gut als eine Kriegserklärung; und gemäß den Instruktionen, die ich erhalten habe, fügte ich bei, die Belgier seyen entschlossen, jede Einmischung, sie sey diplomatisch oder mit gewaffneter Hand, zurückzuweisen; unsere Unabhängigkeit sey nicht mehr zu erringen, sie sey errungen; es handle sich jezt nur um ihre Erhaltung, und sie würden sich, wenn sie an ihrer Sache verzweifelten, eher einer fremden Macht in die Arme werfen, als eine Einmischung dulden. Der Lord erwiederte mir, daß die großen Mächte in Übereinstimmung mit Frankreich handelten, und sprach mir in dieser Beziehung von der Sendung des Hrn. Gendebien (nach Paris). Ich glaubte es nun dem belgischen Volke schuldig zu seyn, mit jener Freimüthigkeit zu

verfahren, die der unterscheidende Zug seines Nationalcharakters ist; ich theilte ihm die geheimen Instruktionen mit, die ich von meinen Kollegen erhalten hatte, indem ich ihn auf Ehre versicherte, daß die des Hrn. Gendebien durchaus die nämlichen wären. Er sagte, die provisorische Regierung sey mit sich selbst im Widerspruch, indem sie die Krone dem Herzog von Nemours anbiete. Ich läugnete bestimmt diese Thatsache, indem ich erklärte, der Nationalkongreß sey in der Absicht zusammen berufen worden, Belgien eine Konstitution zu geben; die provisorische Regierung würde aber, wenn sie dem Herzog von Nemours die Krone angeboten hätte, die Frage über die Form unserer künftigen Regierung im Voraus abgemacht haben, worüber nur dem Kongresse die Entscheidung zustehe. Ich fügte indessen bei, es sey der Klugheit angemessen gewesen, für alle Hypotheken zu sorgen, daher Hr. Gendebien allerdings beauftragt ward, die Meinung des französischen Kabinets kennen zu lernen, um, falls die monarchische Form für unsere künftige Regierung bestimmt würde, zu wissen, ob Frankreich den Antrag annehmen würde, einen französischen Prinzen auf den belgischen Thron zu erheben; aber dieser Antrag sey noch sehr verschieden von dem wirklichen Anerbieten der Krone Belgiens an irgend einen Prinzen. Ich verhehlte nicht, daß das Rettungsmittel, uns nöthigenfalls Frankreich in die Hände zu werfen, sich uns wie ein Glücksbrett im Sturme dargeboten hätte. Ich zog mich hierauf zurück; unsre Unterredung hatte drei Stunden gedauert. Meine Mission war beendigt, und ich suchte keine Zusammenkunft mit irgend einem andern Mitgliede des englischen Kabinets. Einer

meiner Landsleute kam zu mir und sagte, der Prinz von Oranien, der seit mehreren Tagen in London war, habe den Wunsch geäußert, mich zu sprechen. Ich erwiederte, daß ich als Mitglied der provisorischen Regierung in keiner Art von Verhältniß mit dem Prinzen stehen könne, noch wolle; daß ich aber als Bürger eines Landes, worüber seine Familie geherrscht, mich gern zu ihm begeben wolle, um mit ihm zu sprechen. Ich begab mich am andern Morgen zum Prinzen, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich sagte ihm offen und gerade heraus, wie man in Belgien über ihn urtheile. Er suchte sein Betragen zu Antwerpen und seit seiner Abreise aus dieser Stadt zu rechtfertigen. Ich setzte ihm dagegen den gerechten Argwohn auseinander, den seine Reise nach dem Haag veranlaßt habe. Auf die Frage, ob Wahrscheinlichkeit dafür da sey, daß er die Regierung über Belgien erhalten werde, erwiederte ich dem Prinzen, daß, nach meiner persönlichen Meinung, er und alle Glieder seiner Familie auf immer jede Hoffnung verloren hätten, irgend eine Gewalt in unserem Lande zu erhalten, und daß ich glaube, es wäre für ihn der Klugheit nicht gemäß, den Fuß auf unseren Boden zu setzen. Diese Antwort, die ich ihm meiner Pflicht gemäß geben mußte, schien einen schmerzlichen Eindruck auf ihn zu machen. Auf die Frage, ob meine Unterredung mit ihm werde öffentlich bekannt gemacht werden, sagte ich ihm, daß ich als belgischer Abgeordneter dem englischen Publikum nichts mittheilen könne, daß aber in Belgien meine Pflicht es gebieten könnte, meinen Mitbürgern nichts zu verhehlen; ich setzte hinzu, wenn ich mich über die mit ihm gehabte Konferenz erklären müsse,

so werde diese Erklärung einfach dahin ausfallen, daß die Lage, worin der Prinz sich befinde, mir es zur Pflicht des Zartgefühls gemacht habe, die Konferenz nicht auszuschlagen. Der Prinz sprach noch weitläuftig über sein Benehmen zu Antwerpen, über die offiziellen Anträge, die er seinem Vater gemacht, und wir trennten uns. Dieß war die einzige Konferenz, die ich mit hatte. Ich that keine weiteren Schritte beim englischen Ministerium; ich hielt es der Würde der provisorischen Regierung und der Nation zuwider, mich um Audienzen zu bemühen; aber die nämliche Person, die der Vermittler zwischen mir und dem Prinzen von Oranien gewesen war, meldete mir, daß der Herzog von Wellington über die belgischen Angelegenheiten mit mir zu sprechen wünsche. Ich schrieb an den Minister, und er antwortete in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, daß er mich am folgenden Tage erwarte. Der Herzog von Wellington sprach sich bestimmter über den Grundsatz der Nichteinmischung aus, als Lord Aberdeen; es waren, seit ich letztern gesprochen, fünf Tage vergangen, und die Diskussionen im Parlament hatten statt gefunden. Der Herzog erklärte mir auf sein Ehrenwort: daß England nicht die Absicht habe, sich in unsere innern Angelegenheiten zu mischen, daß die englische Regierung keinen Einfluß auf die Wahl der Regierungsform Belgiens ausüben wolle, jedoch hoffe, daß diese Form so eingerichtet werde, daß sie die Sicherheit des übrigen Europa's nicht gefährde. »Was Frankreich betrifft,« sagte er, »so sehen Sie selbst ein, daß England und alle übrigen Mächte sich Ihrer Vereinigung mit demselben widersetzen werden.«

Diese Antwort galt meiner Äußerung, daß wir im Falle einer Dazwischenkunft unsere Vereinigung mit Frankreich als letztes Mittel der Rettung betrachten würden. »Weit entfernt, ein Rettungsmittel zu seyn,« sagte der Herzog, »würde dieses das Signal zu einem europäischen Kriege werden.« Der Herzog sprach zu mir von den Ernennungen zum Kongreß, gab mehreren Wahlen seinen Beifall, die ihm jenen Charakter von Besonnenheit auszusprechen schienen, von der er wünsche, daß sie bei den Erörterungen der Nationalversammlung vorwalten möchte. In Folge dieser Konferenzen hatte ich die Gewißheit erlangt, daß es nicht die Absicht der großen Mächte sey, sich einzumischen. Da indeß diese Gewißheit durch öffentliche Erklärungen noch größer werden mußte, als durch Zusicherungen in geheimen Konferenzen, so drang ich bei Hrn. Hobhouse auf die Nothwendigkeit, das englische Kabinet zu zwingen, im Angesichte des Volks und vor ganz Europa die mir gemachte Erklärung zu wiederholen, und am 19. wird Hr. Hobhouse seinen Antrag vorbringen. Die Erklärungen, die ich so eben gemacht, werden, wie ich hoffe, die Folge haben, die Gemüther zu beruhigen. Ich füge hinzu, daß ich die lebhafteste Theilnahme für unsere schöne Sache bei den ausgezeichnetsten Mitgliedern der englischen Opposition gefunden habe, und ich kann der Versammlung die Versicherung geben, daß dieselbe warme Vertreter im Schooße des Parlaments finden wird. So schloß sich meine Mission. Ich verabschiedete mich bei den Lords Wellington und Aberdeen, und beeilte mich, zu Ihnen zurückzukehren.«

Dieser Bericht van de Weyers ist nicht ganz richtig, wie unsere Leser selbst gefühlt haben werden. Er deutet nämlich die Worte Wellingtons milder, als es in der Absicht des Premier-Ministers lag. Dieser sagte nämlich, er werde keine fremde gewaffnete Einmischung in die belgische Angelegenheit dulden (nämlich offenbar so lange eine günstige Entscheidung im Sinne der Mächte sich auf irgend einem andern Wege erwarten ließe), aber er hoffe, die Belgier würden selbst der Vernunft Gehör geben. Diese Hoffnung, von einem Minister ausgesprochen, der über die größte Marine der Welt gebietet, und für den ersten Feldherrn Europa's gilt, ist so viel als einen Befehl. Vandeweyer durfte sich also mit Recht keines sehr günstigen Erfolgs seiner Sendung rühmen, und die Belgier hatten zum Jubel eben keinen gegründeten Anlaß.

Aber seitdem sind in schneller Aufeinanderfolge zwei für die Belgier höchst wichtige Ereignisse eingetreten, nämlich der Sturz Wellingtons und seiner Grundsätze, welcher England auf die französische Seite gebracht hat, und die polnische Revolution, welche in den letzten Tagen des Novembers ausgebrochen, die russischen Streitkräfte vielleicht für immer auf den Norden beschränken wird. Nichts konnte dem Könige von Holland unwillkommener, den Belgiern dagegen angenehmer seyn, als dieses letztere Ereigniß. Die nächste Gefahr ist dadurch von ihnen abgewandt; die Diplomatie hat einen wichtigern Punkt, auf den sie ihre Thätigkeit richten muß.

Aber ungeachtet das Glück auf diese Weise den Aufstand vom 24. August auffallend begünstigt hat, glauben wir das Gefühl aller unserer Leser auszu-

sprechen, wenn wir behaupten, daß die belgische Revolution in eben dem Maße Widerwillen unter den denkenden Europäern erregt hat, als sich die französische eines ungetheilten Beifalls erfreute. Nicht einen einzigen Lichtpunkt bietet diese Masse von Begebenheiten dar, und man darf sagen, daß die beiden Theile, die holländische Regierung, so wie die aufgestandenen Belgier, nur Fehler oder gar Verbrechen begingen.

Zwar König Wilhelm I. hat in den dreizehn früheren Jahren seiner Regierung die Hochachtung der Gutgesinnten erworben, und wir haben es schon mehr als einmal wiederholt, daß im Anfange das Recht auf seiner Seite war. Die Beschwerden seiner belgischen Unterthanen mögen einem guten Theile nach gegründet gewesen seyn, aber man darf nicht vergessen, daß Wilhelm wegen seiner besondern Lage, in die ihn die gewaltsame Einverleibung Belgiens mit seinem Reiche setzte, alle jene Wünsche, ohne seine eigene Vernichtung zu unterschreiben, nicht einmal erfüllen konnte, und daß die andern, denen er vielleicht ohne Gefahr entgegen kommen mochte, auf eine Art vorgetragen wurden, welche die königliche Milde mit Gewalt zurückstieß. Napoleon sagt in den Memoiren aus St. Helena in Beziehung auf den Anfang der französischen Revolution: »Wäre ich statt Ludwigs XVI. damals König gewesen, so hätte ich mit der einen Hand gerechte Forderungen bewilligt, mit der andern die Schwärmer und unruhigen Köpfe niedergeschlagen.« Diese Regel hätte vielleicht auch Wilhelm befolgen sollen, aber man kann es keinem Menschen zum Vorwurf machen, daß er kein Napoleon ist. Eben so gewiß ist es, daß er durch Anstellung sol-

cher Leute, wie Potter, van de Weyer, Staſſart und Genoſſen, die nur Ehrgeiz, nicht Vaterlandsliebe, trieb, den Sturm beſchworen haben würde; aber es gehört mehr als gewöhnliche Selbſtverläugnung dazu, erbitterten und noch mehr boshaften Feinden die Hand zur Verſöhnung zu bieten, und ohnedem konnte man es billiger Weiſe nicht von ihm fordern, daß er den furchtbaren Umſchwung der Dinge in Frankreich, welcher erſt jenen Leuten ein ein politiſches Gewicht verlieh, vorausſehen ſollte. Alles dies kann, wie geſagt, in den Augen des partheiloſen Beobachters kein Vorwurf gegen König Wilhelm, den Oranier, ſeyn. Wohl aber drei andere Punkte, die wie jetzt bezeichnen wollen. Keine Revolution bietet ein ſolches ſcheußliches Bild der Verderbniß unter den öffentlichen Beamten dar, wie die Belgiſche! König Ludwig XVI. hatte eine Menge treuer Diener, die ſeine Sache bis zum letzten Blutstropfen verfochten. Karl X. fand zwar wenig oder gar keinen Vertheidiger, aber dieſer Umſtand iſt nicht dem Mangel an Treue bei den öffentlichen Beamten, ſondern ſeiner eigenen Wortbrüchigkeit zuzuſchreiben, die alle Bande des Gehorſams von Seite der Unterthanen gelößt hat. Nicht ſo verhält es ſich mit Wilhelm: dieſer König hatte keinen Treubruch auf ſich geladen; er hat unendlich viel für die Wohlfahrt ſeines Landes gethan, und wenn er auch Fehler begangen haben mochte, ſo waren dieſe leicht und verzeihlich. Dennoch iſt er auf eine beiſpielloſe Weiſe verrathen worden. Eine Reihe von Feſtungen, welche zum Theil der erſte Ingenieur des 17. Jahrhunderts, Vauban, gebaut hat, und deren Eroberung in frühern Kriegen Ströme Bluts und jahre-

lange Belagerungen kostete, sind in wenigen Tagen von einer Handvoll belgischer Blankittel genommen worden. Hieran war beinahe einzig und allein die Treulosigkeit oder Unfähigkeit der Kommandanten und der übrigen öffentlichen Beamten Schuld. Denn mochte sich auch die Bürgerschaft in den festen Städten auf die Seite der Belgier schlagen, so war damit noch Nichts verloren. Das Beispiel Chassé's in Antwerpen hat gezeigt, was ein braver Befehlshaber vermag. Die Allgemeinheit dieser Vorgänge, von denen nur der oben genannte General eine rühmliche Ausnahme macht, zeugt laut für die Verderbniß und Schlechtigkeit derer, welchen die öffentliche Gewalt anvertaut war, und dies ist, wir wiederholen es noch einmal, der stärkste Vorwurf gegen den König. Man mag noch so laut über Verrath jammern und klagen, wie dies der Haager Korrespondent der allgemeinen Zeitung thut, diese Klagen sind thöricht, denn ein schlechter Mensch ist und bleibt schlecht, mag er, wie Don Miguel in Portugal, auf dem Throne sitzen, oder ein Regiment kommandiren, oder Recht sprechen, und der Vorwurf fällt billiger Weise auf den zurück, der dem verächtlichen Werkzeuge die Gewalt anvertraut hat. Ähnliches mag auch guten Regierungen in einzelnen Fällen wegen der Unsicherheit menschlicher Urtheile über den sittlichen Werth der Menschen widerfahren, aber wenn dieser Fehler allgemein und fast eine Regel wird, wie wir dies in Belgien sehen, so kann man es nur noch aus einem tiefen Krebsschaden im ganzen Systeme der Regierung erklären, mit anderen Worten: dies kann nur da geschehen, wo die Regierung völlig zur Parthei geworden ist. Denn nur in diesem Falle sehen die

Gewalthaber nicht mehr auf den innern Werth der Menschen, sondern folgen blindlings ihrem Zorn, welche Leidenschaft der höchsten Staats-Gewalt ganz unwürdig ist, und schenken ihr Vertrauen nicht den rechtlichen und geraden Leuten, sondern denjenigen, die am besten zu schmeicheln wissen, und mit Worten und Thaten am bereitwilligsten auf die Vorurtheile der Regierung eingehen.

Der zweite Vorwurf trifft den König wegen seines unentschiedenen Betragens. Denn um der früheren Vorgänge im Verlaufe der Revolution gar nicht zu gedenken, hatte er kaum den Waffenstillstand unterschrieben, als er ihn durch eine ähnliche Deutung, wie bei der freien Rheinschifffahrt, wieder verlezte, und belgischen, wie fremden Schiffen den Durchgang durch die Schelde verweigerte.

Leid thut es uns, daß wir auch noch den dritten Punkt berühren müssen; aber die Wahrheit fordert es gebieterisch. Im Monat November schrieb König Wilhelm ein Anlehen von 20 Millionen aus, zu dessen Deckung er die reichen patriotischen Kaufleute aufforderte, deren Wohlstand schon durch das beispiellose Sinken der niederländischen Papiere zur Hälfte herabgesunken oder gar zu Nichts geworden war. Die Umstände waren freilich gebieterisch, und es mußte nothwendig Geld geschafft werden. In dieser Hinsicht ist gegen das Verlangen des Königs Nichts einzuwenden. Aber daß er selbst nicht in die übervolle Börse langen wollte, während alle Welt weiß, daß er zu den reichsten Fürsten Europa's gehört, daß er seine eigene Krone nur durch fremdes Geld retten will, ohne eigene Aufopferung dies ist unbegreiflich. Wie? Ein Fürst sollte nicht

in das Staatsschiff, das furchtbar von den empörten Wogen umgetrieben wird, und stündlich umzustürzen droht, aus seinen eigenen Schätzen einigen goldenen Ballast werfen, um es zu retten? Zwar hat er seither England die Goldstangen kommen lassen, die er oder sein Vater aufgespart, aber dieser saure Entschluß war eine Frucht der Noth, weil Niemand zu Hülfe kommen wollte, und kann ihm gegen jenen Vorwurf nicht zur Rechtfertigung dienen.

Noch düsterer ist die Rückseite dieses Gemäldes, der Zustand Belgiens. Man darf es kühn sagen, der Wohlstand der gesammten Niederlande ist auf lange Zeit, vielleicht auf immer, ruinirt. König Wilhelm hat für das materielle Glück seiner Unterthanen sehr viel gethan. Der Handel und die Industrie waren vor der Revolution im blühendsten Zustande, der Staatskredit geregelt, und die Abgaben, obgleich sehr hoch, wurden wegen der großen und immer wachsenden Hülfsmittel des Landes ohne Schwierigkeit bezahlt. Dieser Flor war großentheils ein Werk der Regierung, denn der König glaubte, daß das Land ruhig und ihm hold bleibe, wenn er für den Wohlstand der Bürger Sorge trage. Und nur weil er sich bewußt war, dies redlich gethan zu haben, verachtete er jene Schreier, was sein Unglück wurde. Aber jezt ist es mit diesem Flor aus. Die sonst so blühenden Tuchgewerbe, die Gerbereien, die Waffen-Fabriken, die Leinwand-Bereiter haben nichts zu thun, und werden, weil sie durch die Unterbrechung der Geschäfte ihre Kunden verloren, und in der Zwischenzeit von andern überflügelt worden sind, lange zu thun haben, bis sie sich wieder erholen. Andererseits ist kein Zweifel daß Holland ein Staatsbanquerott unabwendbar bevorsteht, denn die öffent-

liche Schuld, die vorher schon ungeheuer groß war, ist durch die Revolution noch vermehrt worden, und kann unmöglich mehr getragen werden. Nun ist aber dieser Staat hauptsächlich seinen eigenen Bürgern schuldig, folglich sind diese ruinirt. Die Papiere, die sie in Händen haben, stehen auf dem Punkte, zu wirklichem Papier zu werden, und möchten bald nur noch dazu gut seyn, um die langen Pfeifen anzuzünden.

Dies ist aber noch nicht Alles. Es sind in Betreff der Zukunft Belgiens drei Fälle möglich. Entweder wird dieses kleine Land ein eigener Staat, oder kommt es an Frankreich, oder kehrt es nothgedrungen wieder unter oranische Herrschaft zurück. Im ersten Falle muß es einen eigenen König eine eigene Regierung ernähren, die, so schmal sie auch bezahlt werden mag, gewiß mehr kosten wird, als die Hälfte, welche sie an Holland steuerten. Andere Völker, die nur ein kleines Ganzes bilden, wünschen in unseren Zeiten allgemein, Anschließung an größere Massen, und die Belgier werden also in diesem Falle das Gegentheil von dem errungen haben, was alle andere Nationen mit großer Anstrengung erstreben. Aber dies ist noch gar nichts in Vergleichung mit den unermeßlichen Nachtheilen, welche diese Vereinzelung des Landes seinem Handel zufügen wird. Holländische Kapitalien belebten seitdem die belgische Industrie, holländische Schiffe verführten ihre Waaren über das Meer, holländische Kolonien waren ihr bevorzugter Markt, von welchem jede fremde Gewerbthätigkeit ausgeschlossen war. Dies ist, seit Belgien sich losgerissen, bereits anders geworden, und wird es immer mehr werden;

denn zu der Eifersucht der holländischen Krämer wird auch noch der Haß gegen die Abtrünnigen kommen. Folglich ist klar, daß die Industrie Belgiens, d. h. die große Masse des Volks, unendlich verlieren wird, wenn dieses Land für die Zukunft einen Staat für sich bilden sollte. Oder fällt Belgien an Frankreich; dann ist der Brennpunkt der Revolution, Brüssel, dessen Bürger unter Wilhelms Regierung und durch seinen Aufenthalt in ihrer Mitte so unendlich gewonnen haben, keine Hauptstadt mehr, sondern ein Provinzialort, wie Nantes, Bordeaux, Orleans, und die Stadt ist auf den Punkt zurückgeworfen, auf dem sie unter Napoleon stand, und muß also sehr verlieren. Für's zweite ist in diesem Falle ein europäischer Krieg unvermeidlich, und unser ganzer Welttheil muß wegen der elenden Partheiführer von Brüssel in Bewegung gerathen, deren End-Erfolg Niemand berechnen kann. Oder drittens Belgien wieder durch äußere oder innere Gewalt unter das holländische Regiment zurückgeworfen. Dann werden aber auch nach den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur Reaktionen eintreten; der holländische König wird — wenn auch geheime — Rache an den wieder unterworfenen Empörern üben, und die Sachen stehen dann viel schlimmer, als sie vor der Revolution standen. Folglich ist klar, daß die belgische Nation, was die Zukunft auch für Wechselfälle mit sich bringen mag, immer verliert, und aufgeopfert seyn wird.

Wer hat nun aber durch dieses Ereigniß gewonnen; Potter und Thielemans? sie sind abgesetzt. Van de Weyer und Gerlache, Staf-

bereits erheben sich eine Menge Stimmen wider sie. Die belgische Geistlichkeit? desto schlimmer, wenn das arme Land unter ihre Klauen kommt, und dies ist erst nicht wahrscheinlich, weil die Jakobiner-Parthei, die nicht gering ist, gewaltig das Haupt gegen sie erhob.

(Fortsetzung folgt im nächsten Bande.)